



Nicht ausleihbar

+4074 472 01

11



Illustrierte
Frauen-Zeitung.

Ausgabe der Modenwelt mit Unterhaltungsblatt.

Zwölfter Jahrgang.

1885.

Unterhaltungsblatt.

Berlin.
Franz Lipperheide.

Katzler sculp

FRANZ LIPPERHEIDE

v
v. 203.
3

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

Inhalts-Verzeichniß.

Die Zahlen bedeuten die Seitenzahlen. Die eingeklammerten Zahlen geben die Anzahl der Illustrationen an.

Romane und Novellen.

- Die Bruderdalm. Erzählung von F. von Stengel. 2, 22, 38, 58.
 Unser Niether. Von Julius Weil. 28.
 Vor dem Assessor. Von C. von Schwarzkoppen. 43.
 Die blonde Andalusierin. Von Clara Biller. 63.
 Die Todesbrüder. Eine Circus-Geschichte von Paul von Szczypanowski. 74.
 Ferien-Colonie. Novelle von Alexander Baron von Roberts. 90.
 Das Gelöbniß. Eine römische Dorfgeschichte von Richard Vos. 106, 126.
 Das Wachsfingerring-Cabinet. Von Helene von Goependorff-Grabowski. 111.
 Prinz Alois. Novelle von Balduin Groller. 142, 162, 182, 198.
 Griselidis. Von Ottomar Beta. 187.
 Mein Bruder. Novellette von Hellmuth Mielfke. 199.
 C'intendiamo! Von Hans Hoffmann. 203.
 Iris. Novelle von C. Marquard Sauer. 214, 234, 250, 266.
 Réponse payée. Novelle von Theodor Simons. 223.
 Höhenluft. Erzählung von H. Willinger. 282, 298.
 Die Braut. Eine Künstler-Novelle von Adolf Mähelburg. 314, 338, 358.
 Der Einsiedler. Erzählung von Adolf Pichler. 378, 398.
 Um ihre Krone. Novellette von Karl Theodor Schult. 418.
 Die Kapitalistinnen. Ein Wiener Geschichten von Marie von Ebner-Eschenbach. 422.

Gedichte.

- Herbstlied. Von Adolf Pichler. 62.
 Drei Schmadahäpfl. Von Max Haslhar. 96.
 Bitte. Von Julius von der Traun. 131.
 Nächtllicher Besuch. Von Alfred Meißner. 146.
 Märzentaub. Von Felix Dahn. 186.
 Fabeln und Naturbilder. Von Adolf Pichler. 302.
 Ein Wandertag. Von Martin Greif. 363.

Biographisches.

- Elisabeth Leisinger. 6.
 Ladislav Mierzwinski. Von Eugen Zabel. 26.
 Jeanne Becker. 42.
 Adolf Pichler. Von A. Brandl. 62.
 Marianne Eißler. 79.
 Prinzessin Caroline Mathilde zu Schleswig-Holstein. 95.
 Selbstportrait. Eine Klauderei über sein liebes Ich. Von Richard Vos. 110.
 Alice Pader. Von H. Heinicke. 131.
 Johannes Brahms. Von Otto Gumprecht. 146.
 Prinzessin Hilda von Nassau. 166.
 Felix Dahn. Von Ernst Jungmann. 186.
 Infantin Eulalia von Spanien. 203.
 Arnold Böcklin. Von Adolf Rosenberg. 222.
 Mary Anderson. Von Eduard Ackermann. 238.
 Wilhelm Camphausen. Von Georg Malkowsky. 255.
 Karl Niedel. Von H. Ehrlich. 271.
 Fürstin Marie von Schwarzburg-Sondershausen. 287.

- Ludwig Anzengruber. Von Balduin Groller. 302.
 Großherzogin Auguste Caroline von Mecklenburg-Strelitz. 319.
 Prinz Georg von Preußen. Von Fr. von Hohenhausen. 343.
 Dr. Susanna Rubinstein. 363.
 Emerich Robert. Von Balduin Groller. 383.
 Prinzessin Albrecht von Preußen. 403.
 Franz von Defregger. Von Adalbert Svoboda. 424.

Reisefskizzen u. dergl.

- Bilder aus Danzig. Von Fritz Bernid. 26, 43, 63.
 Fremde Völker in europäischer Tracht. Von Johannes Trojan. 42.
 Westerland auf Spitz. Von F. Keller-Leuzinger. 131, 147.
 In Amalfi. Von Woldemar Raden. 167.
 Der Mirabell-Garten in Salzburg. Von Dr. Märzroth. 222.
 Auf der Riva Schiavoni zu Venedig. Von Wanda Bartels. 287.
 London im Morgenrauen. Von Adolf Brenneke. 322.
 Bei Metapont. Von Woldemar Raden. 346.
 San Miniato bei Florenz. Von Hans Hoffmann. 386.
 Weihnacht in Rio de Janeiro. Von Julius Jenke. 426.

Natur und Kunst, Altes und Neues.

- Das Wildschwein. Von Gebrüder Adolf und Karl Müller. 6.
 Jan Primus von Brabant. Von Ernst Schubert. 7, 27.
 Unsere heimathliche Vogelwelt im Winter. Von Karl Krehlschmar. 9.
 Der Christkindl-Markt der Münchener Künstler. Von C. Lebbog. 62.
 Bei der großen Fontaine in Versailles. Von Fr. Colberg. 79.
 Die Freischärler der Literatur. Von Ernst Lehmann. 79.
 Pariser Pensionen. Von Martha Asmus. 95.
 Luftbilder. Von Ernst Schubert. 111.
 Schulmeisters Töchterlein. Von P. A. Rosegger. 147.
 Der Schellenmarkt auf dem Johrenbühl im Schwarzwalde. Von H. S. Mann. 166.
 Moderne Klapppflanzen. Von Paul Kummer. 170.
 Karl Stieler's letzter Gang. 187.
 Ein Gedenkblatt für Cornelia Schuler. 206.
 Unsere Reisen. Von Adolf und Karl Müller. 239.
 Von der ungarischen Landes-Ausstellung. Von Sigmund Sonnenfeld. 242.
 Japan in Berlin. Von Ernst Schubert. 258.
 Albrecht Dürer's Frau und Mutter. Von Adolf Rosenberg. 259, 272.
 Covisa die Damen! Von C. von Vincenti. 271.
 Die New Yorker Presse. Von Leopold Schenk. 272, 288, 303.
 Pilze. Von Heinrich Seidel. 303.
 Im Hochwald. Von A. von Schweiger-Verchenfeld. 322.
 Edelsteine und edles Gestein. Von Julius Stinde. 323.
 Von der Welt-Ausstellung in Antwerpen. Von Ernst von Hesse-Warieg. 347.
 Das Schifferhaus in Lübeck. Von Ernst Jungmann. 364.

- Jäger-Schönheit. Von Hugo Klein. 366.
 Im Harem. Von A. von Schweiger-Verchenfeld. 387.
 Pariser Volkstheater von ehemals. Von Ernst Schubert. 404.
 Die amerikanische Frau. Von Emil Dedert. 406.

Kunstgewerbliches.

- Bunte Fenster. Von Bruno Bucher. I. 12, II. 29.
 Gobelin's in unserer Wohnung. Von Jakob von Falke. 48.
 Ein Wort über Zimmeraufstellungen. Von Julius Lessing. 65.
 Schmuckstücke und Schmuckgefäße. Von Arthur Pabst. I. 81, II. 97.
 Der Damen-Schreibtisch. Von Max Haushofer. 116.
 Gothische Zimmer-Einrichtungen. Von Julius Lessing. I. 133, II. 149.
 Mosaik-Boden für Flur und Garten. Von Arthur Pabst. 172.
 Der Herren-Schreibtisch. Von Max Haushofer. 189.
 Ueber Taschenuhren. Von J. Stodbauer. 205.
 Der japanische Kunstgeschmack. Von Jakob von Falke. I. 221, II. 241.
 Der Goldschmuck auf der internationalen Metallwaaren-Ausstellung zu Nürnberg. Von J. Stodbauer. 257.
 Die Vorhänge in unseren Zimmern. Von Max Haushofer. 274.
 Die Bronzen auf der internationalen Metallwaaren-Ausstellung zu Nürnberg. Von J. Stodbauer. 289.
 Die Silberwaaren auf der internationalen Metallwaaren-Ausstellung zu Nürnberg. Von J. Stodbauer. 305.
 Die Trophäe. Von Max Haushofer. 321.
 Neue Wandlungen im Kunstglase. Von Jakob von Falke. 345.
 Filigran. Von A. Pabst. I. 365, II. 385.
 Ueber Luxuspapier. Von Max Haushofer. 405.
 Theetopf und Kaffeelanne. Von Jakob von Falke. 425.

Kunstgewerbliche Briefmappe.

Portieren. 50.

Verschiedenes.

- Literarisches. 10, 30, 46, 66, 82, 98, 114, 151, 170, 206, 224, 290, 306, 324, 366.
 Blüthenzauber. 46.
 Blätter für Kostümkunde. 185.—196. Blatt. 30, 66, 98, 134, 171, 206, 242, 274, 306, 348, 387, 428.
 Morgen-Gebet. 10.
 Julia beim Pater Lorenzo. 82.
 Die Schiffbrüchigen. 98.
 Der Taschenspieler. 114.
 Violetta. 114.
 Wald-Johlle. 134.
 Aufkommender Sturm. 190.
 Blick auf den Lustgarten zu Berlin. 206.
 Das Frühstück Seiner Eminenz. 242.
 Christus und die Samariterin. 259.
 Das verwunschene Schloß. 306.
 Die Waise. 323.
 Hagenbeck's Somali-Karawane. 348.
 Berlin zu Großvaters Zeiten. 406.

rg. 1658.

Der Hamburger Dom. 427.
Die Nacht. 427.
Troisich' Farben-Lichtdrucke. 427.
Preis-Concurrenz der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ für die besten Zeichnungen. 350, 369, 408, 430.
Weihnachtsbücher. 387, 406, 427.

Frauen-Gedenktage.

Januar bis December. 24 Namen.

Aus der Frauenwelt.

Kurze Notizen aus dem Leben der Frauen in allen Hauptstädten der Welt. 11, 31, 46, 67, 82, 98, 115, 134, 151, 171, 190, 207, 224, 243, 259, 275, 290, 306, 324, 348, 366, 387, 407, 428.

Ferner in der Heft-Ausgabe:

Heft 1.

Die Mode.

Notizen über Neuigkeiten auf dem Gebiete der Mode. 11, 31, 47, 68, 83, 99, 117, 135, 152, 173, 191, 207, 225, 243, 260, 275, 291, 307, 325, 349, 367, 388, 407, 428.

Die Mode vor hundert Jahren. 13, 31, 49, 67, 83, 99, 117, 135, 152, 173, 191, 207, 225, 243, 260, 275, 291, 307, 325, 349, 367, 388, 407, 428.

Ferner in der Heft-Ausgabe:

Heft 1, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 19, 21, 22, 23, 24.

Neue Handarbeiten.

11, 32, 49, 68, 83, 100, 117, 135, 153, 173, 191, 208, 244, 260, 276, 291, 308, 325, 349, 368, 429.

Die Majolika-Malerei. 389.

Holzbrand-Bilder. 408.

Wirthschaftliches.

Internationale Mittagessen nebst Recepten. 13, 32.

Speisezettel für Mittagessen zur Fastenzeit. 49.

Speisezettel für die feine Küche, nebst Recepten. 117, 135, 192, 226.

Menus für die in der Fürstlich Pfennburgischen Familie auf Schloß Wächtersbach veranstalteten Vermählungs-Feierlichkeiten, nebst Recepten. 153.

Speisezettel für den feinen bürgerlichen Tisch. 291.

Speisezettel für die feine und einfache Küche. 325, 350, 368.

Weihnachtsbäckereien. 429.

Recepte.

Kal-Matelote. 291.
Käpfel-Compote. 13.
Käpfelspeise. 50.
Käpfel-Kren. 292.
Artischocken. 32.
Artischocken auf italienische Art. 154.
Aufsaut von Citrone. 226.
Austern, Marinirte. 13.
Ballbunschen. 369.
Beefsteaks-Pastete. 118.
Beignets von Kirichen. 192.
Birnen-Compote. 350.
Bohnen, Große, mit Sahne. 226.
Butterzopf. 429.
Coquilles von Lachs. 49.
Croquette. 154.
Croquette von Eiern. 326.
Dalken, Steirische. 192.
Eier in Käpfchen. 192.
Eierkuchen, Gebräute. 136.
Enten, Gebratene. 13.
Entenbraten mit Wirfing und Kartoffeln. 350.
Erbsen, Junge, mit Hühnchen. 226.
Effenz à la Pfennburg. 154.
Farce zur Füllung der Kalbsbrust. 192.
Fischpastete. 49.
Fischsalat, Russischer. 118.
Fischsuppe. 368.
Fleischbrühe mit Garbäre. 226.
Fleischpudding. 350.
Flottkuchen, Thüringer. 429.
Forellen à la Mazarin. 192.
Geflügel-Suprême mit gefalzener Ochsenzunge. 154.
Gefrorenes à la Pflücker-Muskau. 292.
Gemüse von frischen Gurken. 292.
Gemüse-Salat. 49.
Gemüsesuppe. 192.
Graupensuppe. 135.
Hammelfleisch mit Wachholder. 32.
Hecht mit Weinsauce. 326.
Hechte, Kleine, mit feinen Kräutern. 368.
Hecht-Tricaffé. 226.
Hirnpfanzlein. 292.
Kabeljau à la Biscaya. 13.
Kaffee-Crème. 326.
Kaiser-Krautbrühe. 226.
Kaiserschneitten. 429.
Kalbscotelette in Papillotes. 292.
Kalbsbrust, Farcierte. 192.
Kalbsbrust, Gefüllte. 291.
Kalbskopf auf indische Art. 226.
Kalbsleber, Eingehüllte. 135.
Kalbsrücken à la Herzogin. 154.
Kapernsauce. 368.
Kartoffel-Pudding. 49.
Karpfenzungen. 429.
Kohl, Gedünsteter, mit Reis und Schinken. 13.
Kohlrüben-Aufsaut. 350.
Krautsuppe. 292.
Krautsuppe mit Risotto. 118.
Kräutersauce. 326.
Krebse, Gekochte. 226.
Krebspudding. 192.
Kuchen, Englischer. 429.
Kürbis-Suppe. 292.
Lammshcintzen mit Kräutersauce. 326.
Raccaroni. 50.
Raccaroni-Pastete. 292.
Mais-Pudding. 32.
Mandelbrotchen. 429.
Mandeltorte. 32.
Marienkuchen. 13.
Meringue-Kuchen. 154.
Ochsenzunge auf flandrische Art. 154.
Ochsenzunge, Draisirte. 136.

Ostendrei. 350.
Pastete. 32.
Rauchfleisch mit Kapselgemüse. 368.
Rebhühner-Suppe. 291.
Reispudding. 368.
Reisuppe mit Wirfing. 49.
Rind, Gebratenes, garnirt. 32.
Rindfleisch mit Kapernsauce. 368.
Rübsen, Weiße (Rairüben), mit Hammelfleisch. 192.
Salat, Gemischter. 32.
Salmi von geträufelten Schnecken. 154.
Sauce génévoise. 192.
Sauce, Italienische. 154.
Sauce Suprême. 154.
Schnee-Eier. 292.
Schnitten mit Anchovis-Butter. 226.
Schöpfen-Schalter, Farcierte. 13.
Stoffisch-Pudding. 50.
Suppe von Viehhuhn. 13.
Suppe von gehackter Leber. 32.
Suppe von rothen Rüben. 325.
Teigbäuten. 50.
Tendrons von Kalbfleisch. 368.
Tombale von Blumenkohl. 49.
Turbot, Gekochter. 32.
Vanille-Crème, Geschlagene. 118.
Weinsauce. 326.
Zander, Falscher. 49.
Zuckerbrotchen. 429.

Briefmappe.

Table with 3 columns: Fragen, Seite, Antworten, Seite. Lists various topics like Abziehbilder auf Glas, Urbild des Majors von Teltheim, Jakob Degen, etc.

Neuigkeiten der Literatur.

Kurzes Verzeichniß neu erschienener Bücher. 50, 68, 100, 118, 136, 154, 174, 192, 208, 226, 244, 276, 292, 308, 326, 369.

Illustrationen.

Portraits, gezeichnet von A. Schubert.

Elisabeth Leisinger. 1.
Ladislav Mierzwinski. 21.
Jeanne Becker. 37.
Karl Fischer. 57.
Marianne Gähler. 73.
Prinzessin Caroline Mathilde zu Schleswig-Holstein. 89.
Richard Voß. 105.
Alice Pasca. 125.
Johannes Brahms. 141.
Prinzessin Hilba von Nassau. 161.
Felix Dahn. 181.
Infantin Eulalia von Spanien. 197.
Arnold Böcklin. 213.
Mary Anderson. 233.
Wilhelm Camphausen. 249.
Carl Niedel. 265.
Fürstin Marie von Schwarzburg-Sondershausen. 281.
Ludwig Angenruber. 297.
Großherzogin Auguste Caroline von Mecklenburg-Strelitz. 313.
Prinz Georg von Preußen. 337.
Dr. Susanna Rubinstein. 357.
Emerich Robert. 377.
Prinzessin Albrecht von Preußen. 397.
Franz von Drefregger. 417.

Religiöses.

Christus und die Samaritaner. Von Chr. Wilberg. 256.

Aus der Gegenwart.

Der Christkindl-Markt der Münchener Künstler. Von Carl Ridelt. 61.
Karl Stieler's Begräbniß in Tegernsee. Von Carl Ridelt. 185.
Blick auf den Lustgarten in Berlin. Von Hans Bartels. 204.
Die Japaner im Ausstellungs-Park zu Berlin. Von R. Knoetel. 252.
Die Newyorker Presse. Zeitungsköpfe in Verkleinerung von 1:5. I. 272, 274, II. 288, III. 303, 306.
New York Herald, Tribune, Times, Sun, World, Sunday Star, Evening Post, Commercial Advertiser, Journal of Commerce, Mail and Express, Daily Graphic, Daily News, Morning Journal, Evening Telegram, Harper's Weekly, Frank Leslie's Illustrated Newspaper, Illustrirte Zeitung, Um die Welt, Police-Gazette, Post (deutsche und englische Ausgabe), Judge, Life, North American Review, Harper's New Monthly Magazine, Century, St. Nicholas, Harper's Young People, Fashion Bazar, Lady's Journal, Harper's Bazar, Seafon, New-Yorker Staats-Zeitung, New-Yorker Volkszeitung, New-Yorker Zeitung, Tages-Nachrichten, New-Yorker Herald, Veltreitsches Journal, Sonntags-Journal, Familienschatz, Familien-Blätter, Techniker, Handels-Zeitung, New-Yorker Schwäbisches Wochenblatt, Plattbärische Post, Schweizer Zeitung, Der Pfälzer in Amerika, Courier des Etats-Unis, L'Eco d'Italia, Il Progresso Italo-Americano, Los Novedades, Delinck Americck, Latine.
Hagenbeck's Somali-Karawane. Von Carl Ridelt. 344.

Land und Leute.

Bilder aus Danzig. Von Paul Burmeister.
Im Artus-Hofe. 25.
Die Johannis-Kirche. 28.
Am Volkwerk. 44.
Das hohe Thor. 45.
Die Frauengasse mit der Marienkirche. 64.
Fremde Völker in europäischer Tracht. Von Arthur Wanjura. 41.
Ansichten von der Insel Sylt. Von F. Keller-Leuzinger.
Bauerngehöft in Westerland. 131.
Der Hafen von Runkmarsch mit dem Blick auf das Wattenmeer. 132.
Der Gangbau des Deenhoog bei Wenningstedt. Grundriß. 132.
Der Gangbau des Deenhoog. Längenschnitt. 132.
Das Innere des Deenhoog. 132.
Ansichten von Sylt und Oland. Von F. Keller-Leuzinger.
Grundstücke aus dem Deenhoog bei Wenningstedt. 148.
Altfriesische Borte mit Webegeräth, sowie Steinfel. 148.
Das Innere einer Warf auf der Hallig Oland. 148.
Ideale Darstellung der Rückwärtsbewegung der Dänen in Folge von Ufer-Einbruch und Sandverwehung. 148.
Der Schellenmarkt im Schwarzwalde. Von W. Hasemann. 165.
Bilder aus Amalfi. Von Fritz Stoltenberg. 168.
1. Amalfi's Küste, von Atrani aus.
2. Markt von Amalfi mit Dom.
3. Camposanto vecchio.
4. Amalfi vom Kapuziner-Kloster aus.
5. Im Mühlenhal.
Von Salerno nach Amalfi. Von Chr. Wilberg. 169.
Der Mirabell-Garten zu Salzburg. Von J. F. Hennings. 216, 217.
Auf der Riva degli Schiavoni zu Venedig. Von Hans Bartels. 284, 285.
Die Tempel-Ruinen von Metaponto in Calabrien. Von R. Schiebold. 340.
Im Lübecker Schifferhause. Von Fritz Stoltenberg. 360, 361.
Ansichten aus San Miniato bei Florenz. Von F. Otto Schulze. 380, 381.
Der Piazzale Michelangelo.
Der Glockenthurm in der alten Befestigungsmauer von San Miniato.
Die Kirche San Miniato.
Eingangsthor der alten Befestigung von San Miniato.
Wappen der Medici über dem Festungsthor von San Miniato.

Geschichtliches.

Herzog Johann I. von Brabant. 9, 27.
Herzogin Adelheid von Brabant mit ihren Söhnen Heinrich und Johann. 9.
Gambrius-Kopf. 27.
Lustbilder.
Caricatur-Blatt von 1803. 113.
Caricatur-Blatt aus der Zeit des Directoriums. 113.
Die Flugmaschine Jakob Degen's, 1812. 114.
Die verunglückte Auffahrt Jakob Degen's, 5. October 1812. 114.
Albrecht Dürer's Frau. Nach einem Aquarell in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand. 253.
Albrecht Dürer's Frau. Nach einer Zeichnung im Besitze des Dr. Blasius zu Braunschweig. 253.
Albrecht Dürer's Mutter. Nach einer Zeichnung im Berliner Kupferstich-Cabinet. 268.
Albrecht Dürer's Frau. Nach einer Zeichnung im Berliner Kupferstich-Cabinet. 272.
Pariser Volkstheater von ehemals: Das Café der Blinden. Um 1790. 403.
Taschenspieler zur Zeit des Directoriums. 403.
Der unvergleichliche Kavel. Um 1796. 404.
Turlupin. 404.
Gros-Guillaume. 404.
Boböche und Galimafro, Straßen-Komiker zur Zeit des Empire. 404.

Aus der Natur.

Winter-Mondnacht. Von August Fink. 5.
Wald-Jdylle. Von F. Specht. 129.
Der Sperber kommt! Von A. Müller. 240.

Genre-Bilder.

Morgen-Gebet. 8.
Bei der großen Fontaine in Versailles. Von L. von Hagn. 77.
Julia beim Vater Lorenzo. Von Carl Spielker. 80.
Die Schiffbrüchigen. Von Felix Cogen. 92, 93.
Drei Schnadahüpfel. Von Max Klashar. 96.
Der Taschenspieler. Von C. Schweninge. 109.
Violetta. Von C. Breitbach. 112.
Schulmeisters Tochterlein. Von Gustav Igler. 145.
Herausziehender Sturm. Von F. Hoffmann-Fallerleben. 188.
C'intendiamo! Von F. Vinca. 201.
Der Eremit. Von Arnold Böcklin. 220.
Das Frühstück Sr. Eminenz. Von A. Holmberg. 237.

Eviva die Damen! Von Jean Luvós. 269.
 Aus dem Leben der Pizze. Von Heinrich Schlitt. 300.
 Das verwunschene Schloß. Von F. Hoffmann-Fallersleben. 304.
 Sechs Text-Illustrationen von Anton von Werner zur Novelle „Die Braut“ von Adolf Mügelburg. 314, 315, 338, 342, 364.
 London im Morgenrauschen. Von Franz Starbina. 316, 317.
 Die Waife. Von M. Liebermann. 320.
 Im Harem. Von Jean B. Huysmans. 384.
 Berlin zu Großvaters Zeit. Unter den Linden und das Brandenburger Thor. Von Franz Starbina. 400, 401.
 Der Dom auf dem Hamburger Pferdemarkt. Von Hans Bartels. 420, 421.
 Die Nacht. Von F. Gesellschaft. 424.

Kunstgewerbliches.

Ampel. 241.
 Anhänger. 385.
 Aufhänger-Bücherschrank. 12.
 Bierkanne. 81.
 Bratenschüssel. 172.
 Bratenschüssel, Teller, Schüssel, Saucière zu einem Steingut-Service „Buffon“. 205.
 Brief-Papiere und -Karten nebst Couverts. 48, 405.
 Brosche in aldrömischen Stil. 289.
 Brosche „Rebicus“. 289.
 Brosche. 405.
 Châtelaine mit Uhr aus oxydierendem Silber. 48.
 Châtelaine mit Uhr aus 14karätigem Golde. 48.
 Couffolbreite. 221.
 Dromedar als Tintenlöcher. 289.
 Einband zum „Haus“. 12.
 Einband zu einem Gesangbuch. 172.
 Einband zu einer Haus-Chronik. 172.
 Einband zu einem Wirtschaftsbuche. 305.
 Einrichtung für ein Jagdzimmer. 149.
 Etagère. 241.
 Faßhänder. 221.
 Flügelstühr mit Lambris. 48.
 Geld-Kassette. 81.
 Gießkanne. 205.
 Gläsererschrank. 205.
 Glasvasen. 241, 257.
 Handspiegel. 205.
 Haus-Apothek. 116.
 Jardinière. 257.
 Kalender. 425.
 Kanne. 305.
 Kassette. 29.
 Kinderbettstelle. 385.
 Kohlenkasten. 81.
 Kronleuchter. 241.
 Krüge, Karaffen und Gläser. 345.
 Kristall-Spiegel mit Malerei. 29.
 Kristall-Spiegel. 172.
 Lampe. 365.
 Laterne. 305.
 Leder-Tapeten, zwei japanische. 65.
 Leuchter. 321, 425.
 Majolika-Lampe, ungarische. 365.
 Majolika-Ofen. 12.
 Möbel-Garnitur in Nußbaumholz mit getriebenen Lederbezügen. 273.
 Photographie-Rahmen. 257, 345, 405.
 Photographie-Ständer. 221.
 Rheinweinglas. 345.
 Römer. 345.
 Schmuckgegenstände mit Verwendung von Kinderzähnen. 205.
 Schmuckkasten. 116.
 Schreibmappe. 305.
 Schwarzwälder Kuckucks-Uhr. 385.
 Servietten-Ring. 405.
 Serviertisch. 385.
 Standuhr in Bronze. 289.
 Standuhr in Porzellan. 321.
 Strohmatte, Chinesische. 66.
 Stühle, zwei. 116.
 Superporte. 12.
 Teller in geschnittenem Eisen. 172.
 Thermometer. 365.

Tischgeräthe, Zierliche. 29.
 Trinkgefäß. 305, 405.
 Trophäe. 321.
 Uhr aus Massa und Holz. 116.
 Vase in französischem Porzellan. 257.
 Vasen, Teller und Blumenschale. 289.
 Wandbrett. 81.
 Wand-Feuerzeug mit Aschenschalen. 221.
 Wandteppich. 425.
 Wand-Thermometer. 257.
 Waschbeden. 81.
 Wasserblase zu einem Wasch-Apparat. 29.
 Wasserkanne, zwei. 81.
 Wasser-Service. 12.
 Weinfühler. 29.
 Wohnzimmer-Einrichtung. 189.
 Ziergefäße. 365.
 Zimmer-Einrichtung in Eichenholz. 97.
 Zimmer-Einrichtung in ländlichem Stil. 133.
 Zimmer-Tafelung nebst Büffet. 65.

Die Mode.

11 (4). 31, 32 (5). 47 (4). 68 (4). 83 (5). 99 (3). 117 (3). 135 (3). 153 (3). 173 (4). 191 (2). 208 (4). 225 (5). 243, 244 (4). 260 (3). 276 (4). 291 (5). 307, 308 (3). 325 (6). 349 (5). 367, 368 (8). 388, 389 (7). 407 (2). 428 (2).

Die Mode vor hundert Jahren. Darstellungen der Herren- und Damenmode aus den entsprechenden Monaten vor hundert Jahren. 13, 31, 49, 67, 83, 99, 117, 135, 152, 173, 191, 207, 225, 243, 260, 275, 291, 307, 325, 349, 367, 388, 407, 428.

Neue Handarbeiten.

11 (1). 32 (3). 49 (2). 68 (3). 83, 84 (2). 100 (2). 117 (5). 135 (1). 153 (2). 174 (2). 191, 192 (4). 208 (2). 244 (2). 260 (1). 276 (1). 291 (4). 308 (1). 325 (2). 349 (1). 368 (3). 389 (4). 408 (3). 429 (12).

Farbige Modenbilder.

36 Blätter. Nr. 599—634.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge.

(Zur Ausgabe mit allen Kupfern.)

185. Blatt. Französische Modedame. 1785. Nach Watteau d. J.
 186. Blatt. Deutsche Frau aus Stettin. 1801. Nach einem Stammbuchblatt.
 187. Blatt. Bauern aus den Vierlanden bei Hamburg. Von C. Koch.
 188. Blatt. Mädchen aus Numedal, Norwegen. Von Vincenz St. Lerche.
 189. Blatt. Burgundischer Hofherr. Erstes Drittel des 14. Jahrhunderts. Von A. von Heyden.
 190. Blatt. Französische Dame. 15. Jahrhundert. Von A. von Heyden, nach einem Hautelisse-Teppich aus Aubussons im Museum des Hotel Clugny zu Paris.
 191. Blatt. Französische Modedame. Um 1786. Nach Watteau d. J.
 192. Blatt. Pariserin um 1786. Nach Watteau d. J.
 193. Blatt. Albanesisches Mädchen. Von H. Schlittgen.
 194. Blatt. Griechische Frau aus Jerusalem. Von Ernst Rietschel (†).
 195. Blatt. Lombardischer Edelmann. Um 1450. Von A. von Heyden, nach einem Bilde aus dem Berliner Museum.
 196. Blatt. Lombardischer Edelmann. Um 1450. Von A. von Heyden, nach einem Bilde aus dem Berliner Museum.

Blüthenzauber.

Von E. von Kramer.

(Zur Ausgabe mit allen Kupfern.)

1. Gänseblümchen. *Bellis perennis*.
2. Ananas. *Bromelia Ananas*. — Granatapfel. *Punica Granatum*. — Apfel. *Pyrus malus*. — Birne. *Pyrus communis*.
3. Eiche. *Quercus robur*. — Kiefer. *Pinus silvestris*. — Nispel. *Mespilus germanica*.
4. Kirchforbeer. *Prunus laurocerasus*. — Rother Fingerhut. *Digitalis purpurea*.
5. Lein, Flach. *Linum usitatissimum*.
6. Kamille. *Matricaria chamomilla*. — Linde. *Tilia grandiflora*.

Blumenfinder.

Von Paul Nauen.

(Zur Ausgabe mit allen Kupfern.)

9. Malschroje. *Papaver rhoeas*.
10. Alpenveilchen. *Cyclamen europaeum*.
11. Weiße Lilie. *Lilium album*.
12. Kapuzinerkresse. *Tropaeolum majus*.
13. Glockenblume. *Campanula rotundifolia*.
14. Feuerlilie. *Lilium bulbiferum*.
15. Kornblume. *Centaurea cyanus*.
16. Klee. *Trifolium pratense*.
17. Georgine. *Dahlia variabilis*.
18. Stiefmütterchen. *Viola tricolor*.
19. Tulpe. *Tulipa Gesneriana*.
20. Weiße Federneffe. *Dianthus Hedewigii*.

Bildermappe.

Sammt begleitendem Text.

(Zur Heft-Ausgabe.)

- Nr. 29. Ein arabisches Gala-Diner. Von Adolf Böhm. Heft 2.
 Nr. 30. Eine Geographie-Stunde. Von E. Pagliano. Heft 4.
 Nr. 31. An der Schelde. Von Victor Weisshaupt. Heft 6.
 Nr. 32. Der entdeckte Liebesbrief. Von J. Herterich. Heft 8.
 Nr. 33. Das Wunderkind. Von H. Benschlag. Heft 10.
 Nr. 34. Rechtfertigung. Von W. Amberg. Heft 12.
 Nr. 35. Die Reiskamele im Zoologischen Garten zu Berlin. Von Paul Meyerheim. Heft 14.
 Nr. 36. Eulenspiegel auf der Wanderschaft. Von Th. Kocholl. Heft 16.
 Nr. 37. Ansicht der Stadt Tunis. Von Edmund Berninger. Heft 18.
 Nr. 38. Beim Fischfang auf dem Chiemsee. Von Karl Raupp. Heft 20.
 Nr. 39. Fabelio. Von Hermann Kaulbach. Heft 22.
 Nr. 40. Christkindchen kommt! Von Eugen Klimsch. Heft 24.

Illustrirte
Frauen-Zeitung
Ausgabe der „Modenwelt“ mit Unterhaltungsblatt.

Nr. 19, Erstes Blatt.

Monatlich zwei Nummern.
Vierteljährlich 2½ M. = 1½ Guld.

Berlin, 1. October 1885.

(Ausgabe mit allen
Kupfern: 4¼ M. = 2 Guld. 55 Kr.)

XII. Jahrgang.



Rauchentwurf verboten.

Die Braut.

Eine Künstler-Novelle von Adolf Müzelburg.*)

Mit Abbildungen von Anton von Werner.

1.

Zu jener viel gepriesenen und viel gescholtenen Zeit, in der die Eisenbahnen noch nicht über tiefe Schluchten und hohe Gebirge führten, sondern bescheiden zu ihren Füßen liegen blieben, stieg an einem frühen Sommermorgen ein junger Mann in den Postwagen, der die Reisenden vom Bahnhof zu Halberstadt nach Quedlinburg und weiter hinein in den Harz zu führen hatte. Trotzdem der Passagier die lange Nachtfahrt von Berlin bis Halberstadt in einem Zuge gemacht, sah er frisch und wohlgenut aus. Er hatte zuvor einen Blick nach dem Bod geworfen; aber dort sah schon ein Naturfreund neben dem „Schwager“, und so schwang er sich denn mit einem elastischen Turnerschwunge in das Innere der Postkutsche, begrüßte die Dame, die in der einen Ecke saß, mit einem kräftigen „Guten Morgen!“ und ließ sich in der anderen Ecke nieder, sein Köpfelein auf den Rücksitz werfend.

Sein Gruß war von der Dame durch eine nur leichte, aber freundliche Neigung des Kopfes erwidert worden; dann blickte jeder der beiden Passagiere, während der Wagen noch hielt, durch die geöffneten Fenster in's Freie. Es stieg kein anderer Passagier ein, der Postillon ließ einige herzbrechende Töne erklingen, und der Wagen rasselte über das holperige Steinpflaster, um bald auf chausfirten Weg einzulenken und dann munter weiter zu rollen.



Der junge Mann holte einige Male tief Athem, wie jemand, der die Morgenluft so recht in vollen Zügen einatmen will. „Gott sei Dank,“ rief er dann, als ob er ganz mit sich oder einem guten Freunde allein sei, „Gott sei Dank, daß man aus dem Malefiz-Coupé heraus ist. War das eine Hitze! Und die Damen erlaubten nicht einmal, daß ich rauchte. Erlauben Sie vielleicht, Madame?“

Er blickte etwas verlegen seitwärts. Ein Lächeln ging über das freundliche Matronen-Antlitz seiner Reisegefährtin, und wieder antwortete ihm eine leichte Neigung des Kopfes.

„Danke Ihnen, Madame!“ erwiderte er, und sein blaues Auge blieb einige Sekunden prüfend auf dem schönen, würdevollen Gesicht der alten Dame haften, unter deren breitrandigem, dunklem Strohhut noch volles, nur spärlich ergrautes Haar hervorquoll. „Ja, das Rauchen, das ist auch so ein moderner Firtlesanz; aber wenn man's einmal gekostet hat, kann man nicht davon lassen.“

Seiner Sprache nach war der Reisende unzweifel-

haft ein Rheinländer, seinem Aussehen nach der Jünger irgend einer der freien Künste. Einen so gewaltigen Schlapphut, so langes, volles Haar, einen so verwegenen Vollbart und einen so leicht geschürzten Halstuchknoten unter dem lockeren Hemdtragen trug kein Geschäftsmann, kein Beamter. Jetzt blies er mit Wohlbehagen den Rauch seiner Cigarre vor sich hin, jedoch artig zum Fenster hinaus. Plötzlich schien ihm eine Idee zu kommen; er setzte sich auf den Rücksitz. So konnte er die Dame, die ihm schräg gegenüber saß, voll betrachten: ein Gesicht von ungemeiner Milde und Sanftheit und doch voll Würde, so recht Gott ergeben und den Menschen freundlich. Der junge Mann betrachtete es, während sie zum Fenster hinaussah, mit eigentümlich leuchtenden Blicken; er schien jede Einzelheit dieses regelmäßigen Ovals, jede Nuance dieser feinen, alten und doch so lieben Züge durchdringen und in sich aufnehmen zu wollen.

„Madame,“ rief er dann plötzlich, „sien Sie mir nicht böse! Ich bin Bildhauer, — Reinhold Geiger heiße ich, — haben Sie je einem Bildhauer Modell gegeben für den Kopf?“

Die Dame wandte ihm gedankenvoll den Blick zu und sah ihn aufmerksam an. „Sollte Ihnen eine Ähnlichkeit aufgefallen sein?“ fragte sie. „Das ist doch wohl kaum möglich!“

„Eine Ähnlichkeit? Ja wohl!“ rief der junge Mann. „Aber welche? Mit wem denn gleich? Ich habe diesen Kopf schon in Marmor gesehen; ich möchte darauf schwören.“

„In Rom,“ sagte die Dame mit sanfter, wohl-lautender Stimme, „habe ich einem Bildhauer einige Tage als Modell für den Kopf einer Statue gesehen.“

„Dem Heinrich Volz für seine Elegie!“ unterbrach sie der Bildhauer, die Hände zusammenschlagend. „Nun hab' ich's, nicht wahr?“

„In der That!“ erwiderte die Dame mit verwundertem Lächeln. „Aber wie ist es möglich, daß Sie das jetzt, nach mehr als zwanzig Jahren, noch erkennen? Ich habe wohl viel von der Schärfe des Künstlerauges sprechen hören, aber ein solches, — wie soll ich sagen? — Wiedererkennen nur im Allgemeinen wieder-gegebenen und vom Künstler idealisirter Züge, nach so vielen Jahren, hätte ich nicht für möglich gehalten. Haben Sie Professor Volz gekannt?“

„Leider nicht! Als er starb, — viel zu früh für unsere himmlische Kunst, — war ich noch ein Schulknabe; aber seine Elegie habe ich in München gesehen. Ein lapitales Werk!“

Freilich, wenn er solchen Kopf vor sich gehabt hat, dann war das gar nicht so schwer! Diese Linien, hier der sanfte Uebergang von den Schläfen zur Wange, das Kinn, das prächtige, edle Kinn, — und der wundervolle Ansatz des Halses . . .“ Er begleitete seine Beschreibung mit leichten Bewegungen der Hand, als ob er die schöne Linie nachformte, während sein klares Auge wie verückt an dem Gesichte der Matrone hing. „Ja, das sieht man nicht oft. Ach, warum sind Sie nicht jünger, Madame, — verzeihen Sie mir tausendmal! — da hätte ich ja meine Braut schon am ersten Tage gefunden!“

Die Dame hatte bis dahin mit einem gewissen Wohlwollen den schwärmerischen Ergießungen des jungen Mannes zugehört; offenbar fehlte ihr nicht das Verständnis für derartige Künstlernaturen, die es mit der Form nicht so genau nehmen, aber unter der Freiheit der Manieren, gerade den Frauen gegenüber, oft eine viel größere Ritterlichkeit verbergen, als der Stutzer unter seiner angelegerten Eleganz. Indef bei dem letzten, seltsamen Ausruf wurde ihr freundliches Antlitz doch etwas ernster; die Situation konnte peinlich werden.

Er bemerkte es sogleich. „O, gnädige Frau, seien Sie mir nur nicht böse!“ rief er. „Unsereins schnack immer gleich Alles so hinaus; das schickt sich nicht, ich weiß es wohl. Ich habe von Seiner Majestät, dem

König von Preußen, den Auftrag bekommen, eine Braut in Marmor auszuführen, und nun suche ich mein Modell, — Madame, sehen Sie, das ist die Sache!“

Ein Lächeln der Dame lohnte ihm für diese einfache Aufklärung. „Das ist ja ein sehr ehrenvoller Auftrag,“ sagte sie. „Der kunstsinige König wird sicherlich die Lösung einer so schönen Aufgabe keinem Unwürdigen anvertrauen. Aber weshalb unternehmen Sie denn eine Reise, um ein Modell zu finden? Sollte nicht jede Stadt in unserem Vaterlande Ihnen das Urbild der edlen Bräutlichkeit bieten?“

„Sehen Sie, Madame, das haben mir schon hundert Damen gesagt!“ antwortete er eifrig. „Aber das ist ein großer Irrthum! Man glaubt das so; nur der Künstler selbst weiß, wie schwer ein Modell zu finden ist. Und nun gar eine Braut, ja, was liegt darin Alles! O du mein Heiland, Tag und Nacht schwebt mir mein Ideal vor; ich sehe es, aber wenn ich zum Thon greife, verfliegt es mir vor den Augen. Es wird nicht, was ich gedacht habe; es wird ein Kopf, ein schöner Kopf vielleicht, — eine Venus, eine Minerva, — aber keine Braut. Nein, ich muß ein Modell haben, einen Kopf, der mir in Wirklichkeit das zeigt, was meiner Phantasie vorschwebt; ich muß an der lebendigen Natur mein Ideal festhalten, zur körperlichen Form gestalten können . . .“

„Und in Berlin fanden Sie das nicht?“ fragte sie, als er schwieg und traurig den Kopf schüttelte.

„Nichts, gar nichts dergleichen!“ erwiderte er entschieden. „Auch nicht von fern, was ich suchte. Schöne Mädchen, Modelle für tausend schöne Sachen, aber keine Braut!“

„Wenn Sie sich ein so hohes Ideal von Ihrer Braut entworfen, — und das muß ja bei jedem Künstler der Fall sein! — so werden Sie freilich das Original nicht leicht finden.“

„Ja, das ist's, das fürchte ich auch!“ sagte er seufzend und strich sich die üppigen Haare zurück. „Da habe ich nun schon seit drei Monaten den schönsten, den ehrenvollsten Auftrag, den sich ein junger Künstler nur denken kann; Geld habe ich auch; der gute König hat mir gleich tausend Thaler für die Auslagen vorauszahlen lassen. Ich bin glücklich, wie ein Daus, und doch ein ganz elender Bursch, denn ich kann meine Braut nicht finden; — es hat mich schon ganz krank gemacht!“

„Die schöne Harzluft wird Sie stärken,“ sagte die Dame scherzend. „Und wollen Sie denn diese Braut gerade im Harz suchen?“

„Ja, sehen Sie, meine Gnädige, mir schwebt ein so ganz eigenes Gesicht vor. Schön muß es sein, das ist nicht mehr als nöthig. Aber nicht bloß schön, auch fromm, gut, sittig, — so eine norddeutsche Maid, mit einem etwas ernstern, nicht gar zu weichen Ausdruck. Es ist schwer zu sagen, wie ich's meine; ich möcht' es ja selber erst sehen, vor mir lebendig schauen; denn wenn ich's genau beschreiben könnte, so könnte ich's auch machen. Es muß mit einem Male vor mir stehen, als ob ein Traumbild zu Fleisch und Blut geworden. Herr Gott, wie wolt' ich dann arbeiten, und was sollte das für ein Meisterstück werden!“

Die alte Dame sah ihn nachdenklich an; es schien, als ob sie etwas auf der Lippe habe, aber sie hielt damit zurück und sagte nur: „Es wird wirklich nicht ganz leicht sein, das in unseren Bergen zu finden. Herbe, ernste Schönheiten giebt es bei uns wohl, wie ja überhaupt in Norddeutschland; aber ob sie Ihrem Ideal entsprechen . . .“

„Ich will es versuchen!“ rief der Künstler. „In der Stadt hielte ich's ohnehin nicht mehr aus; hinaus in Gottes freie Natur muß ich einmal wieder. Da sagten mir Mehrere von meinen Freunden: Geh nach dem Harz, der ist nicht gar zu weit, und vielleicht findest Du urplötzlich, wenn Du irgendwo einkehrst, da unter Tannen und Buchen wanderst, ja Du suchst. Und da bin ich nun hier. Da liegt er ja vor uns, der blaue Bursche. Ist das der Brocken, Madame?“

Er deutete aus dem offenen Wagenfenster, durch das man die Bergzüge des Unterharzes ganz deutlich erblicken konnte.

„Nein,“ erwiderte die Dame, „den Brocken kann man gerade von dieser Stelle nicht sehen; es ist ein Berg bei Wernigerode. Doch um wieder auf Ihr Ideal zurückzukommen, weshalb suchen Sie dasselbe nicht in Ihrer Heimath, in den Rheinlanden?“

„Also merkt man's doch gar so leicht, daß ich ein Kölner Kind bin, — wenigstens aus der Gegend?“ rief er, laut und lustig lachend. „Ja, wissen Sie, Madame, an schönen Mädeln hat der Rhein, weiß Gott, keinen Mangel. Aber die schauen nur gar so lustig aus; die tanzen alle in die Ehe hinein, und das paßt doch nicht für meine Braut; das muß schon so eine kleine Heilige sein, wenn ihr auch der Schelm im Nacken sitzt. Hätt' ich eine Lorelei zu schaffen oder auch eine Nymphe, eine Göttin der fröhlichen Herbstzeit, so aus der Weinlese, da wär' ich sicher nach dem Rhein gegangen. Aber was mir für meine Braut vorschwebt,

* Die vorliegende Novelle rührt aus dem Nachlasse des vor einigen Jahren verstorbenen fruchtbareren Dichters; wie die Leserinnen sehen werden, erhält sie einen besonderen Reiz durch die Abbildungen, mit welchen Professor Anton von Werner, Director der akademischen Hochschule zu Berlin, das Werk seines vereinigten Freundes begleitet.

das ist ganz etwas Anderes. Ja, warum sind Sie nicht zwanzig Jahre, meine Gnädige! Das wär' ein Jubel! Und selbst heute könnt' ich noch Manches für meinen Kopf nützen; das Kinn ist fast unverändert schön! Für eine Statue der Mütterlichkeit braucht man's, weiß Gott, nur zu copiren. Nicht wahr, so ungefähr Zwanzig waren Sie alt, als der Volk in Rom Sie modellirte?"



„Doch ein gut Theil älter!“ antwortete sie mit einem Lächeln, das etwas Wehmüthiges hatte. „Ich war noch nicht verheirathet und befand mich damals als Begleiterin der Gräfin Stolberg in Rom. Die Gräfin, — Sie wissen wohl, eine eifrige Gönnerin der Kunst, — kannte Herrn Volk, und nur auf ihren Wunsch ließ ich mich bewegen, dem Künstler zu sitzen. Es war eine heitere Woche; Herr Volk, damals ungefähr so alt und ganz von solchem Temperament wie Sie, wußte von allem Möglichen zu plaudern; namentlich Scenen aus dem Volksleben der Römer und der Leute aus den Bergen schilderte er mit köstlichem Humor. Meine arme, kranke Gräfin, die nun schon längst zur Ruhe eingegangen ist, sagte mir oft, es seien ihr unvergeßlich liebe Stunden gewesen.“

„Und sehen Sie, Madame, daß der Volk, obgleich es in Rom von schönen Modellen wimmelt, doch den Kopf einer Deutschen zum Vorbild genommen hat!“ rief der Bildhauer triumphirend. „Gerade so geht's mir auch mit meiner Braut . . .“

Das heftige Poltern der Räder, die plötzlich über holperiges Straßenpflaster dahintrachten, schnitt dem jungen Manne das Wort ab. Gleich darauf, noch ehe der Postwagen hielt, wurde der Wagenschlag geöffnet, und ein schlanker junger Mann, in der kleidsamen Tracht der Forstleuten, erschien in demselben.

„Bist Du es, liebes Mütterchen, bist Du wirklich wieder da?“ rief er, auf dem Tritte stehend und ihr beide Arme entgegenstreckend.

„Heinrich, lieber Junge, nimm Dich doch nur in Acht!“ rief sie, seine beiden Hände fassend. „Ist denn Alles wohl, der Vater, unser Goldkind und Deine . . .“

„Alle, alle! Und wie sie sich freuen werden, Dich wiederzusehen! Die vierzehn Tage sind uns zur Ewigkeit geworden; nun darfst Du uns niemals mehr fort!“

Der Wagen hielt, und der junge Mann, der auf den Begleiter seiner Mutter gar nicht geachtet hatte, hob die Dame heraus. Diese konnte nur noch mit einem freundlichen Kopfnicken grüßen; dann verschwand sie mit dem Sohne in dem Hause, vor welchem der Postwagen hielt.

Reinhold Geiger stieg aus. Er war am Ziele seiner Fahrt; jetzt sollte das Wandern zu Fuß beginnen. Er trat in die einfache Restauration ein, die sich auf demselben Platz, dem Postbureau gegenüber, befand, und bestellte einen Imbiß. Bei der aufwartenden Kellnerin erkundigte er sich, ob sie nicht wisse, wer die alte Dame sei, die mit der Post gekommen, und die der junge Forstmann abgeholt. „Nein,“ lautete die Antwort, „ich kenne

die Herrschaften nicht. Der schmutze junge Herr kam in einem Wagen und sagte nur, daß er sein Mütterchen erwarte. Es müssen Herrschaften oben aus den Bergen sein!“ Sie erkundigte sich auch bei dem Posthalter, aber der wußte ebenfalls nichts.

Schade! dachte Reinhold. Es war ein schöner Kopf, und er lohnte wohl die Mühe, auch im Alter noch, wie es in der Jugend geschehen, der Mit- und Nachwelt überliefert zu werden! Wenn es aber irgend einen Menschen gab, der sich um das, was nicht zu ändern war, keine Sorgen machte, und der in der Gegenwart, wohl auch in der Zukunft, wenig aber in der Vergangenheit lebte, so war es Reinhold Geiger. Als er die alterthümliche und an vielem Sehenswerthen reiche Stadt Heinrich des Finklers durchwanderte, hatte er die Begegnung mit der schönen alten Dame im Postwagen so gut wie vergessen. Wohl lugte er auch im Brühl, auf den Straßen und auf dem Wege zum Schlosse nach manchem schönen Mädchen aus; aber seine „Braut“ fand er hier noch nicht.

2.

Glückselige Wanderlust! Das Herz gesund, frei die Brust, leicht der Sinn und leicht der Fuß! So dahin zu ziehen durch die balsamische Morgenluft, unter Lerchenfang und Wachtelschlag, den fessigen Steg hinan und dort oben den Blick zurückgewandt in die duftige Ebene; dann hinein in den kühlen, schattigen Buchen- oder Eichenwald, das rieselnde Bächlein zur Seite, wie ein treues Hündchen, das in die Kreuz und Quer springt und doch immer zu sehen und zu hören ist . . . O Glückselige Wanderlust, wer kennt dich ganz, wenn er dich halb unbewußt genießt, als ob das so zur Welt und zum Leben gehöre! Und wer denkt nicht still wehmüthig an dich zurück, wenn die schönen Jugendträume zerflattert sind und das ernste Leben den Fuß auf den stolz erhobenen Raden gesetzt hat!

Reinhold Geiger empfand sie noch, diese frohe Wanderlust, als er das rothe Gestein neben dem kalten Thal emporstieg, westlich von Suderode, bis dort hinauf, wo der Fußweg nach der Lauenburg sich abzweigt. Wohl konnte ihm das Herz hochschlagen. Jung noch, aber in seiner Kunst schon ein Meister, hochgeehrt durch den Auftrag des kunstsinnigen Königs, in vollster Empfänglichkeit für alles Schöne und Große, — niemals hat der umsonst gelebt, der an einem so schönen Morgen mit so schwellendem Herzen in den Bergwald hineinwanderte, mag auch das spätere Leben bringen, was es wolle. Reinhold empfand es, halb ahnend, halb bewußt. Den Hut trug er in der Hand, das Haar flatterte im Winde, von den Lippen klangen ihm Verslein fröhlicher Lieder, und aus den Augen leuchtete die volle, kräftige Jugendlust; aber sie nicht allein, sondern noch ein Anderes, Strahlendes, das nur ein gleich Begnadeter hätte deuten können: Ich bin etwas! Ich kann etwas! Ich kann schaffen! Die Welt gab mir viel, und ich kann ihr wieder geben!

Als Reinhold auf der Höhe angelangt war, stand er still, senkte den Blick lange nieder auf

das weite Thal zu seinen Füßen und setzte sich dann auf einen mächtigen Felsblock.

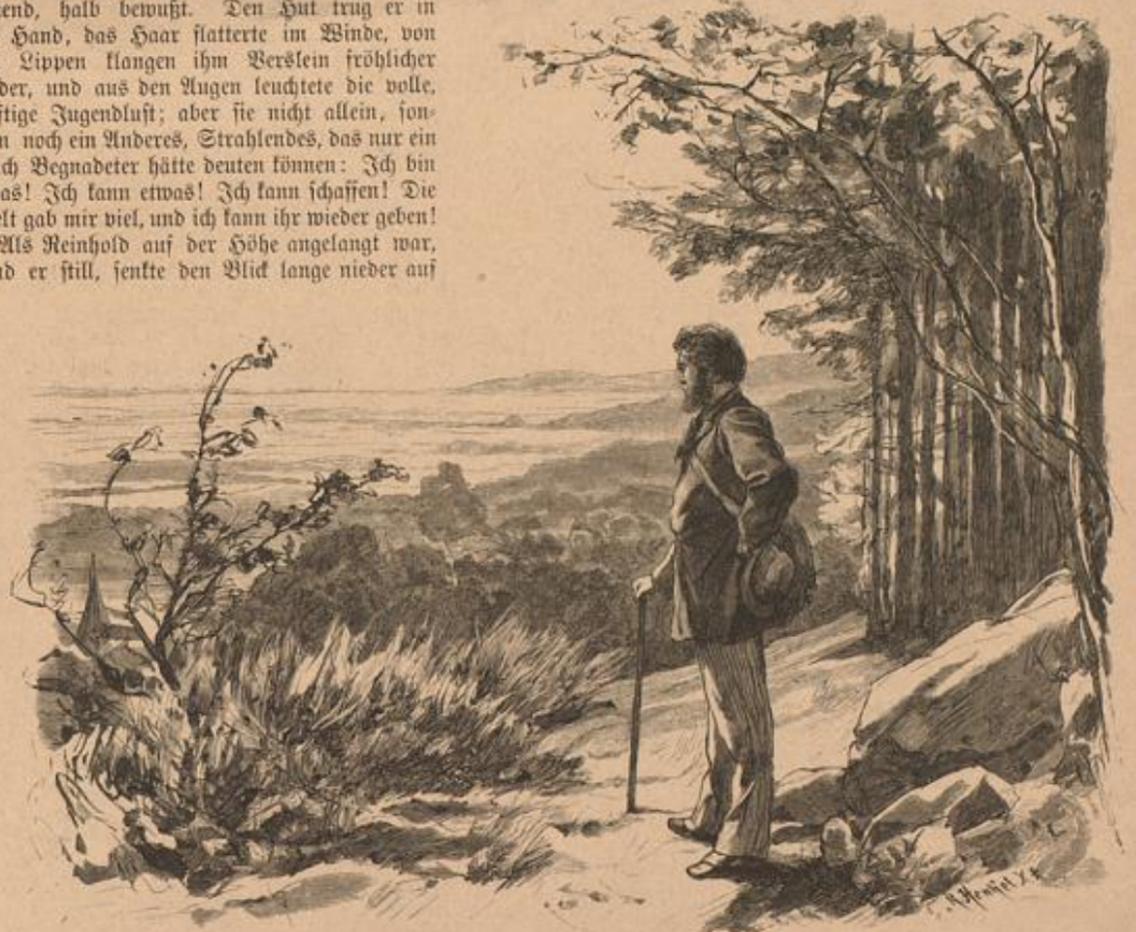
Er war ganz allein. Fast mit Sonnenaufgang war er von Suderode ausgegangen. So früh kam selten ein Sommergast hier hinauf, und damals gab es überhaupt in Suderode noch nicht so viele Sommergäste, wie heute. Nichts regte sich um ihn, als das rauschende Gras; nichts hörte er, als den Schlag der Finken und das Anarren der Aeste. „Ich bin allein auf weiter Flur,“ ging es durch seinen Sinn. Er stützte den Kopf in die Hand, und ernste, fromme Gedanken überlieferten den Sohn des lustigen Rheines. Wohl war hier der Ort und die Zeit, mit seinem Gott zu reden, sein Herz auszubreiten vor dem Lenker seines Schicksals und dem zu beichten, der allein erlösen kann!

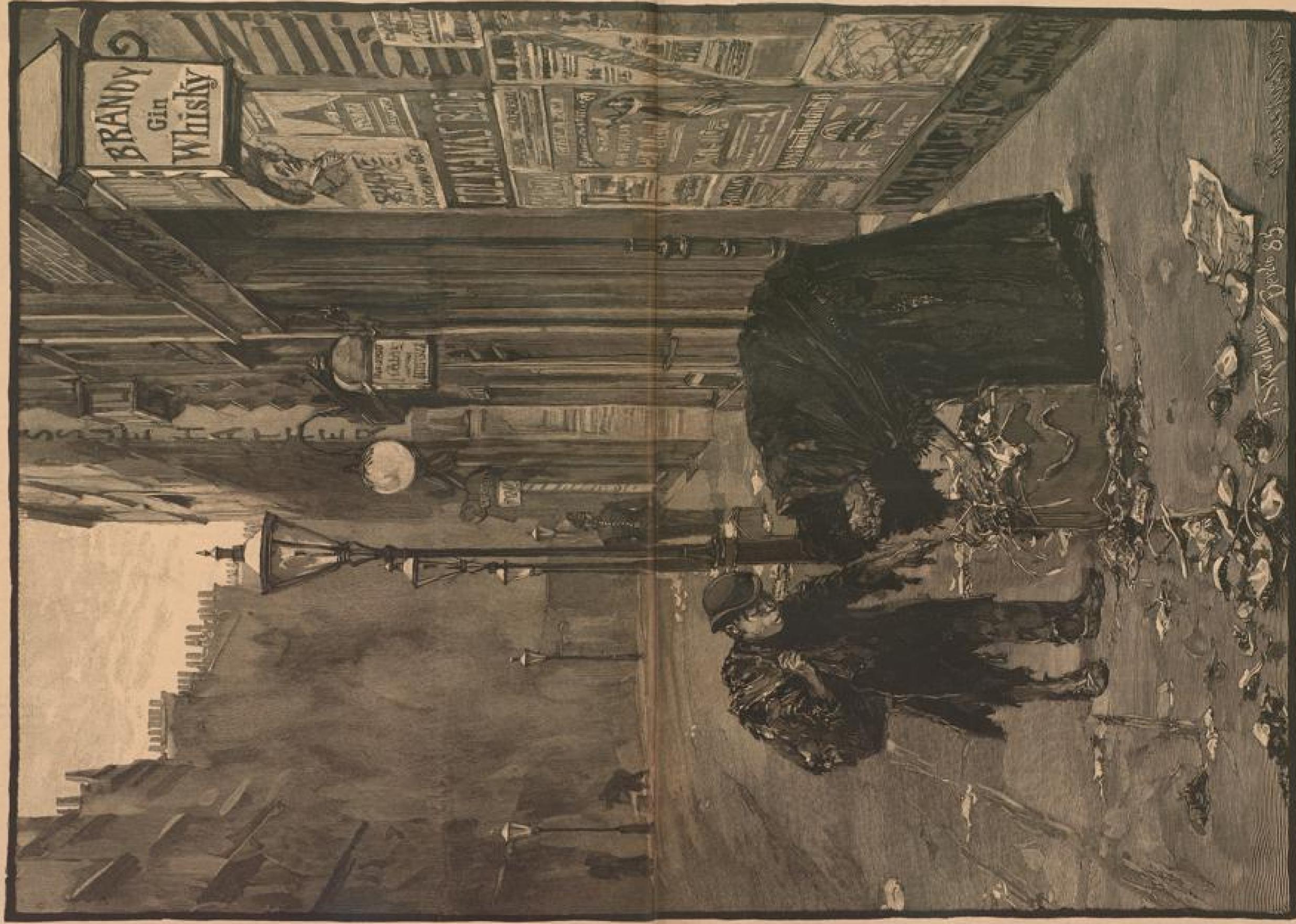
Lang war sie nicht, diese Beichte. Was hätte Der auch Schweres zu bekennen und in sich selbst zu sühnen gehabt, dessen Auge so treu und sicher jedem fragenden Blicke begegnen konnte? Was in seinem Herzen vorging, war Dank gegen den gütigen Geist, der ihn bisher so glücklich geleitet, und ein kurzer, aber feier und ernster Voratz, zu danken, nicht nur mit den Lippen und dem Denken, sondern mit Werk und That. Treu im Streben! Rein im Leben! Fern allem Unschönen und Gemeinen, und — Gottes schöne Welt genießen, die so weit offen vor ihm lag, ohne irgend ein Geschöpf zu kränken, einer fühlenden Creatur wehe zu thun!

Mit dem letzteren Entschlusse sprang er fröhlich auf, schwang sein Känzle über die Schulter und schritt nach Norden in den Wald hinein. Es war, als hätte ihm eine Stimme zugerufen: Du wirst finden, was Du suchst; vertraue nur!

Ueber den Ruinen der Stedtenburg und der Lauenburg stand damals ein einstöckiges, niedriges Haus aus Feldsteinen. Darin hauste der alte Schmidt, — so eine Art Forstwärter, — mit Hamchen, seiner rüstigen Frau, und seinem stinken Pflegejohne Samekly. Der Alte ist längst todt, auch der Junge ist durch einen unglücklichen Sturz gestorben, und das Mütterchen mag auch wohl hinüber sein, obwohl sie nach Papa Schmidt's Tode noch hurtig genug war, in eine zweite Ehe hineinzu-springen. Jetzt steht ein neues, bequemeres Haus auf dem schönen Aussichtspunkte, der zugleich ein Durchgangspunkt für die Fußwanderer nach dem Regentanzplatz und dem Bodethal ist. Wer damals in jene Gegend kam, zu Anfang der fünfziger Jahre, kennt sicher den alten Schmidt mit seinem langen, eisgrauen Bart, dem verwitterten, runzeligen Gesicht und dem schwarzen Käppchen.

Daß ein so urwüchziger, lebensfroher und herzenguter Mensch, wie Reinhold Geiger, und der alte, ehrliche Schmidt schnell gute Freunde wurden und wie solche mit einander plauderten, als sie im Schatten des breitkronigen Baumes saßen, der mitten auf der Terrasse vor dem Hause steht, verstand sich ganz von selbst. Reinhold lauschte dem Gepolde des Alten, blickte hinab auf die fastig grünen Vorberge und darüber hinaus auf die scheinbar unendliche Ebene und ließ sich das





London im Morgenraue.
Von Henry Charles. — Seite 241 u. 242.



treffliche Schwarzbrot, die frische Butter, den zarten Schinken und ein Glas guten Bieres wohl schmecken. Er hatte bald herausgefunden, daß der gute Alte eine kleine Schwäche habe: er hielt sich für eine ganz absonderliche Persönlichkeit und glaubte, daß alle Gäste nur feinetwegen nach der Lauenburg kämen, und daß sich unter diesen Gästen ganz außerordentlich berühmte Persönlichkeiten befänden. Wahrscheinlich hatten sich vorüberziehende Wander- und Spatzvögel den Scherz gemacht, durch Nennung allgemein bekannter Namen die Schwäche des leichtgläubigen Alten zu nähren.

Unserem Reinhold war es hier oben so wohl, wie lange nicht. Zwar stand die Sonne schon höher am Himmel, und der Tag versprach warm zu werden; aber im Schatten des dichtbelaubten Baumes und umweht von der frischen Bergesluft, ließ sich der Mittagschwüle getrost entgegensehen. Und ihn trieb ja nichts weiter! Hier oben herrschte lauschige Einsamkeit, die auch, wie der Alte versicherte, nur selten gestört werde.

„Ja, ja, hier ließe sich's schon wohnen!“ sagte der junge Künstler, mehr zu sich selbst, als zu dem Alten. „Aber meine Braut fände ich doch wohl hier oben nicht so leicht. Was hier einspricht, sind ja meist Fremde, Touristen.“

Der Alte hatte wohl nur die ersten Worte aufgefaßt. „Freilich, es ginge schon, obwohl das Stübchen nur gar klein und dürftig ist,“ sagte er und nickte in seiner gravitätischen Manier. „Aber es geht jetzt doch nicht. Es wohnt schon ein Herr bei uns, der mit dem Stübchen vorlieb nimmt, weil's ihm hier oben gar zu gut gefällt. Das ist ein Maler, der Director von der Düsseldorfer Kunst-Akademie, Professor . . . Wie heißt doch der Herr?“ wandte er sich an den jungen Samekly, der gerade ein frisches Seidel brachte.

Reinhold's Augen hatten sich bedeutend vergrößert, und sein Gesicht war ein gut Theil länger geworden, als der Alte den gewichtigen Titel seines Gastes aussprach. Höflichst überrascht, blickte er auf Samekly, der etwas verdächtig die Achseln zuckte, einen Augenblick nachdachte und dann sagte: „Olbers heißt der Herr; ja, Olbers, so ist der Name.“

„Herr des Himmels und der Erden!“ rief Reinhold. „Der Olbers ist hier, mein lieber Freund? Der Director der Kunst-Akademie in Düsseldorf?“ Und dabei brach er in ein so lautes Gelächter aus, daß es von den nahen Baumgruppen echoartig widerhallte.

„Also kennen Sie den Herrn? Das ist ja charmant!“ sagte Schmidt. „Das wird eine Freude sein! In einer halben Stunde kommt er zum Frühstück; das veräumt er nie. Es ist ein herzensguter Mann; er ärgert sich nur immer, daß er keinen rechten Wein hier finden mag. Und der Moseler und der Marcobrunner, den wir im Keller haben, ist doch wahrlich nicht zu verachten!“

„Der Olbers! Der Olbers!“ rief Reinhold noch immer vor sich hin. „Das kann ein Spaß werden, weiß Gott! Aber wo ist er denn jetzt?“

„Er sitzt drüben auf der Ruine und malt,“ antwortete der Alte. „Aber nicht die Ruine; so ein paar Sträucher und Baumstämme, — ich verstehe zu wenig davon; ich meine, das müßte man überall finden.“

Reinhold hatte sich erhoben. „Wo ist die Ruine?“ fragte er.

„Ja, die Ruine von der unteren Lauenburg, wo der Herr Director malt, liegt dort,“ bedeutete Schmidt den jungen Mann und führte ihn bis zu der Stelle, wo der Weg abwärts geht. „Nach ein paar Duzend Schritten sehen Sie rechts im Gebüsch einen schmalen Pfad; da finden Sie sich gleich zurecht.“

„Das ist ja prächtig!“ rief Reinhold, als er lustig den Berg hinabschritt. „Der Olbers hier! Ob er noch immer der alte Sadermenter sein mag? Hab' ihn nun seit vier Jahren nicht gesehen! Der wird schöne Augen machen, wenn er hört, weshalb ich hier bin!“

Damit stieg er den Fußpfad nach Steckenberg ungefähr fünfzig Schritt hinab und bog rechts, wie ihn der Alte bedeutet, in einen Seitenpfad, der sich unter hohem Gebüsch verlor. Schon nach wenigen Schritten bemerkte Reinhold eine Art verfallenen Erdwall, auf dem sich Spuren von Schritten zeigten. Diesen kletterte er vorsichtig und geräuschlos empor. Am liebsten hätte er seinen Freund Olbers urplötzlich überrascht. Er gelangte bald auf ein Plateau, früher ohne Zweifel ein Burghof, auf dem sich noch einige alte Mauern, hohe Bäume, deren Stämme mit Ephen umwunden, üppig wucherndes Gras, stellenweise sogar kleine Ackerfelder befanden. Vorsichtig spähte er umher und ging leise vorwärts. Bald erkannte er auch am Rande des Plateaus, dort, wo dasselbe von dichtem, aus dem früheren Burggraben emporstrebendem Buchengebüsch umgrenzt war, die Gestalt, die er suchte, allerdings in einer anderen Situation, als er es erwartet. Neben einem riesigen, in den Erdboden gepflanzten Malerschirm, unter dem sich ein Feldstuhl und eine kleine Staffelei befanden, kniete eine männliche Gestalt, den Kopf aufmerksam vorgezogen, ein Jagdgewehr schußfertig in den Händen. Trotz der knieenden Stellung ließ sich leicht erkennen,

daß der Freund Reinhold's von ungewöhnlicher Länge und Dünne war; ein langer, blonder Schnurrbart waltete in ganz ungeheurer Länge bis beinahe auf die Schultern herab. Ohne Zweifel bewaerte der Maler irgend ein Bild.

Reinhold stand zuerst still und beobachtete aufmerksam seinen Freund. Dann aber, als ihm die Zeit lang wurde, schlich er auf den Fußspitzen näher heran, und als der Knieende gar nichts hörte, hielt er ihm plötzlich beide Hände vor die Augen. Der Andere erschrak und machte heftige Anstrengungen, den unerwarteten Störenfried abzuschütteln; aber der hielt fest, so fest, daß der Maler laut aufstöhnte.

„Himmelsaderment,“ rief er, „was ist denn das für ein schlechter Spaß! Wer kennt mich denn hier genug, um sich so eine Albernheit zu erlauben? Und gerade jetzt, da der Marde über die Buchenzweige kam und schußgerecht wurde! Loslassen oder . . .“

„Erst rathen, mein lieber Herr Director der Düsseldorfer Kunst-Akademie!“ antwortete Reinhold mit bestellter Stimme.

„Himmel, wer kann das sein? Loslassen!“ witterte der Maler, vergebens versuchend, den Kopf aus den nervigen Bildhauerhänden zu befreien. „Teufel, — wenn die Flinte losgeht! Samekly, wenn Sie etwa . . .“

„Legen Sie den Schießprügel doch ruhig auf die Erde, mein lieber Herr Director!“ antwortete Reinhold spottend.

„Loslassen! Oder . . .“ rief der Maler zornig, warf die Flinte von sich und stieß mit dem spitzen Ellbogen seines langen Armes so heftig nach hinten, daß Reinhold einen leisen Schrei ausstieß und den Kopf freigab. „Hör' mal, das war aber grob!“ rief der Bildhauer, sich die Seite reibend.

Der Maler war emporgesprungen, wie ein Federmännchen aus einem Verirrtsein. Im ersten Augenblicke schien es, als sei er noch einmal so groß wie Reinhold, dessen Gestalt doch auch für mindestens mittelgroß gelten konnte. Wenn man aber genauer zusah, so bemerkte man, daß dieser Eindruck kolossaler Länge hauptsächlich durch die unglaubliche Dünne der Arme und Beine, überhaupt der ganzen Gestalt hervorgerufen wurde. Für die hohe Stellung, die er nach Papa Schmidt's Versicherung bei der berühmten Düsseldorfer Akademie bekleidete, sah er allerdings etwas auffällig aus: das Haar rattenlahl geschoren, der Schnurrbart unter der schmalen Nase, die wie eine Messerlinge aus dem hageren Gesicht ragte, in wunderbarer Stärke bis fast zu den Schultern niederwallend; ein weit übergeschlagener Kragen und darunter ein braunrothes, seidenes Halstuch; eine Jade, denn anders konnte man es nicht nennen, von verschoffenem braunen Sammet, die, wie aus Holz geschnitten, glatt und steif an dem hageren Körper abfiel; dazu fest geschnürte Samaschen und Schuhe.

Der lange Maler stand starr und blickte den Bildhauer mit weitgeöffneten Augen an. „Du bist es, Du?“ rief er dann, aber gar nicht freundlich. „Was, zum Kukud, führt denn gerade Dich hierher, in dem Augenblick, in dem mir der Edelmarde vor die Flinte läuft?“

„Na, höre, Olbers, das ist ein netter Gruß für einen Landsmann und Kollegen, den man vier Jahre nicht gesehen, und den man unverhofft in den Bergen trifft!“ sagte Reinhold verstimmt und wandte sich ab. „Reinetwegen sitze Du hier fest und laure auf Deinen Edelmarde; ich werde Dich nicht wieder stören.“

Er hatte schon einen Schritt zurückgethan, aber Olbers brauchte nur den langen Arm auszustrecken, um ihn zurückzuhalten. „Bleib!“ rief er gebieterisch. „Du willst wohl am Ende gar den Beleidigten spielen? Na, das wäre! Störst mich in meinem schönsten Vergnügen! Weißt Du denn nicht, daß so ein Bißchen verbotenes Jagen meine einzige Leidenschaft ist? Ja, meine einzige! Denkst Du, wie die Alle da drüben, daß ich hier auf der alten langweiligen Ruine sitze, um den Baum da oder die Sträucher zu malen, die ich überall schöner finde? Nein, ich habe dem Alten die Flinte abgeschwaft, — er soll es eigentlich nicht erlauben, — aber auf Raubthiere und Raubvögel darf ja Jeder schießen, und da habe ich hier am Tage nach meiner Ankunft ein Edelmarde-Pärchen entdeckt und laure nun den halben Tag, um eines von den Weiden zu attrapieren. Zwei Stunden lang habe ich heute hier auf den Knien gelegen, und, — hol's der Geier! — gerade in dem Augenblick, in dem ich das Marde-Männchen langsam den schlanken Buchenzweig entlang gleiten sehe und die Flinte zum Schuß hochheben will, da hält mir Einer die Augen zu! Na, ich sage Dir, wärst Du es nicht gewesen, den ich vor mir gesehen, als ich mich umwandte . . .“

„Ich hab' mein Lebtag nicht gewußt, daß Du so ein Nimrod bist!“ sagte Reinhold, wieder begütigt und etwas ironisch. „Ich denke, Du arbeitest hier wie ein Neger. Es ist freilich angenehm, die Flinte zur Hand zu haben, wenn es mit dem Pinsel nicht gehen will. Aber warum hast Du mir denn nicht geschrieben, daß Du zum Director der Düsseldorfer Akademie avanciert bist? Zeitungen lese ich nicht mehr . . .“

„Der alte Knabe da drüben hat einen Sparren!“ erwiderte Olbers achselzuckend. „Man muß ihm seinen Willen lassen; unter einem Minister, General, Grafen, Director thut er's nicht. Aber nun sei mir herzlich willkommen, alter Sohn! Größ Dich Gott, Collega!“

Er streckte die Hand aus, in deren dünne Gelenke Reinhold etwas zögernd einschlug, da er nicht recht wußte, ob der Willkommens-Gruß ernsthaft gemeint sei. „Es thut mir leid, Friß,“ sagte er, „daß ich Deine kühnsten Hoffnungen vernichtet habe. Aber könntest Du denn dem edlen Bild nicht noch einmal aufschauern? Ich will gern warten!“

„Bah!“ rief Olbers. „Der kommt nimmermehr zum Schuß. So ein Rader ist gar zu schlau. Wollen's heute Nachmittag, gegen Abend, versuchen. Du bleibst doch hier? Ja so, ich weiß wahrhaftig nicht, ob noch ein Zimmer oder ein Bett für Dich übrig ist. Sag' mal, was willst denn Du Töpfer eigentlich hier im Harz? Die Prinzessin Ilse nach der Natur modelliren oder die Jungfrau, die über das Bodethal gesprungen ist?“

„Nein,“ antwortete Reinhold, „ich suche eine Braut.“

„Eine Braut?“ wiederholte Olbers, den Freund stirnrunzelnd anschauend. Dann streckte er den langen Zeigefinger seiner Rechten aus, wie einen Bleistift, und berührte damit Reinhold's Stirn. „Wie? Du willst Dich verheirathen, Du Knirps, Du Kind, während ich alter Bursche es noch nicht riskirt habe, in den Stand der heiligen Ehe zu treten? Das verbitte ich mir!“

„Hast Du denn nicht gehört, daß der König mich beauftragt hat, eine Statue in Marmor auszuführen, — eine Braut?“ fragte Reinhold.

„Woher soll ich das wissen?“ gab Olbers zurück. „Geschrieben hast Du's mir nicht, und Zeitungen lese ich so wenig, wie Du. Also eine Braut! Sieh, sieh, — ein höchst respectabler Auftrag, — eigentlich zu respectabel für einen solchen Jüngling! Wird Dich nur verwöhnen, der gute König! Denkt gewiß, Du wärst schon ein reifer, würdiger Mann, so in meinen Jahren. Na, und die Braut willst Du Dir am Ende gar hier im Harz suchen! Nur das Modell oder auch gleich in Wirklichkeit? Ich traue Dir Alles zu! Du scheinst ein sehr übermüthiger, vornehmer Herr geworden zu sein, seit wir uns nicht gesehen. Ja, ja, die jungen Leute, die denken jetzt alle, ihnen gehöre die Welt! Na, komm, ich will frühstücken. Mit der Mardejagd ist es ja nun doch vorbei, für heute Vormittag wenigstens!“

Er ordnete sein Malgeräth, wobei ihm Reinhold half, auf den dieses Wiedersehen nicht ganz den freudigen Eindruck gemacht hatte, den er davon erwartete. Der junge Künstler war still geworden und beantwortete ziemlich kurz die Fragen, die Olbers über persönliche Verhältnisse und die Angelegenheiten gemeinsamer Bekannter an ihn richtete. So gelangten sie wieder nach dem Wirthshause und nahmen unter dem schattigen Baume Platz, unter welchem Reinhold vorher mit dem alten Schmidt geplaudert. Olbers ließ eine ganz unglaubliche Quantität vortrefflichen Schinzens nebst Zubehör unter seinem gewaltigen Schnurrbart verschwinden, während Reinhold erzählte, auf welche Weise und durch welches Werk der König auf ihn aufmerksam geworden sei, und unter welchen Bedingungen ihm die Ausführung der Statue übertragen worden. Diese Bedingungen waren in der That außerordentlich günstig für einen jungen, bis jetzt nur in kleineren Kreisen anerkannten Künstler, und es schien beinahe, als blide Olbers mit einem gewissen Neide auf seinen Freund. „Hör' mal,“ sagte er endlich, die leeren Teller bei Seite schiebend, „nimm mir's nicht übel, aber Du hast da unerantwortliches Glück gehabt. Zehntausend Thaler! Menschenkind, hast Du je in Deinem Leben geglaubt, daß Du einen Auftrag in dieser Höhe erhalten könntest?“

„Es ist wahr, der König hat sich sehr generös gezeigt,“ erwiderte Reinhold. „Aber wenn man bedenkt, welche enorme Arbeitszeit und welche Auslagen vor allen Dingen solch eine große Arbeit erfordert, dann bleibt doch weniger für den Künstler übrig, als man glaubt. Nehme ich den Block für Statue und Sockel mit ungefähr zweitausend Thalern an und rechne Alles, was drum und dran hängt, mit ebensoviel, — nun, so bleibt eine anständige Summe übrig, das gebe ich gern zu. Aber mit kleinen Arbeiten für Privatleute könnte man gut und gern spielend in derselben Zeit ebenso viel verdienen. Die Ehre ist's, die Ehre, Friß! Und dann dieser herrliche Gegenstand!“

Olbers hatte eine kurze Thonpfeife in Brand gesetzt und blies förmliche Wolken von Dampf vor sich hin. „Wahrhaftig!“ sagte er spöttisch. „Der König kann sich am Ende noch bei Dir bedanken, daß Du so gnädig gewesen bist, seinen Auftrag anzunehmen! So ein Ding haust Du doch in einem halben Jahre zurecht!“

Dieses Mal zogen sich die Brauen Reinhold's finster zusammen, und er warf einen scharfen Blick auf sein Gegenüber. „Weißt Du, Olbers, Spaß, wo er hingehört, da mag ich ihn leiden, sonst nicht,“ sagte er erregt. „Das ist eine ernste Sache, das geht mir an's Leben, — da laß Deine Witze! Im allergünstigsten

Jalle werde ich ungefähr drei Jahre zu der Arbeit gebrauchen; denn daß ich Alles, was ich kann, an diese Aufgabe setzen muß, das sage ich mir jeder Zeit. Wer weiß, wie lange ich allein gebrauche, um mein Modell zu finden!"

"Na höre, Freundschen," unterbrach ihn der Maler, "ein Modell zu einer Braut? Jedes junge, nur leidlich hübsche Mädchen kann Dir sitzen. Du veränderst die Züge ein Bißchen in's Klassische, Ideale, — damit basta, und Du hast Deine zehntausend Thaler verdient!"

Reinhold antwortete nicht sogleich. "Ich weiß nicht, was Dich berechtigt, so oberflächlich von mir zu denken, Fritz!" sagte er endlich. "Es mag sein, daß ich zuweilen in froher Laune leicht über manche Dinge spreche, die ich im Grunde meines Herzens sehr ernst nehme; aber im Allgemeinen glaube ich stets bewiesen zu haben, daß es mir heiliger Ernst ist mit meiner Kunst. Weshalb hätte ich mich ihr sonst gewidmet? Sie läßt mich nicht auf Rosen wandeln, das weiß ich wohl! Sie ist meine Braut, — die Braut, die ich jetzt in meinen Träumen suche, die hohe, die heilige! Und wenn ich sie nicht finde, so werde ich auch meine Statue nicht machen. Eine Puppe will ich dem Könige nicht liefern als Dank für seine Großmuth! Nimmermehr! Entweder finde ich mein Ideal, oder ich schreibe ihm, daß ich ihm nicht dienen kann!"

Fritz Olbers hatte mit hoch hinaufgezogenen Brauen den halbblauen Worten, aus denen eine tiefe, nur mit Mühe zurückgehaltene Erregung sprach, zugehört. Das ironische Lächeln verschwand von seinen Lippen. Er mochte wohl Gründe haben, den Brausekopf nicht weiter zu reizen. Oder that es ihm leid, zu weit gegangen zu sein?

"Nun, laß gut sein, ich wünsche Dir alles Glück!" sagte er in gleichmüthigem Tone. "Eigentlich könnte ich Dich fragen, warum Du das Ideal Deiner Braut gerade hier im Harz zu finden hoffst; aber wir wollen die Frage lieber unerörtert lassen. Ich sehe, Du bist empfindlich geworden! Ich will Dir nun etwas sagen: Wenn es irgend eine Möglichkeit giebt, eine gute Anzahl weiblicher Wesen, und unter ihnen vielleicht auch Dein Ideal zu sehen, so ist es morgen, Sonntag, über acht Tage, auf dem großen Freischießen in Suderode. Es ist weit berühmt im ganzen Unterharz, dieses Suderoder Freischießen; Hoch und Niedrig, Alles findet sich ein. Wahrhaftig, Du kannst keine bessere Gelegenheit finden, mein Junge!"

"Nun ja," meinte der Bildhauer, schon wieder begütigt, "aber was soll ich bis dahin anfangen?"

"Dir einfach den Harz ansehen! Dazu hast Du in acht Tagen reichlich Zeit. Inzwischen schieße ich meinen Wader, — lache nicht! — ich sage Dir, ich schieße ihn! Heute über acht Tage, also Sonnabend, bist Du wieder hier; und schon am Sonnabend, oder auch am Sonntag, gehen wir hinüber nach Suderode. Ich will niemals wieder mit Dir eine Flasche Bier trinken, wenn Du dort nicht Dein Ideal findest, Deine Braut. Nun, und findest Du sie eher, so kommst Du und sagst es mir, und wir trinken auf ihre Gesundheit!"

Reinhold lachte. Es that ihm offenbar wohl, mit dem Freunde wieder in das alte gemüthliche Geleise gerathen zu sein. "Gut," sagte er, "das läßt sich hören. Du kannst mir die Reiseroute noch genauer angeben."

"Das werde ich besorgen. Doch sage 'mal, Reinhold, hat Dir denn der König einen anständigen Vorstoß gegeben — für die Auslagen?"

"Gewiß," antwortete Geiger, und das Lächeln auf seinen Lippen wurde ein wenig boshaft. "Ich habe aber nicht mehr viel davon."

"Hm! Natürlich Alles gleich verpufft!" knurrte Olbers verdrießlich. "Wie gewonnen, so zerronnen! Wie viel hast Du denn noch eigentlich?"

"Ungefähr noch vierhundert Thaler."

"Was, Menschenkind, vierhundert Thaler hast Du noch? Bei Dir? In der Tasche?" rief Olbers, ganz erregt aufspringend. "Du kannst mir doch fünfzig Thaler davon abgeben? Ich bin in einer ganz dummen Lage hier. Habe vergessen, meine Adresse nach Düsseldorf zu schicken..."

"Und die arme Akademie weiß also nicht einmal, wohin sie ihrem Director das Gehalt nachsenden soll!" lachte Reinhold. "Natürlich stehe ich zu Deiner Verfügung, Fritz; Du kennst mich ja!"

"Ja, ich kenne Dich, Du bist ein Prachtstück!" rief Olbers, ihm den langen Arm um die Schultern legend. "Und nun nicht mehr böse, Reinhold, wie?"

"Thorheit!" rief der junge Mann abwehrend. "Laß uns nun einmal nach der oberen Ruine gehen!"

3.

Wenn die Reisenden oder Sommergäste im Harz von den Herrlichkeiten des Freischießens erzählen hören, so dürfen sie sich keine großen Illusionen machen. Diese Volksbelustigungen sind im Allgemeinen nur das, was jeder Norddeutsche unter dem Namen Schützenfest

kennt; auch mit der rheinischen und mitteldeutschen Kirmess haben sie Aehnlichkeit. Einzelne von ihnen, wie der Luedlinburger „Klehrs“, hatten früher eine besondere Berühmtheit. Aber sie tragen überall denselben Charakter; um das Freischießen oder Vogelschießen gruppiert sich eine Menge von Belustigungen, dazu bestimmt, dem angeborenen Frohsinn, wohl auch der Ausgelassenheit der Bevölkerung freien Spielraum zu gönnen.

Am Nachmittag des Sonntags, mit welchem das Suderoder Freischießen begann, befand sich so Mancher auf der Festwiese, den in der Heimath nichts noch einem Schützenfeste gezogen hätte. Sogar die feine Toilette einzelner weiblicher Badegäste erblickte man hier und dort in dem bunten Gedränge. Während aus dem großen Schützenzelle die Schüsse knallten, deren Echo scharf von den nahen Bergwänden zurückschlug, ertönte die Musik in dem großen Tanzzelt, kreischten die Leierkasten in den zahlreichen Caroussells, und raselten die Trommeln und Tamburins vor den Buden der Gauklerbanden. Die Wiese war mit zahlreichen Buden, Lauben und Zelten bedeckt, unter denen getanz, gegessen und getrunken wurde nach Herzenslust. Daß Bier und Braantwein aus Tonnen und Fässern und Flaschen überall verzapft wurden, wohin das Auge sich nur wandte, versteht sich von selbst. Wein gab es aber nur in einer einzigen „feinen“ Laube und außerdem im „Zelt der Honoratioren“.

Denn ihr eigenes Zelt mußten die Herrschaften haben; anders gestattet es die Sitte nicht. Es lag dicht neben dem Schützenzelt und hatte sogar eine Verbindung mit diesem, sodas diejenigen Honoratioren, die sich selbst bei dem Schießen betheiligten, ab und zu den Tisch, an dem sie mit ihrer Familie saßen, mit dem Schützenzelt vertauschen konnten. Nach dem Plaze zu war dieses Zelt theilweise frei, sodas man durch die laubumwundenen Stützen in das Innere blicken konnte. Aber auch nur blicken! Der Eintritt war nur den bevorzugten Personen gestattet, welche dem Gensdarmen, der bei einem Glase Bier an dem Eingange saß, sämmtlich bekannt waren. Jetzt hatte der Gensdarm noch keine andere Arbeit; die kam erst später, am Abend, wenn die Kaufereien begannen und die Honoratioren sich entfernt hatten.

Es war gerade eine Pause im Tanze eingetreten; die sogenannte Veierstunde hatte geschlagen und Jung und Alt um die Tische versammelt, als unsere Freunde, Reinhold Geiger und Fritz Olbers, Arm in Arm, die Hauptstraße hinaufkamen, welche das Gewir der Buden und Zelte in zwei ungefähr gleiche Hälften theilte. Sie sahen beide ein wenig erregt aus, und das war ihnen im Grunde nicht zu verdenken. Wenn einer an einem so schönen Sommertage die Quellen kühlen Gerstenjaftes unablässig rinnen sieht, so ist es ihm wohl zu verzeihen, wenn er selbst diesen Quellen zuspricht. Bei Reinhold äußerte sich jedoch die gehobene Stimmung nur in dem freudestrahlenden Antlitz und in einer gewissen Lebhaftigkeit der Gestikulationen; bei Olbers in einem ungemein graditatischen Ernst, unter welchem er die Unsicherheit in den Bewegungen seiner langen Glieder verbergen wollte. Weniger salonfähig erschien ihm Anzug. Die Künstler erliegen auch in dieser Beziehung den unerbittlichen Einflüssen der Naturgesetze. Wenn Claude Lorrain, wie Olbers, mit einer schon „gedienten“ Sammetjacke ein Vierteljahr im Harz Studien gemacht hätte, und Phidias acht Tage lang, wie Reinhold, in zuweilen recht schlechtem Wetter über Berg und Thal gewandert wäre, so würden sie vermuthlich auch etwas „campagnemäßig“ ausgesehen haben. Reinhold war in einem ganz „pompösen“ Aufzuge von Berlin abgereist; jetzt aber zeigte der Schlapphut bedenkliche Beulen und verschiedenfarbige Schattierungen, und dem bequemen Rocke sah man es an, daß er die Wohlthat einer sachkundigen Hausknechts-Behandlung seit längerer Zeit nicht genossen hatte. Was Olbers anbetraf, so bot er für gewöhnlich mit seiner fahlen Sammetjacke und dem längst überlebten spitzen Tirolerhute auch in der Heimath einen sehr faden-scheinigen Anblick, sodas er eigentlich heute so ausah, wie immer, nur etwas unsicherer, trotz seiner ängstlich abgemessenen Bewegungen.

Dennoch würde ein geübtes Auge schon aus den Mienen beider Männer sogleich die Gensdarmen errathen haben. Das Auge des thürhütenden Gensdarmen war indeß weniger auf die Beurtheilung des geistigen Lebens, als auf die Prüfung anderer charakteristischer Merkmale geschult. Sein unumstößliches Urtheil, das sich auch in seinem mißtrauisch prüfenden Blicke aussprach, lautete also: Landstreicher, — fahrendes Volk, — Kleidung aus der Trödelbude, — vigiliren! Und als Reinhold mit den Worten: „Du, hier scheint es hübsch zu sein!“ den Freund in den Eingang führen wollte, streckte der Gensdarm, ohne von seinem Tische aufzustehen, nur den Arm aus und sagte: „Nichts da! Das ist ein Separat-Zelt für Honoratioren!“

Reinhold maß den Cerberus, der, im Vollgefühl

seiner Würde, breit auf seinem Stuhle saß, mit einem Blicke, in dem es gewitterhaft aufleuchtete. Als echtem Rheinländer stieg ihm das Blut leicht in den Kopf.

„So? Und was denken Sie denn, was wir sind?“ fragte er mit schwerer Betonung.

„Das ist mir sehr egal!“ lautete die Antwort. „Hier kommen Sie nicht 'rin!“

„So? Hier nicht?“ fragte Reinhold mit erhobener Stimme, aber Olbers hatte ihn bereits umgedreht und zog ihn einen Schritt fort. „So laß doch!“ sagte er. „Wozu willst Du Lärm machen? Es ist hier draußen amüsanter, als bei den langweiligen Menschen da drinnen...“

Aber er biß sich in die Zunge und schrie leicht auf, so heftig war er zusammengequält; denn da sein Arm fest in demjenigen Reinholds lag, mußte er nothgedrungen alle Bewegungen des Freundes mitmachen. Dieser aber stand nach seinem ersten jähen Erschrecken wie angewurzelt und starrte durch die grünen Laubgewinde in das Innere des Zeltes, als sehe er eine Geistererscheinung.

„Was hast Du denn?“ fragte Olbers verdrießlich, während der Blick des Gensdarmen noch immer mit feindlichem Ausdruck auf den Beiden haftete. „Komm, laß uns weiter gehen!“

„Da ist sie! Da ist sie!“ rief Reinhold wie verzückt, und die Linke deutete auf das Innere der Hütte, während die Rechte mit krampfhaftem Drucke den Arm des Freundes umspannt hielt.

„Aber wer denn? Wer ist da?“

„Sie, — meine Braut! Gott sei Dank, ich habe sie gefunden!“ stieß Reinhold mühsam hervor. Die Worte wollten ihm kaum über die Lippen.

„Deine Braut? Ach, Thorheit! Wo denn? Ich sehe ja gar nichts Besonderes.“

„Dort an dem langen Tische, neben dem anderen jungen Mädchen. Die Blonde, — engelschön, — o, das ist sie, — das ist sie! So habe ich sie geträumt!“

Olbers starrte mit zweifelhaftem Ausdruck in das Halbdunkel des Zeltes. An langen Tischen, an blonden jungen Mädchen war dort kein Mangel; — welche meinte denn der aufgeregte Freund? Ihn, den kühlen Landstapfer, dünkte keine, die er im Augenblick sah, einer solchen Ekstase werth.

„Ich muß hinein, — ich muß wissen, wer sie ist!“ rief Reinhold. Damit hatte er sich schon von Olbers' Arm, der ihn unwillkürlich festhalten wollte, losgerissen und stürmte nach dem Eingang.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Abdruck verboten.

Großherzogin Auguste Caroline von Mecklenburg-Strelitz.

Dierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 313.

Auguste Caroline Charlotte Elisabeth Marie Sophie Luise, königliche Prinzessin von Großbritannien, Irland und Hannover, regierende Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz, wurde als älteste Tochter des am 8. Juli 1850 verstorbenen Herzogs von Cambridge, Vicelönigs von Hannover, am 19. Juli 1822 in Monbrillant bei Hannover geboren. Am 28. Juni 1843 vermählte sie sich in London mit dem damaligen Erbgroßherzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz, geboren zu Neustrelitz am 17. October 1819, welcher am 6. September 1860 seinem verewigten Vater, dem Großherzog Georg, in der Regierung folgte. Die erlauchte Fürstin beging somit im vorigen Monat mit ihrem hohen Gemahl die vom ganzen Mecklenburg-Strelitzer Lande herzlich gefeierte fünfundsingzigjährige Wiederkehr des Antrittes einer für das Land segensreichen, gerechten und milden Regierung.

Bis zum Jahre 1837, wo durch die Thronbesteigung der Königin Victoria, der Cousine der Großherzogin, das bis dahin als Vicelönigthum mit England vereinigte Hannover ein selbständiges Königreich wurde, residirten die Eltern der Großherzogin in Hannover und siedelten dann nach England über, wo sie theilweise in London, theilweise in dem ländlichen Rew ihren Aufenthalt nahmen. Die Erziehung der Prinzessin Auguste Caroline war unter den Augen einer begabten, künstlerisch empfindenden Mutter und eines liebevollen, gemüthreichen und umsichtigen Vaters, dessen Lieblingskind die Prinzessin war, geschehen und entwickelte sich jetzt in London, in größerer Geistes-Atmosphäre und Anschauung, zu höherem Wissen und Erkennen. Bedeutende Persönlichkeiten, politische Tagesereignisse, große Künstler und Künstlerinnen traten in den Kreis ihres geistigen Empfindens und wirkten auf dieses fördernd ein. Um diesem Allen noch die höchste Weihe zu geben, belebte das Herz der jungen Prinzessin eine tiefgewurzelte Neigung zu ihrem Cousin, dem Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz, dem sie einige Jahre darauf ihre Hand reichen sollte. Familien-Traditionen und verwandtschaftliche Beziehungen zu Mecklenburg-Strelitz hatten sie schon längst mit diesem Lande in Gedanken heimlich gemacht. Ihre Großmutter, die Gemahlin Georgs III. von England, jene Fürstin, die ganz jung Friedrich den Großen durch einen Brief auf das Unheil eines verderbenbringenden Krieges aufmerksam gemacht und sich hierdurch die Beachtung und die Hand ihres königlichen Gemahls gewonnen hatte, war eine geborene Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz gewesen. Die eigene Mutter, eine geborene Prinzessin von Hessen, war eine Schwester der regierenden Großherzogin Marie von Mecklenburg-Strelitz.

(Fortsetzung auf Seite 322.)



Die Waise. Von M. Liebermann. — Siehe Seite 323.

Kunstgewerbliches

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

Die Trophäe. — Man findet im Herrenzimmer, mitunter auch in Vorhallen und auf Treppen, Waffen als Wand-schmuck. Die Trophäe reicht in graue Vorzeit zurück. In dem rohgezimmerten Hause unserer germanischen Vorfahren mochten wohl der schwere Schild, der mit Eberhäutern und Auerochshörnern geschmückte Helm, Schwert, Speer und Streitart als einziger Zierath des dunklen Wandgebälkes erscheinen. Und ebenso zeigte sich die Trophäe in der Halle des hellenischen Königshauses, im Zelte des Kreuzfahrers, wie in den mittelalterlichen Burgen und in den Schlössern der Renaissance-Zeit.

Die Waffe ist unentbehrlich ein schöner Schmuck. Aber heutzutage, wo nicht jedes Hauses Hut mehr in der Wehrhaftigkeit des Hausherrn, sondern in der Fürsorge der Polizei gelegen ist, muß man sich doch den Ursprung und die Bedeutung dieses Ornamentes deutlich machen, ehe man es verwendet.

In einer Wohnung, deren Herr selber die Waffen trägt oder sie wenigstens in jüngeren Jahren trug, ist die Waffen-Trophäe voll berechtigt; auch im Hause eines Malers oder eines Waffen-Fabrikanten. Wenn aber ein friedlicher Commerzienrath sein Treppenhaus mit Ritter-Rüstungen garnirt, so steigt uns doch ein kleines Bedenken über die innere Berechtigung dieses Schmuckes auf.

Die Ritter-Rüstung ist eigentlich ganz am Platze nur da, wo man Ahnen hat, die einst selber dergleichen mit Anstand zu tragen wußten, — oder in einer wirklichen Ritterburg, gleichviel, wer sie heutzutage besitzt. Der Mann der Gegenwart, der in einem modernen Hause wohnt, aber nicht selbst die Waffen trägt, es sei denn, daß er hie und da einen harmlosen Hasen schießt, braucht darum nicht ganz auf die Waffen-Trophäe zu verzichten. Nur würden wir in diesem Falle eine Trophäe vorziehen, die weniger heraldisches, aber dafür culturgeschichtliches, ethnographisches Interesse hat. Also etwa Waffen, die man auf Reisen selbst gesammelt hat: Tschakoffen-Helme und türkische Säbel, die man aus Konstantinopel mitgebracht hat; arabische Flinten, Keulen von Südde-Insulanern, indianische Speere und Bogen und dergleichen. Das sind Dinge, die man entweder selbst als Erinnerungen an Ort und Stelle gesammelt oder von Freunden als Geschenk erhalten hat. Aber es geht doch nicht an, daß man eine prachtvolle Trophäe im Vestibül, auf dem Treppenabsatz oder im Ranzzimmer aufpflanzt und hernach, wenn man um die Herkunft derselben befragt wird, weiter nichts zu sagen weiß, als: Vom Antiquitäten-Händler Schulze dort und dort; hat siebenhundert Mark gekostet!

Es kann nicht oft genug betont werden, daß alle eigentlichen Kunst-Gegenstände, jene Gegenstände, die gar keine praktische Brauchbarkeit in sich haben, nur dann eine Rechtfertigung finden, wenn sie entweder Geschenke sind, oder wenn sie mit dem Leben und Treiben des Besitzers einen geistigen Zusammenhang haben; oder auch, wenn sie einen Kunstwerth in sich tragen, der sie von vornherein überall berechtigt erscheinen läßt.

Welcher Art jener geistige Zusammenhang zwischen der Trophäe und ihrem Besitzer sein soll, das zu zeigen, mögen ein paar Winke genügen.

Ihre vollste Berechtigung hat die Trophäe, wenn sie mit dem Berufe ihres Besitzers zusammenhängt. Wir fanden einst im Zimmer eines Gelehrten, der niemals ein Schwert geschwungen hatte, eine Trophäe von Waffen, die doch vollberechtigt war. Es waren Waffen und Schmuckgegenstände aus den Zeiten der Bronze und der Pfahlbauten: uralte, mit herrlicher Patina überzogene Schwerter und Armspangen, zielliche, schwarze Steinbeile, Speere mit feineren Spitzen. Der Eigenthümer dieser Trophäe hatte jahrelange Mühe daran gesetzt, durch Ausgrabungen und geistvolle Combinationen ein helles Licht in die Cultur-Zustände eines versunkenen Jahrtausends zu werfen; darum durfte er wohl auch sein Heimwesen mit jenen, von der Poesie grauer Urzeit umwebten Dentestücken schmücken. Bei einem Arzte, welcher zwanzig Jahre lang in Südamerika gelebt und gewirkt hatte, hing an der Wand ein Ornament von patagonischen Waffen. Die schönsten Stücke davon waren Geschenke eines Araukaner-Häuptlings, dem der Arzt das Leben gerettet hatte.

Im Junggesellen-Zimmer eines preussischen Richters, der einsam zwischen einer polnischen Bevölkerung lebt, finden sich nur drei Schmuckstücke. Das eine ist die Statuette der Venus von Milo, das andere eine kleine, sonnige Landschaftsfigur von Andreas Achenbach; das dritte aber ist ein zerschossener Helm, ein von Koffenhufen zertretener Pallasch und ein einzelner Bügel. Einfach sind diese Dinge

an einen Nagel der räucherigen Stube gehängt; aber sie erzählen mit ergreifender Treue den Todesritt bei Mars la Tour, und ihr Besitzer mag mit größerem Stolze auf sie schauen, als ein Anderer auf ein ganzes Arsenal kostbarer Rüstungen.

Die Trophäe kann aber ihre innere Berechtigung auch aus kleineren Erlebnissen schöpfen. Es ward ja schon vorher gesagt: auch das, was man auf Reisen sammelt, mag immerhin als eine Art von Beute angesehen werden, die man mit Aufopferung der gewohnten Bequemlichkeit ertungen hat, und die man deshalb auch zum Schmucke des Hauses verwenden darf. In diesem Falle aber sollte die Trophäe nicht blos aus Waffen bestehen, sondern aus einer malerischen Zusammenstellung fremdländischer Gegenstände überhaupt, die eben an eine andere Natur, an andere Völker erinnern.

Endlich kann die Trophäe mit einem oder dem anderen Sport zusammenhängen, den der Besitzer treibt. Es sind aber eigentlich nur zwei Arten von Sport, die Gelegenheit bieten, Trophäen zusammenzustellen: der Reitsport und der Jagdsport. Was den Reitsport betrifft, so ist, — mit Ausnahme des Pferdes selbst, — Alles, was mit ihm zusammenhängt, unkünstlerisch und geschmacklos. Ein schön modellirter Pferdekopf mag wohl das Zimmer eines Reiters schmücken; aber Reitpeitschen, Zaumzeug, Sporen, Hufeisen und dergleichen sind, wenn modern, in ihrer glatten, praktischen Eleganz durchaus geschmackswidrige Gegenstände. Künstlerischen Werthgehalt, der es zum Ornament geeignet scheinen läßt, hat nur mittelalterliches und orientalisches Reitzeng. Ein reicheres Feld ergiebt sich für die Jagd-Trophäe. Bei einem leidenschaftlichen Jäger versteht sich's von selbst, daß dergleichen in seinem Hause zu finden ist. Auf etwas mehr oder weniger Jägerlatein kommt es dabei nicht an. Nur sollte Niemand einen struppigen Eberkopf an



Leuchter.
Nach dem Entwurf des Bildhauers J. C. Birt in Münden in Porzellan ausgeführt von der königl. Porzellan-Manufactur in Meissen. Farblich und mit Gold auf der Glasur bemalt. Höhe 58 Cent.

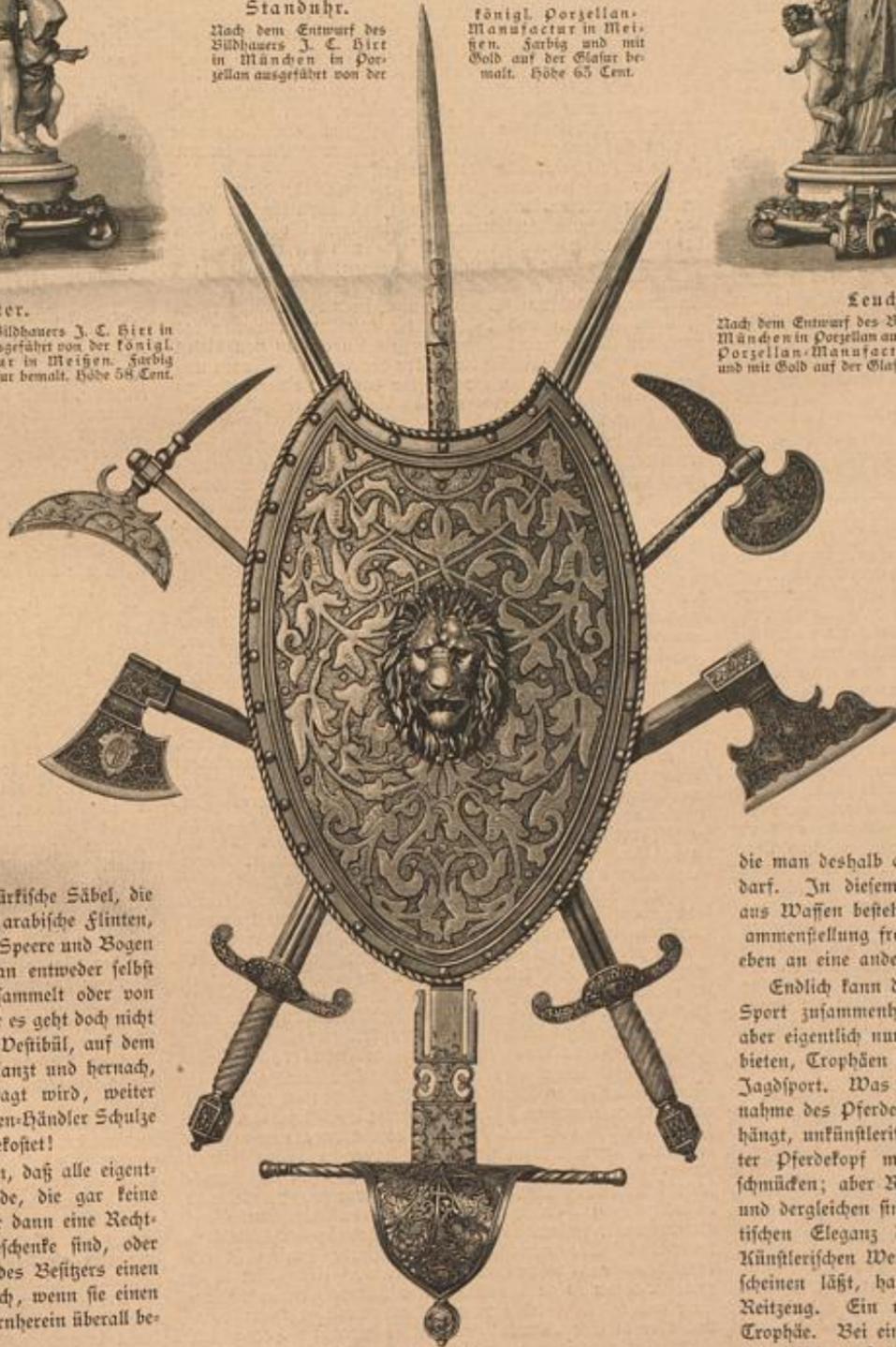


Standuhr.
Nach dem Entwurf des Bildhauers J. C. Birt in Münden in Porzellan ausgeführt von der königl. Porzellan-Manufactur in Meissen.

königl. Porzellan-Manufactur in Meissen. Farblich und mit Gold auf der Glasur bemalt. Höhe 63 Cent.



Leuchter.
Nach dem Entwurf des Bildhauers J. C. Birt in Münden in Porzellan ausgeführt von der königl. Porzellan-Manufactur in Meissen. Farblich und mit Gold auf der Glasur bemalt. Höhe 58 Cent.



Trophäe.

Nach dem Entwurf des Ober-Hilfen-Inspectors E. Schott in Eisenach ausgeführt von der gräflich Stolberg-Wernigerode'schen Factorat in Eisenach am Harz. Zu beziehen, auch in einzelnen Stücken, durch E. C. Vuch in Berlin. Ein Sechstel der natürlichen Größe.

die Wand nageln, wenn er nicht den vormaligen Besitzer dieses Kopfes selbst vom Leben zum Tode befördert hat; denn die Jagd-Trophäe hat ganz besonders das charakteristische Merkmal, Deutestück zu sein. Auch muß hier vor jedem Uebermaß gewarnt werden. Wenn wir in ein Zimmer eintreten, welches an allen vier Wänden mit Hirschgeweihen und Ebertöpfen bespidet ist, fürchten wir von vornherein, wenig geistige Anregung zu finden, sofern wir uns nicht etwa für Jagdgeschichten interessieren. Und auch bei diesen ist bekanntlich der, den sie unterhalten, nicht der Zuhörer, sondern der Erzähler. Solche Trophäen gehören in die Halle eines Jagdschlosses oder in ein Försterhaus; im städtischen Zimmer müssen sie mindestens bescheiden auftreten.

Ueber das Arrangement der Trophäe ist nicht viel zu sagen. Ein Mittelpunkt von kräftig, plastisch hervortretender Gestalt, umrahmt von innerlich verwandten Dingen, die gewissermaßen unter ihm herauswachsen: das ist das Schema der Trophäe. Der Bauer mit dahinter gekreuzten Speeren, Schwertern und Streitlärten, oder der Thierkopf, von Jagdzeug umgeben, sind typisch für das Arrangement.

Die Trophäe hat einerseits Fühlung mit einer Karitäten-Sammlung, andererseits kann sie in ein Kunstwerk übergehen. Am höchsten steht sie, wenn sie Beides vereinigt. Sie grenzt aber auch an Spielerei. Und durch diese Berührungspunkte ist auch die Möglichkeit derjenigen Entartungen angedeutet, in welche die Trophäe verfallen kann, und vor welchen ein gelehrter Geschmack sie zu schützen hat. M. Haushofer.

(Fortsetzung von Seite 319.)

Der Erbgroßherzog, eine schöne, ritterliche Erscheinung, führte die Prinzessin Auguste Caroline am 28. Juni 1843 in London heim und darauf in den Wald, Park und Seen anmuthend gelegene Residenz Neustrelitz. Im Januar 1845 wurden der Erbgroßherzogin zuerst Mutterfreunden zu Theil, doch nur, um den jungen Prinzen sogleich wieder zu verlieren. Am 22. Juli 1848 wurde dem Eltern der zweite Sohn geboren, der Erbgroßherzog Adolph Friedrich, der jetzt schon selbst glücklicher Gatte und Vater von drei lieblichen Kindern ist, und in dessen Eheglück die Großherzogin die reinsten Freuden des Lebens mitgenießt, wie sie auch der Erbgroßherzogin die liebevollste Schwiegermutter ist. Ihr eigenes Leben als junge Fürstin gestaltete sich ruhig und von innen heraus. Ihr Schwiegervater, der Großherzog Georg, war eine hochbegabte, edelmüthige, künstlerisch empfindende Natur; die Schwiegermutter und Tante war begeistert für Kunst, besonders für Malerei, die sie selbst, wie erst jüngst in diesem Blatte an anderer Stelle ausführlich berichtet worden, mit vielem Fleiße und hervorragendem Talent ausübte. Ein gutes Theater, unter Görner's Leitung, bot Anregung in den Wintermonaten; alljährliche Reisen nach England zu der Mutter, Reisen, die gewöhnlich mit solchen durch Deutschland nach Frankreich oder der Schweiz in Verbindung gebracht wurden, und Familien-Zusammenkünfte in Schloß Rumpenheim erhöhten den Reiz des Stilllebens.

Eine große Correspondenz mit Familien-Mitgliedern und bedeutenden Persönlichkeiten hat die Großherzogin immer gepflegt; neben reicher Lectüre in den drei Cultur-sprachen moderner Lebens, beschäftigt sich die hohe Frau besonders gern mit Musik und leistet in dieser, sowohl im Spiel, wie im Gesang, Ausgezeichnetes. Selbstverständlich tritt die Ausübung dieser Kunst nur im vertrauten Freundeskreise auf; doch können diejenigen, die das Glück hatten, die Großherzogin singen zu hören, nicht genug ihren hinreißenden, nach den allerbesten Vorbildern geschulten Vortrag loben. Diese Liebe zur Kunst und das feine Verständnis für dieselbe verschafft in der kunststimmigen und enthusiastischen Seele der Großherzogin dem Künstler auch jenes ideale Publicum, von welchem er seine besten Anregungen empfängt, seinen besten Lohn. Ein solches Band innigsten freundschaftlichen Verständnisses vereinigte die hohe Frau auch mit der großherzoglichen Kammerdame Georgine Schubert, die leider so früh der Kunst und dem vielen Guten, das sie zu schaffen wußte, entrissen wurde. „Sie flingt mir alles Schwere vom Herzen weg,“ hatte einst die Großherzogin von der Künstlerin geäußert; hier fand sie, musikalisch wie dramatisch, das Ideal verkörpert, das sie bisher, wenn auch oftmals unbewußt, in der Seele getragen hatte. Zu gleicher Zeit lernte sie aber auch die Künstlerin persönlich kennen; sie fühlte sich von ihrem maßvollen, bescheidenen Wesen, dem seltenen Gemisch von Ernst, Humor und kindlicher Frische, das ihr eigen war, wohlthunend berührt, und jene unerwartlichen Wechselwirkungen, die wir mit dem Namen „Sympathie“ bezeichnen, woben zwischen Fürstin und Künstlerin ein Band, das beiden zwölf Jahre lang ein seltenes Glück gewährte hat.

Bedeutende Personen, die der Großherzogin nahe stehen, haben stets an ihr eine seltene Vereinigung von Geist und Gemüth, Herz und Verstand bewundert. So ist es denn natürlich, daß sie auf die Gemüther eine seltene Anziehungskraft ausübt, daß Alle, die sich ihr nahen dürfen, stets sogleich von ihr begeistert sind. Aristokratin im vornehmsten Sinne des Wortes und mit edlem Stolz, wie von der Größe ihres Berufes erfüllt, ist die Großherzogin doch voll der liebevollsten Güte und Befinnung gegen Jeden, der ihr näher treten darf. Für Arme und Leidende hat sie ein offenes Herz und liebt es, im Stillen Gutes zu thun. Das von ihr zur Verpflegung altersschwacher und unbemittelter Frauen und Jungfrauen gegründete Asyl, der Armen- und Krankenpflege-Verein, das Krankenhaus „Carolinens-Stift“, die Kleinkinderbewahr-Anstalten im Lande und andere milde Stiftungen und Anstalten erfreuen sich ihrer huldvollen Protection. Den Schuleinrichtungen und der religiösen Erziehung schenkt sie die größte Aufmerksamkeit. Im vollsten Sinne verbildlicht die Großherzogin die Worte des Dichters von Armuth und Würde, in derselben Person vereinigt, und verdient in gleichem Maße die Verehrung und liebevolle Bewunderung, die ihr dargebracht werden.

R. Z.

Kochdruck verboten.

London im Morgengrauen.

Von Adolf Brenneke.

Siehe das Bild von Franz Starbina, Seite 316 und 317.

London im Morgengrauen, die Erkennungszeichen einer Großstadt gehört die Mischung der Gesellschaftsklassen: je größer der Unterschied zwischen arm und reich, hoch und niedrig, glücklich und unglücklich, desto größer gewöhnlich auch der Umfang des städtischen Gemeinwesens. In den hochcivilisirten Metropolen des mittleren und westlichen Europa geht es allerdings nicht wie in Stam-

bul oder Peking zu, wo das Elend von Hunderttausenden offen zu Tage tritt; wofür hätten wir denn unsere Polizei, unsere Wohlthätigkeits-Vereine, unsere vielgepriesene Cultur?

In keiner Stadt der Welt stoßen die Gegensätze unermittelbarer aufeinander, als in London. In der nüchternen statistischen Angabe, daß London zur Zeit 4.767.000 Bewohner zählt, ist für den Kundigen eigentlich alles Weitere enthalten: der ungeheure Flächeninhalt des Stadtbildes, der Welthandel, das lärmende Treiben an den Verkehrs-Centren, die tausendfältigen Einrichtungen für eine möglichst vollkommene Ausgestaltung des Lebens. London hat die beste Polizei der Welt; für seine Kranken und Nothleidenden wendet es jährlich viele Millionen auf; an Museen, Bibliotheken und Kirchen, an Parks, Bädern und sonstigen Vorkehrungen für das leibliche und geistige Wohl der Einwohnerschaft fehlt es wahrlich nicht. Woher stammt nun das Elend in London, von welchem die Romandichter mit Vorliebe die unglücklichsten Schilderungen ansmalen?

In ganz England ist der Pauperismus, die Massen-Armuth, während der letzten Jahrzehnte in beforgnißerregendem Maße gestiegen. Henry Charles Carey, der bedeutendste Nationalökonom Amerika's, hat mit stichhaltigen Gründen kargelegt, daß England den Höhepunkt seiner Entwicklung bereits überschritten habe, und daß ihm das Schicksal von Tyrus, Karthago, Venedig, Vandalern und anderen Handelsstaaten der Vergangenheit bevorstehe; nur Rußland, die Vereinigten Staaten und Deutschland seien Großmächte der Zukunft. Die Gebundenheit des Grundbesitzes ist Englands größter wirtschaftlicher Fehler. Der freie Bauernstand ist so gut wie verschwunden; in den Händen von weniger als zweihundert Personen ist das Grundeigentum von halb England und Schottland vereinigt. Das Monopol in Steinkohlen, in Eisen, in der Flotte, in der Fabrikthätigkeit wird dem Britenvolke erfolgreich von allen Seiten freitig gemacht, und neuerdings haben die Ereignisse am Nil wie am Hindukusch den Niedergang der britischen Welt Herrschaft geradezu thatsächlich erwiesen.

Die verhältnismäßig geringe Zahl der Grundeigentümer begünstigte in England mehr als anderswo das Zusammenströmen der Bevölkerung in die Städte, insbesondere nach London. Von der Bevölkerungszunahme der letzten Jahrzehnte kam meist ein Drittel auf London, ein zweites auf die übrigen Großstädte, und nur das letzte Drittel auf das ganze übrige Land. Trotz seines ungeheuren Kapitalreichtums und seines wohlbehüteten Bodens ist Großbritannien doch das einzige Land der Welt, in welchem sich die Mehrzahl der Bewohner von Lohnarbeit nährt. Daß eine Handelskrise oder ein Zusammenfallen der Concurrenz, wie in London, Hunderttausende lahm legt und sie dem Elend preisgibt, darf unter solchen Verhältnissen nicht Wunder nehmen. Obgleich sich sich selbst in guten Zeiten nicht alle Engländer von Roastbeef, Ale und Plum pudding, wie man diesseits des Kanals mitunter anzunehmen geneigt ist. Denn achtzehn Millionen müssen auf ein comfortables Heim im eigenen Hause verzichten, machen keine Reisen rheinaufwärts, nach der Schweiz und Italien; ja sie dürfen sich selbst im eigenen Lande nur ausnahmsweise an Biefengrün und Waldesrauschen erquicken, denn harte Arbeit ist ihr Los, wofür sie nicht gänzlich zum Proletariat oder gar zu den anderthalb Millionen Bettlern gehören wollen, welche das stolze Albion bevölkern helfen.

Aber England, und speziell seine Hauptstadt, frunkt noch an einem anderen Uebel. Man mag in London die Quartiere der Armuth und Verkommenheit durchstreifen oder auf den breiten Trottoirs von Bond, Oxford- und Regentstreet dem Treiben der oberen Zehntausend zuschauen: überall wird man durch verführerische Aushängeschilder, durch Spiegelgläser, Gasströmen und Bronze-Schmuck auf Schnapsläden aufmerksam gemacht. Brandy und Whisky, die gangbarsten Sorten des englischen Branntweins, liefern einen Steuerertrag von vielen Millionen, welcher reichlich die Kosten der Heiden-Missionen und der Bibel-Gesellschaft aufwiegt. Man darf mit einem gewissen Rechte die Behauptung wagen, daß die Zahl der Jüder, Negers und Kannibalen, welche sich alljährlich zum Christenthum bekehren lassen, gleichkommt der Zahl von Ihrer Majestät Unterthanen, welche in derselben Zeit dabei dem Schnaps-teufel verfallen. Wer je an Sonnabend-Abenden auf London's Straßen die trunkenen Männer, Frauen und jungen Burchen ihre Gassenhauer hat brüllen hören, wer den Fuldunst eingathmet hat, der den Public bars entströmt, und wer die geschminkten Heben und die zweifelhaften Gestalten in den hell erleuchteten „Schnapspalästen“ studirt hat, der wird leicht zu der Ansicht gelangen, daß nirgends in der Welt der Sonntag im Allgemeinen wechseleifer eingeleitet und in gezwungener Langeweise durchgeführt wird, als in dem Vaterlande der bischöflichen Staatskirche.

Welche Verheerungen gerade der Schnapssteuereifer anrichten kann, insbesondere im Bündniß mit der Armuth und der Unwissenheit der niederen Volksklassen Englands, das steht mit deutlichen Lettern in den Gesichtsausdrücken der Glenden verzeichnet, welche im Morgengrauen aus ihren verpesteten Schlupfwinkeln hervortreten, um über die auf den Straßen angeammelten Reste des vorigen Tages herzufallen. Am hellen Tage hat sie die Polizei nicht geduldet; Abends mischen sie sich verführerisch in's Gewühl der Straßen oder hungern an den Ausgängen besuchter Locale heuteipähend umher. Wenn dann, etwa eine Stunde vor Sonnenaufgang, die Pulschläge des weltstädtischen Lebens auf kurze Zeit ansitzen, ehe mit dem neuen Tage das Treiben und Jagen von Neuem anhebt, dann durchwählen die „Enterbten“ zu Tausenden die Abfalltonnen vor den Häusern und die Kehrichthaufen in den Wintern oder auf den Kläsen. Bevor die Straßeneinigungs-Colonnen bald nach Tagesanbruch anrücken, muß dies Geschäft erledigt sein. Nichts ist absolut werthlos; Kusterrückhaken, Knochen, Gemüße-Abfälle, Brodrinden, Scherben, abgerissene Anschlagzettel: für Alles giebt es Abgasquellen in der Millionenstadt.

Die dem Leben abgelaufenen Gestalten, welche uns in seinem Bilde Franz Starbina vorführt, stellen augenscheinlich ein heruntergekommenes Weib mit ihrem Sprößling dar. Den Jagen der Alten ist weniger ein tiefer Kummer, eine mitleid-erregende Armuth, als vielmehr das Laster in grellen Farben aufgeprägt. Am deutlichsten lassen die Gesichtszüge auf Trunksucht schließen, sodas die Laterne mit dem großgeschriebenen „Brandy“ and „Whisky“, als Hinweis auf die Quelle der Verklumptheit, passend die realistische Färbung des Gemüthes unterstreift. Der stumpfsinnig dreinblickende Burche ist ein echtes Kind jenes rohen Lasters der Mutter. Ihm wäre besser gewesen, wenn er zu den Tausenden „weggeworfener“ Säuglinge gehört hätte, welche man in London alljährlich, in Lumpen oder in eine „Times“ gewickelt, hinter den Hecken, auf Bahnhöfen oder sonstwo aufliest, oder zu den Zehntausenden, welche Blattern, Scharlach und Typhus alljährlich in den Armenvierteln dahinschaffen. Sein Los, wie das der Mutter,

läßt sich mit ziemlicher Sicherheit vorhersehen: sie enden in nicht zu ferner Frist im Gefängniß, oder in einem verpesteten Massenquartier, oder auf dem Straßengestirp; ihr letzter, starrer Blick wird der leeren Whiskyflasche oder dem verloderten Aushängeschild eines Brandy-Ladens gelten.

Kochdruck verboten.

Im Hochwald.

Von A. von Schweiger-Verchenfeld.

Nichts geht über den Reiz eines vom Hauche des Spätsommers umwehten Hochwaldes. Unsere Eintrittspforte ist ein grüner Porticus, gebildet von einer Gruppe säulenähnlicher Lärchenstämme, deren zu Wölbungen verschlungene Keste im polychromen Schmucke von Sonnengold, Himmelsbläue und purpurnem Hellbuntel prangen. Durch das Riefeln des Quells klingt das traute „Willkommen“ der Waldgeister. Wir sind allein, sodas wir Alles ungeheilt in Empfang nehmen dürfen: das Liebesgeflüster der Dryaden, den leisen Ruf der Dreaide, der uns schmeichelnd umhaucht, den Duft aus den Blütenbeeten der Waldesellen. Ueber uns ein weiter, grüner Raum mit goldenen Sonnenbliden und blauen Gucksteinen in den Blättergewölben. Jeder Schritt nach aufwärts zerreißt einen der vielen Fäden, mit denen wir an das alltägliche Leben gefesselt sind. Die Thauperlenn im Moose, die zirpende Zaunkönig, webende Nistenschalen und in schattiger Tiefe das unfrische Schwanken farbiger Dämmerung: das sind Einzelheiten, die unsere Aufmerksamkeit mehr in Anspruch nehmen, als alle brennenden Fragen der ringenden Menschheit.

Diese schattige Welt übt auf erregte Gemüther eine ähnliche Wirkung aus, wie die blaue Farbe, der die Physiologen säugigen Einfluß zuschreiben. Wenn wir im tiefen Moose unter schwerem Ahorngestirp rasten, droht uns träumerisches Hinbrüten zu lähmen. Zum Glück ist die Welt um uns lebendig; der kühle Dunst specht trommelt uns zu Häupten, ein Schwarm von Wildtauben flattert durch die Baumwipfel; am Quellrande zeigen sich Bachstelzen, grazios auf- und niederstehend; im Dichte des Unterholzes locken Finfen einander. Dazu gesellen sich die geheimnißvollen Stimmen, wenn der Lebensstrom durch die Zweige und Keste rinnt, daß sie leise flüstern, wenn ab und zu von stürzendem Gestein ein dumpfes Echo ertönt, der Ruf des Weisers in blauen Höhen verhallt. . .

Wir haben ein beträchtliches Stück Weges hinter uns. Der lichtgrüne Gürtel des Buchenwaldes liegt uns zu Füßen, von dort gesiederten Wäldern, Lärchenwipfeln, überträgt. Die Ausschau geht über eine blumige Hochmatte und dunkles Tannicht in ein stilles, kesselförmiges Thal. Der graublau Reflekt der Felswände uns zu Häupten lagert sich als Dufschleier über die weite Einsenkung, aus der Sonnennebel aufsteigen. Alle Höhen schimmern im Lichte des Tages, aber nirgends blendet die lautere Flamme des Himmels. Im regungslosen Glanze schwimmt ein ferner Wasserpiegel in seiner grünen Muschel. Im ungetrübten Blau schwebt, nur noch wie ein Punkt erkennbar, eine Weihe.

Jetzt regt der Hochwald seine Schwingen, und im vollen Accord streicht es durch die schwankenden Tannen. Ich aber denke mir auf dieser Waldhöhe einen Tempel des Gottes Sitavams oder doch ein Standbild, wie man eines vor Jahren im Harzgebirge zwischen Rhein und Mosel gefunden. Der Gott ist als Jäger gedacht, in Gesellschaft stinker Wäden, der starke Arm mit dem Wurfspeer bewehrt. Der Tempel aber findet sich ohne Hinzuthun der Menschen. Seine Wände sind die Felschrofen, seine Säulen und Geländer die weiten Klippen, welche die Höhe umsäumen. Terrassen stufen sich wie Gärten über- und untereinander, und an ihrem Fuße rauschen grüne Bäche. Zum Opferhauche stehen Rhododendren, Galien, Gentianen und Alpenblüthen bereit. Vielleicht streuten die Hirten diese Blütenkinder in die Johannisfeuer, deren Brandflecken da und dort auf der Alpenhöhe bemerkbar sind.

In der Dämmerstunde steigen wir von der Alpenhöhe in den Thaltessel hinab. Jetzt sind die Farben, von welchen Alles wie behaut scheint, von wunderbarem Schmuck. Wenn man in den saftigen Glanz der Rothbuchen hineinsieht, denkt man an grüne Email-Überkrustungen. Unter den dichten Kronen lagern breite Schattenmassen; man wandelt wie in einer Halle, von Säulen rechts und links begleitet. Aber so heiter, wie jene Vorbeergänge und Oliven-Wölbungen im Süden, wo Rosen, Reben und Ephen alle Lichtungen durchranken und die Sonne jedes Dunkel feurig durchglüht, — so götterheiter ist dieser Laubgang nicht. Er erscheint von einer herben Schönheit verklärt, frisch und gewissermaßen überflüssig. Man empfindet keine schwüle Beklemmung, wie dort, und ist nicht gewärtig, einem Frauenbilde zu begegnen, das unser Herz betrüben könnte.

In der stillen Nacht solcher Hochwälder waltet nicht ein Schatten beirrender Kofetterie. Trotzdem fehlt es nicht an malerischem Detail, wie beispielsweise in wasserreichen Mulden, wo Weidelbeer-Dickicht als wärziger Miniaturwald die zierlichen Katarakte umsäumt, Felsengruppen sich zu Waldaltären aufbauen und dämmerige Moosnischen an die Vertiefe der unfrischen Herrin dieser Jagdgründe erinnern. Sie, die strenge Göttin, mit der Mondesfichel im schwarzblauen Haar und der kalten Gluth in den dunklen Augen, lebt freilich nur in der Phantastie des Wanderers.

Dennoch aber eilt zuweilen Diana, wenn auch nicht auf lächtigen Sohlen, so doch auf stinkem Kerner, durch diese Dickichte. Das ist die schöne Herrin des Schlosses, dessen dunkle Nische jetzt durch die Waldlichtung grüßen. Der wärzige Hauch frischgemähten Heues weht durch die Pforte des Waldraumes zu uns herüber. Tiefer unten dehnt sich die weite, staubige Straße, von lärmenden Spägen occupirt, die in den heißen Staub untertauchen und lustig, wie im Wasser, plätschern. Eine Terrasse aus mächtigen Blöcken hebt den vorderen Bau des Schlosses über den Wiesenplan, den eine Kastanien-Allee durchschneidet. Weiße Staubwölkchen nesteln sich in den Blättern fest, die bereits ein halbes Grün zeigen. Braune Wäden schließen da und dort die Fenster, andere sind geöffnet und lassen das scheidende Sonnenlicht in hohe Gemächer einströmen.

Am schönsten ist es in der vorderen Ecke der Terrasse, wo eine Gruppe Platanen schattet und durch Holzstaketen wilder Wein in üppiger Fülle wuchert. Dort ist ein Küstlichplätzchen, wo man gern eine Feiertunde des Abends zubringt, aller Beklemmungen ledig, bald in die weite Niederung hinausblickt, wo der blaue Duft des Spätsommers lagert, bald

die Augen an die dunkle Wand des Waldes heftet, der seinen breiten Schatten über die Schloßwiese wirft.

Auch dieses weltvergessene Heim gehört zu unserem Wald-bilde. Nur wenige Menschen bewohnen es: der Gutsherr und seine jugendliche Gemahlin, zwei rosige Kinder, einige Diener. Auf dem weißen Holzgelaender der Terrasse schlägt ein Frau sein Rad, wenn die Herrin hinzutritt und seinen stolzen Kopf fraut. In der Höhe der weißen Gestalt, die, von dem Nebendächlein des wilden Weines umrankt, wie eine vollausgeblühte Rose schimmert, liegt der ganze Zauber der Wald-einsamkeit in menschlich milder Form. Die schöne Frau hat keine Erinnerung aus ihrem städtischen Palaste mit herübergenommen. Wenn sie mit ihren Kindern durch die Wiesen wandert, fliegen farbige Federbälle und bunte Reifen durch die Luft und jauchzen frische Rehen von ungerrüttem Glid. Hier raucht kein äppiges Leben mit seinem aufdringlichen Lächeln. Man vernimmt keine geschwägigen Laute, sieht keine lärmenden Gesellschaften, nicht Glanz noch Prunk.

Wenn die blasse Frau mit halb gelöstem Haare zwanglos durch die Auen wandelt und in ihren dunklen Augen noch einmal das volle Tageslicht erglänzt, findet sich bald Geistes-freude. Die Zweige am Waldsaume knaden, in weiten Säben fegen die Hunde über den Plan und drängen sich an die schöne Herrin mit ihren plumpen Viebkosungen heran. Das sind freudliche Botsen, und sie meinen es ehrlich. Sie lassen von ihren Viebkosungen ab, wenden sich nach dem Walde und spähen, in dem sie in langen Zügen Luft einsaugen. . . Jetzt tritt er in die Richtung, mit Jagdbeute beladen, und winkt zu seiner Gattin hinüber, die wie ein leichtfüßiges Reh durch das thauige Gras dem geliebten Namen entgegenhüpft.

Wenn sie dann traulich im Blätterkloß oben auf der Terrasse sitzen, die Kleinen ihren Federbällen nachhüpfen, während im weißen Kiese die müden Hunde schlummern, dann ist Friedensstimmung in diesem Bilde. Schon senken sich blaue Schatten herab und hüllen die grüne Plaudergrotte in trau-liche Dämmerung. Still, wie das Glid, ist der weite Raum, in den durchglähete Felsen, grüne Matten und dampfende Wälder herabsehen. Wenn die Kleinen verstummen, hört man den Silberton des ausklingenden Bespergeläutes. Durch die Erden trüben Nebel, in der Ferne steigen Rauchsäulen ferzen-gerade zum Himmel. Ab und zu schwimmt auf Windeswellen ein einsamwechelndes Lied vom Ufer des Baches herüber, wo lachende Weiber die letzte Heuernte einbringen.

Die Kette freundlicher Bilder setzt sich fort, wenn längst die letzten Purpur-Inseln am Firmament zerronnen sind und graue Wölkchen über den Buchenwipfeln schweben. Wir durch-schreiten den tiefen Schatten der Kastanien-Allee, die das Schloß umgürtet, und wandern durch die anbrechende stille, thauige Nacht. Weithin dehnt sich das Thal in völliger Vereinigung. Wir sehen noch einmal nach den grauweißen Mauern des Schloßes zurück, bis es in der grünen Umrahmung versinkt. Dunkle Waldmauern begrenzen unsere Ufer. Auf den Wiesen winken Erbkönige; Nachenlein flattern im Dicht. Das Summen verpörrer Käfer, das Rascheln großer Nacht-falter, leises Stöhnen im Schilf, wo die Thalwässer mur-meln, zirpende Feinden und säuselnde Brise; das ist eine Welt, für die es im lauten Lebensdrange keinen Erfaß giebt.

Längst schon umfassen uns die Schatten der Nacht, da wir süßlich wandern. In den Nischenwipfeln hängt die Mondes-sichel und webt Strahlenfäden von Ast zu Ast; über den Felsen wölbt sich die Sternensbrücke der Wildstraße. In stiller Größe öffnet sich die Unendlichkeit unserer Ausblicke und zieht uns mit geheimnißvollem Zauber an. Was einst kommen wird, wer weiß es? Der Gott über der undurchdringlichen Nacht der Zukunft laßt der maßlos sorgenschweren Sterb-lichen, sagt Doras, der hebräische Dichter.

Nachdruck verboten.

Edelsteine und edles Gestein.

Von Julius Stinde.

Seit einiger Zeit ist Amerika um einen Edelstein reicher geworden, der noch theurer als der Diamant bezahlt wird, zumal in größeren, schön geschliffenen Exemplaren. Dieser Edelstein wurde zuerst nahe der Stadt Alexander am French Broad-River auf einem Ausläufer des Blue Ridge gefunden, und es ist bis jetzt noch nicht gelungen, ihn auch an anderen Orten zu entdecken. Seine Farbe ist die des Smaragds, nur heller und lebhafter, als das bekannte Grün des orientalischen Smaragds der alten Welt, da der neue Stein außerdem durch Glanz, Feuer, Durchsichtigkeit und reines Wasser übertrifft, in welchen ausgezeichneten Eigenschaften er dem Diamanten von allen Edelsteinen am nächsten stehen soll. Da die chemische Untersuchung ergab, daß in dem neuentdeckten Edelstein sich eine bedeutende Quantität des „Lithion“ benannten Urstoffes befindet, so hat man ihm den Namen Lithion-Emerald gegeben, während er in wissenschaftlichen Kreisen, zu Ehren seines Entdeckers W. Hiden, „Hidenit“ heißt.

So viel mir bekannt, kam der Lithion-Smaragd nur in sehr vereinzelten Exemplaren nach Europa und blieb von dem Juwelenhandel der alten Welt gänzlich ausgeschlossen, da dieser Edelstein von den Amerikanern nicht allein seiner wunderbaren Schönheit wegen geschätzt wird, sondern ihnen aus Gründen des Nationalstolzes besonders viel gilt; denn es ist der erste kostbare Edelstein, den Amerika ganz für sich allein hat. Man kann sich darum nicht wundern, daß schon geschliffene Exemplare sich auf hunderttausendzwanzig Dollar für das Karat stellen, und daß trotz dieses erorbitanten Preises der ohnehin geringe Vorrath geschliffener Lithion-Smaragde erschöpft ist. Am Fundorte selbst ist ebenfalls kein Vorrath, da der Ertrag der Ausbeute von einem großen Newyorker Hause auf sehr lange Zeit im Voraus bestellt wurde. Es wird uns daher nichts übrig bleiben, als auf diesen Edelstein zu verzichten und denselben den Amerikanern zu überlassen, von denen sich auch nur Bevorzugtere in den Besitz der neuen Kostbarkeit setzen können.

Den minder glücklichen Viehhäbern von Smaragd liefern Ceylon, der Ural und hauptsächlich Neu-Granada die erwünschte Auswahl. Da der Smaragd selten frei von Rissen ist und alsdann unter der Bezeichnung „moosig“, „jardine“ minderwerthig erscheint, erzielen klare, vollkommen reine Exemplare hohe Preise, die sich, wie beim Diamanten, mit dem Gewicht und der Größe des Steines steigern.

Man hat häufig versucht, den Smaragd durch gefärbte Glas-schmelze nachzuahmen; aber alle diese Imitationen, welche der Hauptsache nach aus Bleiglas bestehen, dem grünfarbenden Mineral-Substanzen vor dem Schmelzen hinzugefügt werden, unterscheiden sich von den echten Steinen durch ihre geringere Härte.

Lange Zeit hindurch galt der heilige Graal, den man in Genua in der Sakristei der Kathedrale aufbewahrt, für ein aus einem einzigen Smaragd geschliffenes Gefäß; aber eine rasch auszuführende Prüfung ließ bald erkennen, daß diese Schale, deren Wunderkräfte in der Vohengrin- und Parcival-Sage eine so bedeutende Rolle spielen, aus grünem Glase besteht. Es war nur nötig, den vermeintlichen Smaragd mit einem echten Smaragd in ähnlicher Weise zu ritzen, wie der Glaser das Fensterglas mit dem Diamanten schrammt, um es zu zerschneiden. Ein Smaragd vermag nämlich einen zweiten Smaragd nicht zu ritzen, da beide die gleiche Härte besitzen; das weichere Glas aber wird von einem Smaragd verlegt, sobald derselbe mit verhältnißmäßig geringem Drucke darüber hinweggeführt wird, und es verliert die Spur dieser Verletzung nur durch sorgfältiges Schleifen und Poliren. Der heilige Graal bestand die Härte-Probe nicht; es genügte ein einziger Strich mit einem echten Smaragd, um ihn den Ruhm, dessen er sich Jahrhunderte hindurch erkaufte, zu nehmen.

Die Härte ist eine der hervorragendsten Eigenschaften der Edelsteine; denn durch sie allein bewahrt der Stein seine Schönheit, welche ihm durch den Schlifferteilt wurde. Erst nachdem die Kunst des Schleifers sich an ihm bethätigt, entwickelt ein Edelstein seine ganze Pracht; nur dann dringt das Licht in ihn hinein, um von den geschliffenen Flächen farbige wieder zurück-gestrahlt zu werden und dem betrachtenden Auge die Gluthen zuzuschleudern, in welche der Stein den Lichtstrahl verwandelt.

Die Alten nannten den Stein, welchen wir heute Rubin nennen, Carbunculus, was so viel bedeutet, als eine kleine Kohle, und sie fabelten von ihm, daß er im Dunkeln hell leuchte. Man legte den goldenen Schlangen, welche als Krabänder oder Ringe getragen wurden, Rubine statt der Augen ein, und von dem Ringe Andwananant, den Voge den Abelenen raubte, und welcher Göttern und Menschen Noth und Leid brachte, heißt es, daß er einer kleinen Schlange gegliedert habe, deren Augen Karfunkelsteine waren, woran man den Ring alsbald erkannte.

Erlische Schlangen haben eine rothglänzende Iris, und wenn das Thier erregt ist, funkeln seine Augen wie Rubine in unheimlichem Glanze; daher fand man es schon in frühesten Zeiten für angebracht, dem schlangennachahmenden Goldschmud rothleuchtende Edelsteine als Augen einzusetzen. Auch wurde die Wirkung des Schlangengliedes auf den feurigen Glanz übertragen, der dem Rubin entströmt, und so ward der Edelstein zum Mittelpunkt vieler Sagen. Es hieß, der Karfunkel könne den Menschen begaubern und an sich loden, wie eine Giftschlange den Vogel, und der böse Feind laufe die Seelen der Menschen oft für einen Karfunkel, der auch die Eigenschaft haben sollte, unsichtbar zu machen. Wenngleich der böse Feind nicht mehr umgeht, wie in den Märgen und Sagen, so ist der Zauber der Edelsteine dennoch geblieben; denn gar oft gelang es, Menschen, welche das Gold nicht zu verlocken vermochte, mit Hilfe der Edelsteine vom rechten Wege abzulenken; und wenn man sieht, wie bei höfischen, politischen und sonstigen Intriguen Edelsteine so oft eine hervorragende Rolle spielen, wenn es galt, Recht in Unrecht zu verkehren oder den Neben-schaften verschlossene Thüren zu öffnen, so könnte man versucht sein, eine dämonische Macht anzunehmen, welche den glänzenden Steinen innewohnt, nach deren Besitz ebenso toll gejagt wird, wie nach demjenigen von Macht und Ruhm.

Indem die geschliffenen Steine das Licht, welches sie empfangen, brechen und zurückstrahlen, ändert sich ihr eigenes Aussehen mit der kleinsten Bewegung der sie tragenden Person, und durch diesen Wechsel zwischen Hell und Dunkel, Ausleuchten und Ermatten, gewinnen sie den Anschein des Lebens und gleichen dem Auge, dessen Ausdruck ja auch mit der jeweiligen Stimmung wechselt, wie das Lichtspiel des Edelsteines mit der Aenderung der Beleuchtung. Die Edda kennt sogar Edelsteine, die der Schmied Wölvundur aus den Augen zweier Königsfinder gebildet haben soll, woraus auf das Deutlichste hervorgeht, daß von jeher eine Aehnlichkeit zwischen dem Blick des Auges und dem Glanz der Edelsteine angenommen wurde; und da noch heutzutage die Voeten die Augen mit Demanten, Saphiren und anderen lichtbrechenden Mineralien vergleichen, ohne deshalb kritische Vorwürfe zu erheben, dürfen auch wir um so eher bei diesen Analogieen verweilen, als das Auge im Grunde genommen nichts ist, als ein lichtbrechender Apparat, dessen Kristall-Linse klar ist, wie das Wasser.

Sobald sich das Auge trübt, verschwindet sein Zauber, und ganz ebenso verhält es sich mit dem Edelstein. Wird ihm die seine Politur genommen, so erscheint er matt und glanzlos, und deshalb werden jene Steine am höchsten geschätzt, welche ihren Schliff, ihren Glanz und ihre Durchsichtigkeit beim Tragen nicht verlieren, sondern den Reiz des Licht- und Farben-spieles unverändert bewahren. Da der Diamant der härteste Körper ist, den wir kennen, so steht er oben an in der Reihe der Edelsteine, obgleich er eigentlich kein Stein, sondern kristallisirte Kohle ist und unter geeigneten Vorbedingungen eben-sogut verbrannt werden kann, wie seine Nischenbrüder-Schwester, die schwarze Steinkohle. Mit dem Diamanten kann man sämtliche Körper ritzen, und da er um ein Bedeutendes härter als Granat ist, so bedient man sich zum Durchbohren von Felsen diamantbefestigte Bohrmachine, mittelst welcher in kurzer Zeit tiefe Sprenglöcher in das härteste Gestein hineingearbeitet werden können. Ohne Hilfe der Diamanten wären weder der Tunnel des Mont Cenis noch der des St. Gotthard so rasch fertig gestellt worden, wie es der Fall war.

Wegen seiner Härte kann der Diamant nur mit seinem eigenen Staube geschliffen werden; außerdem wird Diamant-staub zum Schleifen der meisten übrigen Edelsteine angewendet, weil er sie sämmtlich angreift und von Unebenheiten befreit.

Nach Farbe und Feuer schätzt der Juwelier die Diamanten ab, wenn sie in den Grenzen bescheidener Größe bleiben, da mit der Zunahme dieser der Werth des Diamanten sich in steigendem Verhältniß vervielfacht. Man bestimmt seine Schwere, so wie die anderer Edelsteine, nach dem Karat-Gewicht. Letzteres ist nicht in allen Ländern gleich. Der Name dieses Gewichtes stammt von einer indischen Bohnenart, welche Kuara, d. i. Sonne, heißt, weil ihre Blumen und Früchte eine goldgelbe Farbe haben. In Afrika wog man zuerst das Gold mit den Fruchtkörnern der Kuara-Pflanze, da sie nach dem Trocknen fast immer genau dasselbe Gewicht besitzen, und bediente sich ihrer später auch in Indien beim Abwiegen der Diamanten. Eine Kuara-Bohne wiegt etwa so viel, wie ein Weizenkorn.

Es wurde vielfach versucht, Diamanten nachzuahmen, und man hat vorzügliche Imitationen erlangt. Die sogenannten Simili-Diamanten brechen das Licht fast ebenso stark, wie der echte Diamant, und da dieselben in gute Silber- und Gold-schmelzen gethan werden, machen sie, so lange sie neu sind, den Eindruck wirklicher Diamanten, obgleich sie aus Bleiglas bestehen und eigentlich nicht viel mehr werth sind, als der für das Schmelzen der Masse und das Schleifen ausgegebene

Arbeitslohn. Wegen ihrer Billigkeit eignen sich die Simili vorzüglich zu Theater-, Maskeraden- und Ballschmuck, wenn es mehr auf den Effect der Erscheinung, als auf die Echtheit ankommt. Thautropfen aus Simili-Diamanten, welche auf Blumen und Blättern angebracht wurden, sehen im hell erleuchteten Festsaal ebenso schön aus, als wären es echte Steine, und schon allein die Sorge um die wirklichen Brillanten, welche an einem Kostüm vertheilt angebracht werden, ist ein so unangenehmer Gefährte, daß der falsche Diamant des Lesers vorzuziehen sein dürfte.

Es giebt keinen Edelstein, den die moderne Industrie nicht, mehr oder minder täuschend, aus Glasfluß nachzuahmen vermöchte. In der Imitation von Perlen hat man es sogar so weit gebracht, daß die künstlichen Perlen von echten nur von Kennern ersten Ranges unterschieden werden und überdies das natürliche Product an Dauerhaftigkeit übertreffen. Die imitirten Edelsteine erreichen jedoch nicht die Härte der echten, und daher kommt es, daß sie bei längerem Gebrauche blind werden, d. h. sich mit Schrammen und Rissen bedecken, wodurch der Glanz verloren geht, den ihnen sorgfältige Politur verliehen hatte. Das Licht wird nur noch theilweise reflectirt; der Stein verliert sein Feuer und sieht neben dem echten Edelstein, den er anfangs mit Glid copirte, wie ein ertrappter Betrüger aus. Allerdings vermag erneute Politur ihm den gewohnten Glanz und das alte Feuer wieder zu geben, aber dieselben sind ebenfalls nicht von Bestand, während der echte Edelstein, selbst wenn er in Staub und Sand verloren geht, seine Tugenden behält, an denen er stets wieder erkannt wird, und die ihm wieder zur berechtigten Erhöhung aus der vorübergehenden Erniedrigung verhelfen.

Vor einigen Jahren ist es jedoch einem englischen Chemiker, Herrn Hannay, gelungen, indem er Leuchtgas, Wasserdampf und Magnesium-Metall in ein eisernes Rohr sperrte und dasselbe bis zur Rothgluth erhitzte, bei der Abkühlung dieser im Feuer auseinander gehetzten Verbindungen, den in dem Leuchtgas enthaltenen Kohlenstoff in kristallisirter Form zu gewinnen. Da kristallisirter Kohlenstoff Diamant ist, so haben Herrn Hannay's Experimente thatsächlich erwiesen, daß echte Diamanten auf künstlichem Wege hergestellt werden können.

Daß nun trotz dieser epochemachenden Versuche die Diamanten noch nicht um den hunderttausendsten Theil ihres Preises gesunken sind, das hat seinen Grund in den Schwierigkeiten der Herstellung. Sehr häufig platzen die hiden, schmiedeeisernen Röhren aneinander, in denen die Materialien zur Diamantenbildung dem Feuer ausgesetzt wurden, und wenn das Experiment glücklich zu Ende geführt werden konnte, dann waren die erhaltenen Kristalle so klein, daß sie unter dem Vergrößerungsglase betrachtet werden mußten. Allerdings war es nicht Herrn Hannay's Absicht, eine Diamanten-Fabrik anzulegen, sondern es kam ihm darauf an, die bis dahin räthselhafte Entstehung des Diamanten zu ergründen, und der Lösung dieses Geheimnisses ist der ausgezeichnete Gelehrte durch seine kostspieligen und gefährlichen Experimente in der That näher gekommen, indem er bewies, daß Diamanten unter Bedingungen entstehen, die der Mensch, wenn auch unter Schwierigkeiten, herbeiführen kann; und deshalb ist die Voraussetzung, daß es noch einmal gelingen möge, auch große Diamanten im Laboratorium des Chemikers herzustellen, keineswegs als allzu phantastisch abzuweisen. Die Technik und die Chemie haben schon manche scheinbare Unmöglichkeiten in bewundernswerthe Möglichkeiten verwandelt, und wer weiß, ob nicht noch die Zeit kommt, da die echten Edelsteine ebenso billig und gewöhnlich sein werden, wie heute die Rubinen, Topase und Amethyste aus Glas.

Was aber dann? Dann wird nicht mehr der Geldwerth des Steines in Betracht kommen, sondern die Kunst, mit welcher er verarbeitet wurde, wie dies schon früher der Fall war. Den Ring des Polykrates, dessen Kostbarkeit noch in unserer Zeit gerühmt wird, zierte kein unerwünschlicher Diamant, kein Lithion-Emerald, kein Karfunkel, sondern ein Duzg, in den Künstlerhand eine Figur gegraben hatte. Wir können daher ruhig sein, denn es giebt noch ein Etwas, das selbst unscheinbare Materiale höheren Werth verleiht. Das ist des Menschen Geist, der in heiligem Kunstgefühl erglänzt und irdischem Stoffe dauerndes Leben einhaucht.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Die Waise. Von R. Liebermann. Siehe das Bild, Seite 320. — Tod und Leben, wie nahe sind sie beisammen! Die Stunde, die dem Kindlein das Leben geschenkt, brachte der Mutter den frühen Tod. Fast war es ein Gefühl des Jarnes, das der verzweifelte Vater wider die mutterlose Waise empfand, und vieler Tage bedurfte es, bis der wilde, verzehrende Schmerz dem stillen Gramme und der Erkenntniß wich, daß die theure Entschlafene ja fortlebte in einem anderen Wesen. Und heiße Reue überkam ihn über das, was er im Jrrwahn der Verzweiflung gethan, und mit doppelter Liebe, mit einer Liebe, welche zugleich die Verklärte und ihr jartes Vermächtniß umfaßte, schloß er das Kindlein an sein Herz. Er ist ein Mann, der in harter Arbeit das tägliche Brod gewinnen muß, und die Stunden der Ruhe sind ihm spärlich zugemessen. Sauer genug fällt es ihm, den größten Theil des Tages das Kleine fremder Wartung zu überlassen, aber Noth ist ein eiserne Gebot. Und weilt es nicht dennoch immer um ihn, das süße Geschöpf, was und wo er auch zu schaffen habe? Schwebt es nicht immer vor ihm, das rosige Antlitz, aus dem ihm zwei große, klare Augen entgegen lachen, — ihre Augen, die es einst ihm angethan; — und muß er nicht bisweilen plötzlich inne halten in der Arbeit, weil er meint, wieder das liebe, süße Kollen gehört zu haben? Wenn das Tageswerk vollendet ist, wird dieses Trugbild zu schöner Wirklichkeit. Sehnsüchtiges Verlangen beflügelt seinen Schritt zur niedrigen Hütte; dem Eintretenden strecken sich unter frohem Jauchzen zwei dralle Kerkchen entgegen, und mag der Vater noch so sehr ermüdet sein, nicht anders als an seiner Brust mag der kleine Tyrann entschlummern. Der Vater aber, —

Er denkt an die entschuld'ne Zeit Mit wehmüthvoller Zärtlichkeit. Und eine Thrän' aus Herzensgrund Fällt ihm auf seines Kindes Mund; Schnell läßt er ihm die Thräne ab Und wiegt es leise auf und ab.

(Bauernfeld.)

Literarisches. — Wilhelm Jordan, der als Dichter, Epiker und Dramatiker hoch gefeierter Poet, hat seine Hand nun auch nach dem Lorbeer ausgedehnt, welcher dem Romandichter blüht; es steht indessen zu fürchten, daß ihm diese Pflanze nicht unter allgemeinem Beifall zu Theil werden wird. Nicht als ob „Die Sebalde“ (Stuttgart, deutsche Verlagsanstalt, 2 Bde., geb. M. 12), kein echtes Kunstwerk wäre; im Gegentheil, von der rein poetischen Seite betrachtet, wird der Roman überall die gerechte Würdigung finden. Aber es ist ein Tendenz-Roman, welcher einerseits die Darwin'sche Weltanschauung mit dem Christenthum in Vereinbarung zu bringen sucht und andererseits einer Verbrüderung der verschiedenen Religionen das Wort redet. Der Gedanke an sich ist ja sehr schön, aber seine Ausführung, — der evangelische Pfarrer, freilich einer der freiesten Richtung, heirathet eine getaupte Jüdin, und sein materialistisch angehauchter Bruder eine gläubige Katholikin, — befremdet doch in mancher Beziehung. Dabei hat der Autor nicht einmal Licht und Schatten gerecht vertheilt. Während auf die Bekenner des liberalen Protestantismus alles Licht fällt und selbst das starre Judenthum einen edlen Vertreter findet, ist die evangelische Orthodoxie durch einen engberzigen Bedanten und der strenge Katholizismus durch einen Jesuiten repräsentirt, welcher Kinder stehlen läßt! Aber über die Mängel der Dichtung wollen wir die Schönheiten nicht vergessen. Was man mit den Anschauungen des Autors auch nicht durchweg einverstanden sein, seine religiös-philosophischen Deductionen gewähren dem denkenden Leser doch mannigfache Anregung; freilich unterbrechen sie bisweilen allzulange die Handlung, dafür aber gewinnt dieselbe an anderen Stellen hohen poetischen Reiz, und selbst die der „Spannung“ Bedürftigen finden ihre volle Befriedigung. In dieser Beziehung sind besonders jene Kapitel zu erwähnen, welche sich auf nordamerikanischem Boden abspielen und ihren Höhepunkt in der Beschreibung des Schiffsunterganges haben, nicht zu vergessen die ungemein packende Schilderung der Rettung Hildegards durch Ulrich Sebold. Noch einmal: es wird nicht viele Leser geben, die nicht gegen diesen oder jenen Theil des Inhaltes Widerpruch erheben möchten; aber ohne hohes Interesse wird sich Niemand in das gedankenreiche, von edelster Sprache getragene Werk vertiefen.

In prächtigem Festgewande bietet sich uns „Dreizehn Linden“, das herrliche Epos von F. W. Weber, das (Paderborn, Schöningh, geb. M. 6,80). Der Dichter hatte sich, so weit wir wissen, vor Erscheinen dieses Buches nur durch einige Uebersetzungen fremdsprachiger Poeten bekannt gemacht, und gleich mit dieser ersten selbständigen Schöpfung errang er einen wahrhaft unerhörten Erfolg. In kaum sieben Jahren erlebte das Poem vierundzwanzig Auflagen, und jetzt liegt die fünfundzwanzigste, die Jubel-Ausgabe, vor. Nur zu häufig erhält man Gelegenheit, über den Verfall, den die Werke dieses oder jenes Mode-Poeten bei dem großen Publikum finden, den Kopf zu schütteln, und man muß sich mit dem Gedanken trösten, daß Neben eben kommen und vergehen; aber von diesem Gefühle kann hier nicht die Rede sein, denn wir haben ein echtes Kunstwerk vor uns, das einen dauernden, kostbaren Besitz der deutschen Literatur bildet. Auf den Inhalt des Epos näher einzugehen, ist nicht nöthig, denn es giebt unter den Gebildeten wohl nur wenige, welche diese markige, von aller weichen Sentimentalität weit entfernte und doch so innig zarte Dichtung nicht gelesen haben. Aber es genügt nicht, die Werke unserer nationalen Poesie bloß zu kennen; man muß sie auch sein eigen nennen, um sich jeder Zeit wieder von Neuem an ihrem Glanze erfreuen zu können. Deshalb sei diese Jubel-Ausgabe, die auch in vorzüglichem Stiche das Portrait des Dichters vorführt, den Lesern angelegentlich empfohlen.

Die Sitte, eine Familien-Chronik zu führen, wurde im deutschen Hause seit langer Zeit nur noch wenig geübt; man begnügte sich, in die der Prachtbücher vorgehefteten Blätter die wichtigsten Ereignisse einzutragen, und auch dieser Gebrauch war keineswegs mehr allgemein verbreitet. Seit einigen Jahren ist indessen die alte, schöne Sitte wieder in Aufnahme gekommen, und sie noch mehr zu beleben, erscheint ein vor uns liegender stattlicher Band trefflich geeignet. Diese „Familien-Chronik“ (Berlin, Allgemeine Verlags-Agentur, M. 18) ist ein Muster gediegener Eleganz. Mit vorzüglichem Papier verbindet sich ein solider Einband, dessen oberer Deckel antike Relief-Prägung zeigt, während das Titelblatt den Stil der altdeutschen Buchmalerei imitirt. Das Ganze ist so gebiegen ausgeführt, wie es sich für ein Buch schickt, das auch für den Gebrauch von Kind und Kindeskind berechnet ist. — Einem ähnlichen Zweck entspricht das von H. Herrmann in Wittenberg herausgegebene „Hochzeits-Album“ (geb. M. 7). Mit einem schönen Titelblatte nach Ludwig Richter geschmückt, enthält dasselbe sinnige Sprüche und Gedichte, die auf das Eheleben Bezug haben, und hierauf eine größere Anzahl leerer Blätter, welche das junge Ehepaar und seine Freunde mit ihren Aufzeichnungen füllen können. Auch hier ist die Ausstattung recht geschmackvoll.

G. S.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Von dem Aufenthalte der Kronprinzessin Victoria in Lugano wird ein hübsches Anekdotchen erzählt. Nachdem die hohe Frau mit ihren drei Töchtern im Hotel Belleville eingetroffen war, durchschritt sie, wie suchend umherblickend, die für sie reservirten Räume. Der Wirth, welcher voller Unruhe ihren Blicken gefolgt war, sagte endlich den Rath, zu fragen, was Ihre kaiserliche Hoheit vermisse. „Das unentbehrlichste Stück für eine Behausung, in welcher drei junge Mädchen etliche Wochen wohnen sollen“, gab die Kronprinzessin zur Antwort. Mit stummer Geberde wies darauf der Wirth auf die hohen Pfeilerpilaster, doch die hohe Frau sagte lächelnd: „Spiegel führen wir zur Noth in unseren Reise-Receivaires mit uns, allein eine Nähmaschine müssen Sie uns besorgen; ich möchte nicht, daß meine Töchter aus der Lebung gerathen.“

— Erst jetzt ist es bekannt geworden, daß zu Gustav Richter's berühmtem Bildniß der Königin Luise eine junge Dame der preussischen Aristokratie als Modell gedient hat, und zwar die Freiin Josephine von Ziegler und Klipphausen, welche sich kürzlich mit dem Grafen Heinrich von Kersperling-Krausnitz verlobte. Als der Künstler den Auftrag erhielt, das Bildniß zu malen, machte Kaiser Wilhelm ihn auf die frappante Ähnlichkeit der Freiin Josephine von Ziegler mit seiner verwitweten Mutter aufmerksam. Der Künstler hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Dame aufzusuchen, die es sich natürlich zur hohen Ehre schätzte, zu dem Bildniß zu sitzen. Die Portrait-Ähnlichkeit ist eine so große, daß auf den zahlreich aushängen-

den Photographien des berühmten Bildes in der Königin oft die genannte Dame erkannt worden ist; am meisten war aber der von einer längeren Reise nach Deutschland zurückkehrende Bruder der Freiin von Ziegler überrascht, als er seine Schwester als Königin Luise in einem Schaufenster erblickte. Erst später erfuhr er, daß es wirklich ihr Abbild sei.

— Frau Minona Frieß-Plumauer wurde von Kaiser Wilhelm zum Ehrenmitgliede des königlichen Schauspielhauses ernannt, — die erste Auszeichnung dieser Art, die einem Mitgliede der Berliner Hofbühne zu Theil geworden ist. Seit mehr als fünfzig Jahren gehört die Künstlerin zu den Pflanzern des deutschen Theaters, und wenn mit jener Ernennung eine Dispensation von den weniger hervorragenden Rollen verbunden wurde, so ist diese Schonung ihrer immer noch bedeutenden, von wenigen Schauspielern erreichten Darstellungskunst dankbar anzuerkennen.

München. — Ueber eine Separat-Vorstellung, welche Charlotte Wolter, die berühmte Tragödin des Wiener Burgtheaters, vor König Ludwig von Bayern gegeben, berichtet ein Mitarbeiter des „Figaro“ nach einer Unterredung, die er mit der Künstlerin gehabt. Ursprünglich war für die Vorstellung Sardou's „Theobora“ vorgesehen, aber da Frau Wolter diese Rolle noch nicht einstudirt hatte, so wurde „Katzb" gewählt. Ueber die Aufführung nun, die auf Ritternacht angelegt war, lassen wir nach dem genannten Blatte Frau Wolter selbst reden: „Am halb zwölf Uhr waren die Schauspieler auf der Bühne versammelt. Es herrschte absolutes Schweigen; die Theater-Arbeiter trugen Filzhüte. Durch das Guckloch im Vorhange sah man nur das erleuchtete Proszenium; der Zuschauerraum war vollkommen finster. Punkt zwölf Uhr ertönte ein Glockenzeichen: der König verläßt seinen Palast und begiebt sich durch einen Corridor, der in dümmernem Halbfinstern bleibt, nach seiner großen Loge. Ein zweites Glockenzeichen kündigt des Königs Eintritt in die Loge an, und sofort rollt der Vorhang in die Höhe. Als der Vorhang aufgezogen war, überfiel mich zwischen den Coulissen, wo Niemand zu sprechen wagte, ein nervöses Zittern. Wie sollte ich vor diesem leeren und finsternen Saale spielen! Endlich betrat ich die Scene. Ich, die ich gewohnt bin, vor gedrängt vollen Häusern zu spielen, sah mich nun dem Nichts gegenüber. Ich strengte mich vergebens an, durch die Finsterniß hindurch selbst nur die Umrisse meines einzigen Zuschauers wahrzunehmen. Nichts! Es fehlte mir der zwischen dem Publicum und den Künstlern bestehende elektrische Contact. Zum ersten Male befand ich mich in einer so abentheuerlichen Lage, und es bedurfte großen Muthes, um nicht den Kopf zu verlieren. Was mich aufrecht erhielt, war der Gedanke, daß der unsichtbare Zuschauer wirklich einen großen künstlerischen Sinn besitzt, und daß, durch alle Phantastereien hindurch, auf dem Grunde seiner Seele wahre Leidenschaft für meine Kunst lebt. Dieser Gedanke schmeichelte mir und beruhigte mich zugleich. Ich wußte, daß der König mich nicht aus den Augen ließ, daß er in seiner Loge sah, in vollständiger Sammlung und Aufmerksamkeit und so tief versunken, daß er selbst den Athem zurückhielt, um nicht seine Anwesenheit zu verrathen, und um sich nicht selbst zu stören. Dies Alles war mir neu und fremd. Es schien mir, als spielte ich meine Rolle im Traume, und ich glaube, daß ich nie in so fieberhafter Stimmung spielte. Was mich einigermaßen aus der Fassung brachte, war der Umstand, daß der unsichtbare König am Schlusse des Actes sein Zeichen des Beifalles gab. Allein man bequemt sich so reich selbst den ungewohnten Eindrücken an, daß ich ihm für sein Stillschweigen dankte. Man hat über die Reizung des Königs, ausschließlich für seine Person Schauspiele aufführen zu lassen, viel gepöbelte, aber ich muß gestehen, daß ich sie vollkommen begreife. Der König hält in dieser Weise Alles fern, was den Künstler und den Zuhörer stören kann. Es giebt da keine laut geäußerten kritischen Bemerkungen, kein Klappern der Sitze, kein Jächerchewirren; nichts ist vorhanden, als das dramatische Werk, die Darsteller desselben und der einzige Zuschauer, den wir so sehr in die Welt der Illusion verlegen, daß er die Dichtung für Wahrheit hält. Ich möchte, offen gestanden, nicht immer unter solchen Umständen spielen; allein es ist mir lieb, daß ich auch diese Probe durchmache, denn sie hat mir meine Kunst von einer neuen Seite gezeigt.“

Als gegen vier Uhr Morgens der letzte Act zu Ende und der Vorhang gefallen war, befahl man uns, bewegungslos auf der Bühne zu bleiben, damit der König nicht gestört werde. Er verließ nämlich noch einige Zeit lang in der Loge zu bleiben und über das Gesehene nachzusinnen, wie Jemand, dem es Mühe kostet, wieder in die Wirklichkeit zurückzutreten. Endlich beehrte uns ein Glockenzeichen, daß Se. Majestät das Theater verlassen habe, und daß wir frei seien. Bald darauf erhielt ich den Besuch des Kammerherrn, der mir von Seiten des Königs ein ungeheures Bouquet und einen Schmutz überbrachte. Ich bat den Kammerherrn, daß er den Ausdruck meiner Dankbarkeit Sr. Majestät überbringen möge; allein er antwortete, es sei üblich, daß die Künstler dem Könige schriftlich danken. Ich war zum Umfallen müde und entgegnete daher, daß ich am nächsten Morgen die Ehre haben würde, Sr. Majestät zu schreiben. Darauf erwiderte der alte Herr, man dürfe den König nicht warten lassen; Se. Majestät erwarte das Dankschreiben zur festgesetzten Stunde; übrigens werde er die Ehre haben, mir den Brief in der durch das Hof-Ceremoniell vorgeschriebenen Form zu dictiren. Ich fügte mich, und um fünf Uhr Morgens konnte ich endlich in meine Wohnung zurückkehren. Ich habe den König weder vor, noch während, noch nach der Vorstellung gesehen; er kreuzte meine künstlerische Laufbahn, wie ein unsichtbarer Schatten. Selbst in diesem Augenblicke frage ich mich noch, ob das Alles auch wahr sei, und ob ich nicht einen Traum erzähle.“

Wien. — Die kaiserlichen Lustschlösser in der Umgebung der österreichischen Hauptstadt sind um ein neues bereichert worden, das Jagdschloß der Kaiserin Elisabeth. Es liegt in dem großartigen Wildpark, der sich westwärts von Wien viele Stunden weit erstreckt und seit langer Zeit als ausgezeichnetes Jagdterrain von unserer Hofe benutzt wird. Die erste Idee zu dem Aufbau des Schlosses rührt von der Kaiserin selbst her; Hofarchitekt Baron Hasenauer hat die Ausführung befohlen, während die innere Einrichtung ein Werk unserer hervorragendsten Künstler und Kunst-Industriellen ist. Der Bau wurde in einem Zeitraum von mehr als zwei Jahren ausgeführt, und die Kosten sollen sich auf ungefähr drei Millionen Gulden belaufen. Das Schloß, mitten im Park auf einer Lichtung gelegen und im prunkhaften Renaissance-Stil gehalten, bildet ein mit mehrfachen Vorstufen versehenes Viereck, das an der einen Jagden-Öde ein spitz zulaufendes Aussichtsthor, an der anderen ein kuppelartiger Vorbau abschließt. Die Hauptfacade blickt auf einen geräumigen Hof, der von zwei Dienstgebäuden flankirt ist, welche mit dem Hauptgebäude durch Laubengänge zusammenhängen. Im Erdgeschoß befinden sich zwei Zimmer der Hofdamen, die Gemächer der Erzherzogin Valerie und ein weiträumiger, mit pyrenäischem Marmor besetzter Saal, der als Familien-Speisezimmer gedacht ist. Prächtige Flügelthüren führen von hier auf eine Terrasse, mit einer Fontaine in der Mitte und kleinen Marmor-Galerien zu beiden Seiten. Zu Häfen

der Terrasse dehnt sich ein Blumenparterre, und darüber hinaus schweift der Blick über malerische Landschaftsbilder, Jagdhäuschen, stille Weiher und grüne Wiesen bis zu dunklen, sich endlos hinziehenden Waldpartien. Ueber eine dreigliedrige weiße Marmortreppe gelangt man vom Parterre in das erste Stockwerk, in welchem die Gemächer des Kaisers und seiner Gemahlin liegen. Die Gemächer der Kaiserin bestehen aus Entree, Schlafzimmer, Boudoir, Arbeitszimmer und Salon. Der Plafond des Entrees, von Hissler gemalt, zeigt den blauen Himmel mit schwirrenden Vögeln. Einzig in seiner Art ist das Schlafzimmer, zu dessen künstlerischer Einrichtung noch Hans Makart den Plan entworfen hat. Die Decke schmückt ein Gemälde von Professor Berger; Luna mit Amoretten. Die Kessfüllungen und die Festons, die sich darunter schlingen, hat Charlemont gemalt; die prächtigen Genien und Amoretten, die zwischen leuchtenden Farbenbouquets sich schwingen, rühren wieder von Berger her. Maler Huber hat die Titania-Sage verknüpft. Ein von Professor Gienmenger gemaltes pompejanisches Zimmer dient als Turn- und Fechtzimmer. Ein großer, mit Mahagoni verkleideter Salon verbindet die Gemächer der Kaiserin mit denen des Kaisers. Hier, wie in allen anderen Räumen finden sich Kamine aus weißem oder vielfarbigem Marmor vor; von den Plafonds schweben Kronleuchter aus Bronze und Kristall; die Beleuchtung geschieht durchweg mit elektrischem Lichte. Telephon- und Telegraphenleitungen durchziehen das ganze Haus wie die Nebengebäude und erstrecken sich bis Schönbrunn und Mauer. Ein zweites Stockwerk, das sich zur einen Hälfte über dem Hauptgebäude erhebt, bietet dem kaiserlichen Gefolge Unterkunft, während das eigentliche Dienstpersonal in einem, den Hofraum nach der Rückseite abschließenden einstöckigen Hause seine Quartiere hat. Von den beiden Seitengebäuden dient das eine als Wirtschaftshaus, das andere enthält die Stallungen für Jagd- und Wagenpferde und in der Mitte eine fuppelgekronte, reizend ausgeführte Reitschule.

Paris. — Für die Wahlen zum französischen Abgeordnetenhause ist von dem Comité, welches für die Frauenrechte agitirt, eine größere Anzahl von Candidatinnen aufgestellt worden. Eine hervorragende Stellung unter diesen nimmt Fräulein Marie Deraismes ein, die Herausgeberin des in Pontoise erscheinenden Blattes „Le Republicain de Seine et Oise“. Diese Dame ist keineswegs, wie man wohl annehmen könnte, eine politische Gefinnungsgenosin von Louise Michel, die gleichfalls unter den Candidatinnen figurirt; vielmehr tritt sie lebhaft für die politische und sociale Gleichberechtigung der Frauen ein, ist aber sonst eine Gegnerin der Communards. Das ist sehr erklärlich, da Fräulein Deraismes eine Kente von etwa hunderttausend Francs besitzt, die sie mit Niemand theilen will. Ueberhaupt wird der Dame, welche siebenunddreißig Jahre zählt, große Sparsamkeit nachgerühmt; selbst für das Hauptorgan der Frauen-Emancipation, „Le Droit des Femmes“, giebt sie nur einen geringen Beitrag, für den sie außerdem noch die entsprechende Anzahl von Exemplaren verlangt; ja, man erzählt sich, daß zu der Zeit, da sie in Paris Vorträge hielt, ihre eigenen Dienstboten, wenn sie ihre Herrin hätten hören wollen, das Eintrittsgeld bezahlen mußten. Ihr Blatt verwaltet Fräulein Deraismes mit großem Geschick; bereits nach zweijährigem Bestehen deckte dasselbe die Begründungskosten, und gegenwärtig bildet es im Departement Seine et Oise eine Macht, mit welcher die Politiker zu rechnen haben. — Bei dieser Gelegenheit sei noch erwähnt, daß Louise Michel bereits an dem zweiten Bande ihrer Memoiren, deren erster in diesem Monat erscheinen soll, arbeitet. Außerdem schreibt sie an einem Roman und ist mit der Sichtung ihrer Poesien beschäftigt, die demnächst gesammelt herausgegeben werden sollen.

— Sarah Bernhardt ist durch den Impresario Grau für eine Gastspielreise durch Nord- und Südamerika engagirt worden. Die Künstlerin hat sich verpflichtet, in der Zeit vom 1. Mai 1886 bis zum 30. April 1887 wenigstens zweihundertfünfzig Vorstellungen zu geben, und für jede derselben ein in Honorar von zweitausend Francs zugesichert worden; außerdem erhält sie ein Drittel der täglichen Reineinnahme. Sie wird also ihre Schulden, die sich noch immer auf 750,000 Francs belaufen, gänglich tilgen können und noch eine ansehnliche Summe übrig behalten, vorausgesetzt nur, daß es ihr gelingt, die anstrengende Tour durchzuführen, und daß nicht etwa, — wie das ja gerade in America nicht selten ist, — der Impresario zahlungsunfähig wird. Derselbe Unternehmer ist gegenwärtig mit Madame Judic auf einer Rundreise durch die Vereinigten Staaten begriffen. Die Dame ist für sechs Monate engagirt; für jedes Auftreten sind ihr achtzehnhundert Francs und ebenfalls ein Drittel des Reinertrages zugesichert. Für dieses Gastspiel, das Ende September in Newyork beginnen sollte, hat Madame Judic in Paris, bei der bekannten Madame Rodrigues, nicht weniger denn fünfundvierzig neue Toiletten anfertigen lassen.

London. — Vor einigen Monaten berichteten wir, daß das Denkmal der heldenmüthigen Grace Darling auf dem Friedhofe zu Bamborough zu verfallen gedroht habe, und daß ein Aufruf zur Erneuerung des Monumentes erlassen worden sei. Derselbe hatte einen so günstigen Erfolg, daß das restaurirte Denkmal vor Kurzem feierlich enthüllt werden konnte. Auch ein schönes gemaltes Fenster ist, nach englischer Sitte, zu ihrem Andenken in der Kirche von Bamborough gestiftet worden. Man wird sich erinnern, daß das lächle junge Mädchen im Jahre 1838 mit ihrem Vater, einem Leuchthurmwächter, während eines furchtbaren Sturmes eine große Anzahl Rattosen des untergehenden Schiffes „Forfarshire“ rettete. Einige Jahre darauf verstarb, lebt Grace Darling in Sang und Lied ihres Volkes fort, als eine der edelsten Heldinnen aller Zeiten. Nach jener glorreichen Th. entbot die Königin Victoria, damals selbst ein junges Mädchen von neunzehn Jahren, Grace Darling zu sich, ließ sie zwischen sich und ihrer Mutter, der Herzogin von Kent, an der königlichen Tafel speisen und hing ihr beim Abschiede eine goldene Kette mit Aht um den Hals. Man erzählt, daß sie sich auf die Hand des Mädchens niederbeugte und dieselbe geküßt habe.

— Auf der internationalen Ausstellung der Erfindungen, die gegenwärtig in Süd-Kensington zu sehen ist, befinden sich einige interessante Antiquitäten, die einst berühmten Frauen gehört haben. So ein Harpsichord oder Clavecin, welches Eigenthum der Königin Christine von Schweden gewesen; die Laute und das Spinnet, auf welchen Königin Elisabeth von England gespielt; ferner eine Guitarre, die einst für Madame Malibran, die große Sängerin, angefertigt worden.

Newyork. — Im Alter von fünfundsünfzig Jahren verstarb zu San Francisco Mistress Helen Hunt Jackson, eine durch ihre schriftstellerischen Arbeiten und ihre philantropischen Bestrebungen rühmlichst bekannte Dame. Die Tochter eines Professors an der Neuenland-Universität, verheirathete sie sich mit dem Ingenieur Hunt und begleitete denselben zehn Jahre lang auf allen Streifzügen, die er in Ausübung seines Berufes unternahm. Nachdem die Familie sich in Newyork niedergelassen, begann sie sich dem literarischen Berufe zu widmen, schrieb Gedichte, Novellen und

nationalökonomische Aufsätze. Besonders verdient aber machte sie sich durch ihre unermüdlige Thätigkeit zu Gunsten der von einem grausamen Ausbeutungssystem verfolgten, in „Reservation“ befindlichen Indianer. In zahlreichen Artikeln schilderte sie die Nothlage der armen, halbcivilisirten, von gewissenlosen Agenten ausgeplünderten Rothhäute, und zwar mit solchem Erfolge, daß die Regierung sich zu energischem Einschreiten bequemen mußte. Schließlich wurde sie selbst zum Regierungs-Commissar für Californien ernannt und wirkte in diesem Amte als uneigennützigste Freundin des rothen Mannes.

Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Mode vom October 1785.



Nach einem Stiche von Kiepenhausen im „Börringer Taschen Calendar vom Jahr 1785“.

Aus den unseren Leserinnen schon vom Vorjahre her bekannten Filzkumpen, — den flachen, oder trichterförmigen Filztheilen, welche zu Hutformen gepreßt werden, — fertigt man für die Jugend äußerst fleidhame Barett's. Dieselben erhalten zur Stärke des Außenrandes nur einen der Kopfweite entsprechenden Bügel aus Draht und Gaze eingelegt; darüber wird der Filz in tiefe, reiche Falten zusammengeschoben, sodas der mittlere Theil pipelförmig rückwärts oder zur Seite herüber fällt. Als Garnitur ist einzig ein Federstuh zulässig. Dem Kleide entsprechende Tuch- und Vobengewebe lassen sich gleichfalls zur Anfertigung derartiger Barett's verwenden. (Bezugsquelle: S. Dargel, W. Mohrenstr. 49.)



Im Allgemeinen besteht das Kostüm der Jägerinnen aus kurzem Faltenrod und eng anschließender Taille, beides aus kräftigem Voben. Unsere Abbildung zeigt in Bezug auf den Stoff ein etwas eleganteres Jagdkostüm, wenn die angedeuteten Grundzüge darin auch festgehalten sind. Den eingereichten Faltenrod aus dunkelbraunem Wollenstoff mit eingewebten dunkleren Sammetstreifen vervollständigt eine Jagdtaille aus einfarbigem Tuch, deren langer, mit Plüsch gefütterter Schoß breit angelegt ist. Die Taille öffnet sich über einer Weste aus naturfarbenerm Leder oder gelblichem Tuch. Spielhahn-Feeder schmücken den hohen, braunen Filzhut. Handschuhe aus weichem Leder.

Eine lebhaftere Erinnerung an die früheren Jagdgeschlechter bilden die Toiletten aus Plaid-Tüchern in dem echt winterlich weichen und langhaarigen Vobengewebe. Zwei solche, je im Quadrat 140 Ctm. großen Tücher geben ein hübsches Lunisa-Arrangement und Taille (siehe die Abb. 12 und 29 der technischen Nummer). Die einzelnen Draperie-Theile müssen geschickt so eingerichtet sein, daß Franzen-Abschluss und Randborten gleich als Befeh dienen können. Rod und etwaige Garnitur-Theile der Taille wählt man am besten von Sammet oder Plüsch. (Bezugsquelle: K. Holt jun., W. Jägerstr. 27a.)

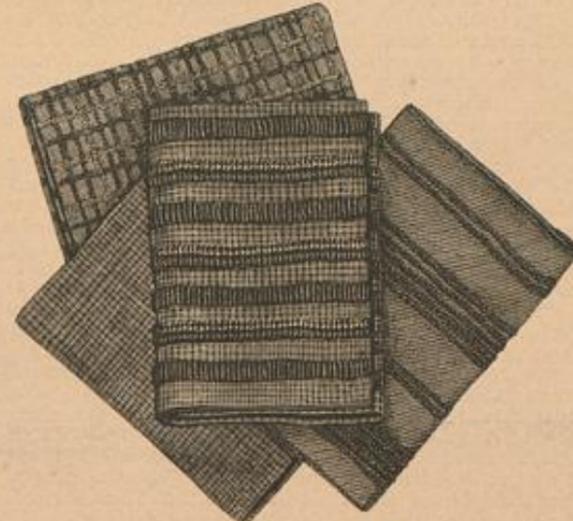


Kpartere Hüte, als sie in diesem Winter zur Erscheinung kommen werden, hat uns die Mode noch nie gebracht. Der eigentümliche Reiz liegt weniger in den Formen, welche alle nur Variationen der bisherigen sind, als im Material. So überspannte man den 13 Ctm. hohen Kopf eines Filzhutes mit einem feinnachigen Filznetz aus gleichfarbiger Gouffonnet-Seide. Ein anderer Hut zeigt den Kopf ganz aus golddurchwirkter, 1/2 Ctm. breiter schwarzer Voge genäht und den Anfaß der einzelnen Reihen



durch eine feine Chenille-Schnur gebekkt; die Krempe erhält dazu eine glatte oder gekrümmte Sammetbelleidung. Auch die so beliebten Holzperlen haben sich in den Dienst der Hüte gestellt. Selbstverständlich verlangt solch ein Gitterwerk aus auf Draht gereihten Perlen ein Seidenfutter und ebenso eine volle Spitze oder Stoffrüsche um den unteren Rand. Eine Garnitur-Schleife und Bindebänder vervollständigen das Ganze. (Bezugsquelle: S. Kirchhoff, W. Jägerstr. 25.)

Aus der Menge der winterlichen Kleiderstoffe haben sich die gestreiften als diejenigen hervor, welche der Saison ihr besonderes Gepräge geben. Alles, was früher in das Bereich der Besätze gehörte, findet sich in ihnen als Streifenmuster eingewirkt. Nachstehend veranschaulichen wir einige, von der Firma J. A. Heese, W. Leipziger Str. 87, eingelebte Proben. Der Grund dieser



Stoffproben zeigt ein canedäs-, treffen- oder leinenähnliches Gefüge, letzteres von einer groben, rauhen Textur, die von farbigen Einzelfäden und Reihen seidenartiger Vöckchen durchkreuzt wird. Den Canedäsgrund durchziehen in fingerbreiten Abständen ebenso breite Sammetstreifen, welche abwechselnd bunt und mit dem Grunde gleichfarbig, in der Quere fein gereißelt sind. Dieser Stoff wird „Stonor“ genannt. Unter der alten Bezeichnung „Diagonal“ führt sich das neue, treffenartige Gewebe ein, dessen Streifen aus unregelmäßigen oder ganz dichten, den Kriemern nachahmenden Schlingen bestehen. Zu dieser letzteren Gattung gehört außer dem entsprechenden glatten Gewebe, welches die gemusterten stets begleitet, ein ganz und gar mit Schlingen bedecktes Fabricat, welches zum Paletot bestimmt ist, sodas sich aus den drei zusammengehörigen Stoffarten ein abwechselungsreiches und doch einheitliches Kostüm zusammenstellen läßt. Grün, Oliv, Braun und Marineblau sind die gebräuchlichsten Farben für die letzteren Stoffe.

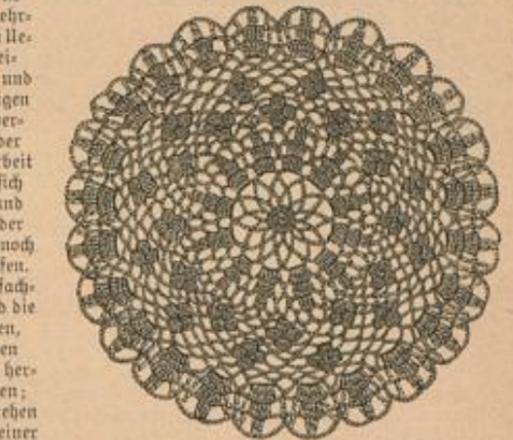
Der Festzug, welcher in Kremier zu Ehren des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich veranstaltet wurde, erregte besonderes Interesse durch die Hofführung einer Bauernhochzeit. Auf dem ersten, von sechs Pferden gezogenen Hochzeitswagen saßen auf langen Bänken die Brautjungfern mit prächtigen Goldhauben und goldenen Ketten als Haarschmuck, die rothen Kleider reich mit Goldblittern besetzt, Perlenketten oder Münzen um den Hals. In der Mitte thront auf erhöhtem Sitze die Braut. Ihr mit Goldstickerei bedeckter Kopf ragte über Alle hervor; eine mächtige Halskrause, dem alten spanischen Stile ähnelnd, umrahmte den Hals, sodas man kaum die Züge des Mädchens erkennen konnte; ein goldgesticktes Nieder umgab die Taille, und kurze, bauchige Kermel umschlossen die Arme. Dann folgte der vierhändige Wagen mit den Brautmüttern, die vor sich einen radförmigen Hochzeitsstuhl hielten. Der dritte Hochzeitswagen, viel größer als der erste, bot vierzig Bauernmädchen Platz, welche in ihren Kostümen die Trachten früherer Epochen zur Anschauung brachten.

Bei dem Empfange des russischen Kaiserpaars trug die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich eine braune Spitze-Toilette mit Atlas-Lederwurf; dazu ein anschließendes, mit Pelz verbrämtes Sammetjäckchen. Ein goldschillerndes Hütschen, gelb und braun garnirt, und ein brauner Sonnenschirm vervollständigten die Toilette. Die Kaiserin von Rußland erschien in einer lilä Atlasrobe mit hellrosa Garnitur und einem ebensolchen Hütschen. Die Großfürstin Wladimir hatte eine cremefarbene, reich mit Spitzen ausgestattete Toilette mit einem Unterleide aus meergrünem Atlas gewählt, als Ohrgehänge halsnahegroße Perlen. Bei der Theater-Vorstellung am Abend erschien die Czarewina in weißer Spitze-Toilette mit ausgechnittener Taille. Um den Hals trug sie eine achtreihige Perlenkette, außerdem ein großes Diamant-Kollier. Die Kaiserin Elisabeth hatte ein hochgeschlossenes, pfirsichbläulichenfarbenedes Kleid, die Großfürstin Wladimir ein blaues Kleid mit weißem Spitzenüberwurf angelegt.

Neue Handarbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Der gehäkelten Körbchen, welche zur Zeit unserer Großmütter so beliebt waren, wird sich noch manche Leserin aus der Nummer vom 13. December 1880 erinnern, wo die winzigen Dinger als Spielzeug dargestellt waren. Dennoch zögern wir nicht, diese hübsche Arbeit mit Rücksicht auf die neuerdings wiedererwachte Vorliebe für Häkelarbeiten aller Arten wiederum als etwas Neues vorzuführen. Die Körbchen werden in beliebiger Form aus kräftiger weißer oder farbiger Baumwolle in einfacher Musterung gehäkelte und alsdann durch Ueberstreichen mit Schellack gefestigt. Der Schellack ist in Spiritus aufzulösen und kann noch durch eine Beimischung von Farbe, Gold- oder Silberstaub gefärbt werden. Während des mehrmaligen Ueberstreichens und allmählichen Steifwerdens der Häkelarbeit läßt sich hier und dort der Form noch nachhelfen. Am einfachsten sind die runden, flachen Körbe herzustellen; sie bestehen aus einer glatten Rundung, die bei dem Ueberstreichen über die Außenseite eines Tellers gespannt werden kann. Unsere 5 Cent. tiefe Vorlage mißt 30 Cent. im Durchmesser. (Bezugsquelle: Gebr. Söllner, Nachl. V. Geisel, W. Nachstraße 61.)



Wirthschaftliches.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Speisezettel für die feine und einfache Küche.

- I.
- Suppe von rothen Rüben (Polnisches Original-Recipe) Receipt 1107.
- Croquettes von Eiern Receipt 1108.
- Karpfen, blau gefocht, dazu Salzkartoffeln und Butter.
- Roastbeef, mit verschiedenen Gemüsen garnirt.
- Lammstücken mit Kräutersauce Receipte 1109 u. 1110.
- Gebratene Rebhühner, dazu Vinsen-Paroo.
- Kaffee-Gröme Receipt 1111.
- Baumtorte, dazu verschiedene feine Compotes.
- Gefrorenes von Citrone.
- Dösl.

- II.
- Rindfleisch-Suppe mit Klößchen. Receipte 1112 u. 1113.
- Becht mit Weinsauce
- Rindfleisch (das Suppenfleisch) mit Meerrettig-Sauce.
- Kohlrüben-Auflauf mit Pöfelfleisch. (Echtländisches Original-Recipe) Receipt 1114.
- Hasenbraten mit Kappel-Compote.
- Viqueur-Gelée.
- Butter, Brod und Käse.
- Weintrauben.

- III.
- Suppe Julienne.
- Fleisch-Budding Receipt 1115.
- Zander in Sauertraut.
- Krametsodgel, an kleinen Spießen gebraten. Salat.
- Firnen-Compote Receipt 1116.
- Nachtisch.

- IV.
- Kartoffelsuppe.
- Entenbraten mit Birking und Kartoffeln Receipt 1117.
- Ofenbrot. (Echtländisches Original-Recipe) Receipt 1118.
- Dösl.

1107. Suppe von rothen Rüben. Man legt 1/4 Kilo in Stücke gebrochenes Schwarzbrod in einen Steintopf, gießt 1 1/2 Liter kochendes Wasser dazu, deckt den Topf fest zu und stellt das Ganze zum Säuern an einen warmen Ort. Nach drei Tagen ist die Säuerung vor sich gegangen. Nun kocht man von 1 1/2 Kilo Rindfleisch und einigen Markknochen eine kräftige Bouillon, welche, sobald sie fertig ist, zur Seite des Feuers gerückt wird, wo sie, ohne weiter zu kochen, recht heiß bleiben muß. Inzwischen hatte man rothe Rüben gar gefocht und mit der Hand abgetreift; diese werden erst in Stücken geschnitten, mit einem Holzkeulen zerrieben und durch ein leinernes Tuch gepreßt. Der so gewonnene Saft wird in die heiße Suppe, auf 1 Liter derselben 1/2 Liter Saft, gegossen, worauf auch das Brodwasser, ebenfalls durch ein Tuch gepreßt, in gleichem Verhältniß in die Suppe gethan wird. Gleichzeitig läßt man in einer kleinen Casserole 300 Gr. frische Bratwurst, einige kleine Zwiebeln und eine Handvoll Pilze in weißem Kochwein gar

lochen, nimmt alsdann die Wurst aus der Weinbrühe und gießt letztere durch ein feines Sieb ebenfalls in die Suppe. Hierauf bereitet man einen feinen, sehr elastischen Nudelteig, rollt ihn blattdünn aus, sticht runde Plättchen davon ab, legt auf die Mitte eines jeden ein Häufchen von fein, wie Gräupchen, geschnittenen rothen Rüben, klappt darüber die Plättchen zu halbrunder Form zusammen, drückt die Kantenränder fest aneinander und kocht sie hiernach in gesalzenem, siedendem Wasser gar. Wenn dies geschehen ist, hebt man die Nudeln mit einer Schaumkelle aus der Wasserbrühe, legt sie in die erwärmte Suppenterrine zu der in feine Scheibchen geschnittenen Bratwurst und gießt nun die Suppe, welche man im letzten Augenblicke nochmals, unter fleißigem Rühren, ohne zu kochen, recht heiß werden ließ, durch ein feines Sieb darüber. Die Suppe und die Nudeln müssen gleichzeitig fertig sein, und zwar im Augenblicke des Anrichtens, weil die Nudeln sonst trocken und hart werden, auch zusammenfallen und an gutem Ansehen verlieren.

1108. Croquettes von Eiern. Von 100 Gr. Butter und 45 Gr. feinem Weizenmehl macht man eine gelbliche Mehlschwitze, verrührt sie mit $\frac{1}{2}$ Liter süßer Sahne recht glatt, würzt das Ganze mit gestochenem Pfeffer und Salz, läßt es unter stetigem Rühren aufkochen, — während welcher Zeit man einen Eßlöffel kräftige Fleischbrühe oder Braten-Jus dazu giebt, — kocht die Sauce darauf mit zwei Eidottern und streicht sie durch ein feines Sieb. Inzwischen hat man eine Kalbsmilch in Fleischbrühe weich gedünstet, auch sechs Eier hart gekocht und darnach erkalten lassen, um nun Beides, Eier wie Kalbsmilch, grobwürflich zu schneiden und mit der fertigen, sehr dick erscheinenden Sauce zu vermischen. Das Ganze wird hierauf, ungefähr 2 Cent. dick, auf eine flache Schüssel gestrichen und bis zum anderen Tage an einen sehr kalten Ort gestellt. Kurz vor dem Baden schneidet man aus der nun fest gewordenen Masse daumenlange und daumenbreite Streifen und rollt diese rasch auf einem mit gestochenem Zwiebad bestreuten Brettchen zu kleinen Würstchen, welche dann in geschlagenem Ei und fein geriebener Semmelkrume panirt und hierauf, in vorher erhitztem Backfett schwimmend, schön braun gebacken werden. Man richtet die Croquettes, mit gebadener Peterfilie garnirt, auf einer erwärmten Serviette an und servirt sie recht heiß.

1109. Rammschnitten mit Kräuterjusce. Vom Carré eines Hammes schneidet man reichlich 1 Cent. dicke Schnitten, bestreut sie auf beiden Seiten nach Geschmack mit Pfeffer und Salz, läßt sie so ein wenig stehen und brät sie dann auf einem Bratrost oder in einer trockenen, vorher auf der heißen Rajschinplatte stark erhitzten Eisenpfanne, bei stetigem Umrühren, ohne aber hineinzuftreten, auf beiden Seiten hellbraun. Im Augenblicke des Anrichtens streut man etwas Cayenne-Pfeffer, doch nur sehr wenig, auf die Schnitten und servirt sie mit der folgenden Sauce.

1110. Kräuterjusce. $\frac{1}{4}$ Liter weißer Wein, $\frac{1}{4}$ Liter gute Bouillon und zwei Eßlöffel feinstes Olivenöl thut man in eine kleine Gasserole und läßt es zusammen bis zur Hälfte einkochen. Dann giebt man einen Theelöffel fein gewiegten Estragon, ebensoviel Schnittlauch und $\frac{1}{2}$ Theelöffel grüne Peterfilie, sowie auch einige Schalotten, Alles fein gewiegt, dazu, thut hierauf das nöthige Salz daran und läßt die Sauce mit zwei bis drei Eidottern. Diefelbe muß nun leicht gebunden, aber ja nicht dick sein.

1111. Kaffee-Crème. Von 100 Gr. frisch gebranntem, gutem Kaffee filtrirt man 1 $\frac{1}{2}$ Liter, Oberstufe voll so langsam, daß er nur eben tropft. Sodann löst man 30 Gr. weiße Gelatine mit einer Oberstufe voll kochendem Wasser auf und gießt diese durch ein loses Leinwand Tuch zu dem Kaffee, um hiernach das Ganze mit Zucker zu versüßen, es auch durch Rühren gut zu vereinigen und dann kalt zu stellen. Hierauf schlägt man 1 Liter dicke Schlagjahne zu festem Schaum und gießt, unter fortgesetztem Schlagen, den nun ganz kühl gewordenen, aber noch vollkommen fließenden Kaffee fadenförmig in den Sahne Schaum. Wenn dies geschehen und die Crème gut gemischt und durchweg schäumig ist, thut man sie in eine passende Glasschale und läßt sie, auf Eis gestellt, völlig erkalten. Man kann die Crème auch in eine mit Mandelöl ausgefärbene Form schütten, darnach auf Eis kalt werden lassen und sie beim Anrichten, kurz vor dem Serviren, auf eine flache Schüssel stützen.

1112. Hecht mit Weinjusce. Nachdem man einen recht großen Hecht geschlachtet und ausgenommen hat, legt man ihn ungeschuppt auf den Einleger eines Fischstells und mit diesem auf eine große, flache Schüssel, gießt dann, damit er schön blau wird, eine reichliche Oberstufe kochenden Essig darüber und läßt ihn vorläufig so stehen. Nun läßt man in dem Fischstehl ungefähr 3-4 Liter Wasser, 4 Zwiebeln, 4 Lorbeerblätter, einen Theelöffel Pfefferkörner, 90 Gr. Salz und 70 Gr. Butter zusammen kochen und legt, sobald es lebhaft wallt, den Einleger, mit dem Hecht darauf, hinein. Wenn der Fisch zu kochen beginnt, zieht man ihn zur Seite des Feuers, wo er, nur eben tribbelnd, gar werden muß. Mit der folgenden Weinjusce, welche extra dazu servirt wird, schmückt der Hecht vorzüglich.

1113. Weinjusce. Eine weiße, von 120 Gr. Butter und 3 Eßlöffeln Mehl bereitete Mehlschwitze wird mit $\frac{1}{2}$ Liter Fleischbrühe klar verrührt und der Saft einer Citrone, ein feines Stückchen fein abgeseigerte Citronenschale, 4 ausgewässerte und danach sehr fein gehackte Sardellen und eine Schalotte dazu gethan. Dies Alles wird zusammen 3 Minuten lang gekocht und darauf durch ein Sieb gestrichen. Wenn die durchgestrichene Saucenmasse unter freiem Umrühren erkaltet ist, giebt man, das Rühren fortsetzend, reichlich $\frac{1}{2}$ Flasche weißen Wein, 1 Eßlöffel feinen

Moskath, eine Messerspitze Zucker, ebensoviel gestochenen, weißen Pfeffer und 5 Eidotter dazu und stellt das Ganze mit der Gasserole, worin es angerührt ist, in ein kochendes Wasserbad, um die Sauce hierin mit einem Schneebesen heiß, aber ja nicht kochend, und durchweg schäumig zu schlagen. Sollte die Sauce zu dick erscheinen, so kann man von dem Wasser, worin der Hecht gekocht ist, etwas darunter schlagen.

(Schluß in nächster Nummer.)



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Antworten.

Englische Hochzeitsgebräuche (308). — Die englischen Hochzeitsgebräuche sind sehr verschieden von den unsrigen, und um der „deutschen Braut“ Gelegenheit zu geben, dieselben mit denjenigen bei ihrer eigenen Hochzeit zu vergleichen, seien hier die hauptsächlichsten erwähnt. In England bezeichnen die Titel „bride“ (Braut) und „bridegroom“ (Bräutigam) auch gleich „junge Frau“ und „junger Ehemann“, und unsere deutschen Wörter Braut und Bräutigam sind gar schwierig wiederzugeben und auch ihrem Sinne nach bei Vorstellungen u. s. w. durchaus ungebrauchlich. They are engaged, — sie sind verprochen, — das genügt, wenn man von ihnen redet. Der Bräutigam sorgt in den allerersten Fällen für die Einrichtung des jungen Haushalts, die Braut eigentlich nur für ihre Leibwäsche und Toiletten. Der Hochzeitstag wird, wie bei uns, von der Braut oder deren Eltern bestimmt; die Poesie und die Scherze des Polterabends existiren nicht in England, auch nicht der poetische, vielbesungene Myrtenkranz unserer Bräute. Nur in den höheren Gesellschaftskreisen trägt die Braut Schleier und Kranggewinde, letzteres aus Drangegewinden bestehend, mitunter mit Myrtenzweigen, in Schottland mit dem glückbringenden weißen Haidekraut gemischt. In bürgerlichen Verhältnissen trägt die Braut einen Capotehut, mit weißem Schleier und einem Zweige Drangegewinde oder anderen weißen Blüten geschmückt, dazu, je nach Stand oder Vermögen, ein helleres oder dunkleres, seidenes oder wollenes Kleid. Der Bräutigam, auch in vornehmen Kreisen, trägt hellgraue Beinkleider, geschlossene, schwarze Gehrock, Cravate nach Belieben und hellgraue Handschuhe. Die Hochzeiten finden in der Kirche statt, fast durchgehendes vor zwölf Uhr Mittags; ist eine andere Zeit durchaus notwendig, so bedarf es einer besonderen Erlaubniß, wie auch eine solche notwendig ist, wenn das Aufgebot, hanc, nicht dreimal in der Kirche erfolgt. Bei diesem sonntäglichen gewöhnlichen Aufgebot wendet sich der Geistliche auch an die Gemeinde mit den Worten: „Wenn Einer unter Euch irgendetwas Ursache oder gerechte Verhinderung weiß oder kennt, warum diese Hochzeit nicht in den heiligen Ehestand treten können, so möge er es hiermit kundgeben.“

Die Braut hat nur Brautjungfern, meistens Verwandte derselben, darunter oft auch kleine Mädchen bis zu sechs Jahren herunter. Der Bräutigam ist von seinem „best man“ begleitet, eine Art Bräutigamsdiener, der ihm zur Seite steht und eine Art Cerimonienmeister und Toastmeister abgibt. Die Braut wird, wie es bei der Hochzeits-Ceremonie des Geistlichen heißt, „fortgegeben“, von ihrem sie begleitenden nächsten Anverwandten. Darauf nimmt der Bräutigam, auf Anordnung des Geistlichen, die Braut mit seiner rechten Hand bei ihrer Rechten und spricht dem Geistlichen vor dem Altare die Worte nach, die auch bei unseren Hochzeits-Ceremonien gebraucht werden: daß er die Frau in guten und bösen Tagen, in Gesundheit und in Krankheit, in Armuth wie in Reichthum haben und behalten wolle u. s. w.; sodann findet dieselbe Ceremonie mit der Braut dem Bräutigam gegenüber statt, worauf der Geistliche den Ehering, den in England nur die Frauen tragen, dem Bräutigam übergibt, der den Ring der Braut auf den vierten Finger der linken Hand steckt und dem Geistlichen die Worte nachspricht: „Mit diesem Ring nehme ich Dich zum Ehegemahl; mit meinem Körper verhere ich Dich, und mit allen meinen weltlichen Gütern statte ich Dich aus, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“ Gebete und der einhundertachtundzwanzigste oder der siebenundachtzigste Psalm schließen die Ceremonie; eine eigentliche „Traurede“, wie wir sie haben, giebt es in England nicht. Braut und Bräutigam, sehr wirklich bride und bridegroom, und die Zeugen zeichnen darauf ihre Namen in's Kirchenbuch ein.

Die Glocken läuten eine fröhliche Hochzeitsweise, und wenn das junge Paar aus der Kirche kommt, werfen Bekannte und Freunde ihnen einige Händeball Reis nach, was Segen und Reichthum bedeuten soll, und alte Schuhe, die „Glück“ bedeuten. Vielleicht hat diese eigenthümliche Sitte, die bei Hoch und Niedrig gebräuchlich ist, ihren Ursprung in dem zehnten Verse des sechzigsten Psalms, in welchem es heißt: „Meinen Schuh strecke ich über Ehom“ oder, wie es in der englischen Uebersetzung heißt: „Over Ehom will I cast out my shoe“, über Ehom will ich meinen Schuh auswerfen. Weithin tönt das fröhliche Glockengeläute. Nun findet das Hochzeits-Frühsstück statt, bei welchem

warme und kalte Getränke, warme und kalte Speisen gebräuchlich sind, der Hochzeitsstuden aber, der die Mitte der Tafel einnimmt, die Hauptrolle spielt. Er muß von außen ganz weiß sein, durch Zuckerüberguß; ferner ist er mit weißen Blumen und Hochzeits-Emblemen geschmückt. In den hohen und höchsten Gesellschaftskreisen hat der Kuchen oft eine Höhe von sechs Fuß, wiegt ein bis anderthalb Centner und kostet bis an dreihundert Mark oder noch mehr. Der eigentliche Hochzeitskuchen, bride-cake, der auch öfter in diesen Blättern seinem inneren Gehalt nach beschrieben ist, bildet den Kern des Aufbaues. Die Braut schneidet ihn an, d. h. läßt durch den Zuckerguß und Mandel-Zuckerguß, der unserem Marzipan ähnlich ist, mit einer kleinen silbernen Säge, legt die Stückchen Kuchen vor und läßt Brödelchen davon durch ihren Ring gleiten, die dann, sorgfältig verpackt, an Freundinnen gegeben werden, damit sie von dem „Zukunftigen“ träumen. In den meisten Familien wird ein Stück des Kuchens Jahre lang aufbewahrt und ein Stückchen davon an der Wiederkehr des Hochzeitstages gegessen. In kleinen Städten und auf dem Lande wirft man Haselnüsse und erhitztes Kupfergeld unter die Kinder und Burche vor dem Hochzeitsbaue, und Lärm und Geschrei lustigster Art entsteht unter den nach solchem „Glück“ Suchenden. Tischreden und Gesundheitstrinken giebt es die Hülle und Fülle, aber keine Musik, kein Brautkranz-Abtanzen, kein Frauenhändchen, wie bei uns. Andere Länder, andere Sitten!

Ein alter „best man“.

Folschmannia. — Grand prix de Rome besitzt der Staatsreid für Compositions-Schüler des Pariser Conservatoriums beibehalten, weil dem Gewinner ein Stipendium für einen vierjährigen Studien-Aufenthalt in Italien zukommt. Auch am Brüsseler Conservatorium giebt es einen solchen Preis.

L. E. in W. — Wie vermöchten wir Rath zu ertheilen zur Befreiung eines Leibes, dem gegenüber die Kräfte nicht zu raten wissen? Nachträglich sind, wie schon häufig von und betont worden, Fragen der Romantik (Schönheitsfrage) von der Behandlung in unserer Briefmappe angegeschlossen.

R. v. E. — Leider nicht verwendbar. Wir haben die Manuscripte unter der beschrifteten Adresse, posto restante, abgeliefert.

F. E. in Augsburg. — Nur ein Rechtsanwalt wird über solche Fragen richtige Auskunft ertheilen können.

Neuigkeiten der Literatur.

Russische Pflandereien. Nach russischen Originalen zusammengestellt von A. von Drgalski. Leipzig, Inslad. M. 3. Sehr interessante Charakter- und Sittenschilderungen, die freilich das russische Gesellschafts- und Volksleben in wenig günstigerem Lichte erscheinen lassen. Die Frische der Darstellung spricht ungemein an, doch verkehrt sich der Humor oft in ägende Satire.

Ein Genzianenkraut. Novellen und Reisebilder aus den Schweizer Alpen. Zur Feier der hundertjährigen Mode der Schweizerreisen mitgetheilt von Herman Semmig. Leipzig, Peterfon. M. 5.

Der Herausgeber führt theils Autoren vor, die in Deutschland nicht bekannt geworden sind, theils belebt er von Neuem die Skizzen älterer Poeten, welche die großartige Natur verkörperlicht haben. Den Freunden der Schweiz wird das liebevoll zusammengetragnene Werk eine sehr willkommene Gabe sein.

Die Pflege des gefunden und kranken Kindes von Dr. Adolf Baginsky. 3. ungewaltete Auflage von „Wohl und Leid des Kindes.“ Mit 15 in den Text gedruckten Holzschnitten. Stuttgart, Entle. M. 3.

Vollständiges Lehr- und Hülfsbuch zum Selbstunterricht für Damen in der Herstellung einer guten Toilette. Nach der Methode Anna Schöber. Wien, Winkler. M. 4.

Die Bäder und klimatischen Kurorte Deutschlands von Dr. med. Th. Gsell-Fels. I. Abtheilung: Die Bäder des Schwarzwaldes und des Rheins. Zürich, Schmidt. Geb. M. 5.

Zur geneigten Beachtung.

Die nächste Nummer wird in drei Wochen ausgegeben. — Da unsere Zeitung vierteljährlich bekanntlich sechsmal in vierzehntägigen Zwischenräumen erscheint, das Vierteljahr aber dreizehn Wochen zählt, so fällt in jedes Vierteljahr einmal ein Zwischenraum von drei Wochen bis zum Erscheinen der nächsten Nummer. Auf das hierdurch herbeigeführte spätere Erscheinen der nächsten Nummer machen wir hiermit besonders aufmerksam.

Die Expedition.

Zu dieser Nummer gehört für die Abonnenten der großen Ausgabe ein Modenbild und ein Kinderbild.

Von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2 $\frac{1}{2}$ Doppelseiten, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. (1 Gulb. 50 Kr., mit Postzusendung 1 Gulb. 80 Kr.)

Die Heft-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe“; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.)

Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf. (2 Gulb. 55 Kr., mit Postzusendung 2 Gulb. 85 Kr.) — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Anzeigen.

Falls solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einseitige Nonpareille-Heile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureaux, sowie in den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung in Berlin W., Potsdamer Straße 88, und in Wien I., Dvergasse 3. Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugefandt, so lange der Anfertigungs-Auftrag dauert.



Kunstgewerbliches.

Siehe Seite 321.

L. C. Busch in Berlin W., Friedrichstr. 71.

Trophäe in schwarzem Elfenbein. Preis III. 82.

Auf keiner Damentoilette

ohne das an erprobten Fein-Parfüm hergestellte **Queen Victoria Alabaster Toilet** zu sein. Es enthält die besten von allen bekannten Parfüm-Ölen und ist durch sein zartes, weißes Pulver und sein zartes Parfüm, Aesthetisch gepulvert, & Placenta 2 Stk. Verpackung 20 Pf. gegen Zusendung 40 Pf. **O. Meischner, Dresden, Serestr. 4.**

Jede Dame ist

im Stande **alldentische gepunzte Lederarbeiten** als schöne Gebrauchsgegenstände und Weihnachtsgeschenke herzustellen. **Werkzeugkasten** mit Anleitung und Verlegen hierzu Preis M. 10. — und M. 14. — verändert **Geistig-Frische, Königl. Hoflieferant, Leipzig.** Preisverzeichnisse franco und gratis.

Musterbücher für weibliche Handarbeit. Neue Folge. Herausgegeben von Frieda Kipperbeide.

Die Smyrna-Arbeit.

Von Frieda Kipperbeide und Clara Warggraf. Erschienen ist jedoch Lieferung 2 mit 20 Illustrationen. Dieselbe enthält: Schluss des Abchnittes „Technik“, die Abchnitte „Alte Plüsch- oder Schlingenstich-Sticker“, „Alte Plüsch- oder Schlingenstich-Sticker“ und „Alte Streifenstich-Sticker“, ferner 2 in Farbendruck angegebene Musterkarten mit 12 Nudeln. Preis M. 1.20 oder 72 Kreuzer. Das Werk erscheint in etwa 6 Lieferungen in eleganter Ausstattung, im Umfange von je 8 reich illustrierten Seiten und 2 in Farbendruck angegebene Musterkarten. Lieferung 1, welche einen ausführlichen Vorbericht enthält, kann als Probe zum Preise von M. 1.20 oder 72 Kreuzer frei unter Kreuzband bezogen werden. Bestellungen werden von allen Buchhandlungen angenommen.

Sobald erschienen: **Neue ärztliche Studien in der Frauenkleidung** von Dr. med. HASSE. Mit Abbildungen. Preis 1 M. Vorräthig in allen Buchhandlungen. **Louis Hoeser's Verlag, Neudamm a. Rh.**

Briefmarken kauft, tauscht und verkauft **G. Zechmeyer, Nürnberg.**

Bereits in 4. Auflage ersch.: **Das Buch der guten Lebensart.** von F. Jozewicz. Ein Rathgeber für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentl. Leben. 4 M. 50 Pf. In Prachtband 6 M. 3 fl. 60 x 8 W. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, auch direct portofrei vom Verleger **A. Sparrmann** in Oberhausen a. Rh. Prospekte, Kritiken gratis u. franco.

Damentuche, feinste Specialitäten, glatt und gerippt, neue Farben, versendet jedes Maß zu billigen Fabrikpreisen. Muster franco. **Paul Krappe** in Weidling i. Sachsen.

J. Vint, Spigen-Manufactur Berlin, Jägerstraße 23. Größtes Lager ämtl. Spigen u. Spigenartikel. Recht und Imitation. Spigenconfection. Spigenwäsche. Ausbesserung. Application.

Wann vorzüglich gute neue **Bettfedern** sehr dünn, leicht und weich, für nur **M. 1.60** das Pund, versendet portofrei gegen Nachnahme (nicht unter 3 Pund) **Harry Anna** in Altona. Umtausch gestattet, Wiederverk. Rabatt.

Illustrirte Zeitung

Aus den Urtheilen der Presse:

Ein Rückblick auf die jüngsten Leistungen der nunmehr über vierzig Jahre bestehenden Leipziger „Illustrirten Zeitung“ zeigt, daß diese Zeitung, nach wie vor, an der Spitze aller illustrierten Journale steht, daß die Redaction sich ihrer Aufgabe, die Zeitgeschichte in Wort und Bild getreu festzuhalten, wohl bewußt ist und im Verein mit vorzüglichen künstlerischen und literarischen Kräften durchzuführen weiß.

Die „Illustrirte Zeitung“ hat sich seit einiger Zeit zu einer Neuerung entschlossen, welche dem altrenommirten Blatte sicher eine große Anzahl neuer Freunde und, worauf jene Neuerung abzielt, Freundinnen gewinnen wird. In der mit großem Geschick redigirten Abtheilung „Frauenzeitung“ erscheinen jetzt kleine, in jeder Nummer abgeschlossene Erzählungen von den besten deutschen Autoren.

Jeden Sonnabend eine Nummer von 24 Folioseiten.

Abonnements auf die Illustrirte Zeitung werden von allen Buchhandlungen und Postanstalten sowie bei der Unterzeichneten zum vierteljährlichen Abonnementspreise von 7 Mark angenommen.

Expedition der Illustrirten Zeitung in Leipzig.
Filiale: Berlin, W., Mohrenstraße 63/64.

Gelesenste Zeitung Deutschlands.

Berliner Tageblatt

nebst seinen 4 werthvollen Beiblättern

Illustr. Witzblatt „ULK“, in erweiterterem Umfange,
Belegblatt „Deutsche Lesehalle“,
Belegblatt „Der Zeitgeist“
„Mittheilungen über Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“

wurde in Anerkennung der Reichhaltigkeit, Vielseitigkeit u. Gediegenheit seines Inhalts die gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands.

Die Vorzüge des „Berliner Tageblatt“ sind: Täglich zweimaliges Erscheinen als Abend- und Morgenblatt. — Gänzlich unabhängige, freisinnige, politische Haltung. — Special-Korrespondenten an allen wichtigen Plätzen und daher rasche und zuverlässige Nachrichten; bei bedeutenden Ereignissen umfassende Special-Telegramme. — Ausführliche Kammerberichte des Abgeordneten- und Herrenhauses, sowie des Reichstags. — Umfassende Handelszeitung und Courszettel der Berliner Börse. — Vollständige Zeichnungen der Preussischen Lotterien, sowie Auslosung der wichtigsten Loose. — Größtenteils telegraphische Mittheilungen der Deutschen Seewarte. — Militärische und Sport-Nachrichten. — Personal-Veränderungen der Civil- und Militär-Beamten. — Orts-Veränderungen. — Reichhaltige und wohlgeordnete Tages-Neuigkeiten aus der Reichshauptstadt und den Provinzen. — Interessante Gerichtsverhandlungen. — Theater, Literatur, Kunst und Wissenschaft werden im Heften des „B. T.“ in ausgebreiteter Weise gepflegt, außerdem erscheinen in denselben Romane und Novellen unserer ersten Autoren. — Das 4. Quartal bringt eine neue interessante Novelle von

Max Ring: „Julie Eberhard“

hierauf folgt ein höchst spannender Roman aus der Zeit der

Hermann Heiberg: „Esther's Ehe“.

Der Abonnementspreis auf das „Berliner Tageblatt“ beträgt für das Vierteljahr

Oktober, November und December nur 5 Mk. 25 Pf. für alle fünf Blätter zusammen.

Man abonniert bei allen Postanstalten des Deutschen Reiches

Durch ein eigenes parlamentar. Bureau ist das

„Berliner Tageblatt“ in der Lage, fortan den auswärtigen Abonnenten die ausführlichen

Parlamentsberichte bereits mit der Abend-Nummer

zugehen zu lassen, so daß dieselben am nächsten Vormittag in den resp. Empfangsorten eintreffen. — Probe-Nummer gratis.

PRACHT-EINBANDDECKEN



zur Illustrirten Frauen-Zeitung

in Calico mit reichem Gold- und Schwarzdruck nach nebenstehender Original-Zeichnung. Preis M. 2,25 grün, M. 2,50 roth. Die grosse Ausgabe wird in zwei Bände gebunden und zwar das Modenblatt und das Unterhaltungsblatt in je einem Bande.

Beim Modenblatt ist von dem beigegebenen Streifen Calico an der Innenseite des Hinter-Deckels eine Tasche mit Frosch zu fertigen, in welche skulptirte Schnittmuster hineingesteckt werden.

Das Unterhaltungsblatt sollte stets eingebunden werden, es wird dadurch ein feiner Salon-Band von bleibendem Werthe.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen, sowie das Einbanddecken-Geschäft von

Th. Knauer, Leipzig.

Verlag von Th. Knauer in Leipzig.

Deutsche Lyriker seit 1850.
Herausgeg. von Dr. Emil Kneschke, in Prachtb. mit Goldschnitt M. 4.—
Diese neue reichhaltige Gedichtsammlung, 816 Seiten umfassend, birgt die köstlichsten Perlen der zeitgenössischen Lyrik.

In Herzensfreude und Seelenfrieden.
Klänge Deutscher Dichter, herausgeg. von K. J. Lösche, in feinsten Deckenzeichnung mit Goldschnitt M. 6.—. Ein reich illustriertes Prachtband. Wer Herzensfreude sucht und Seelenfrieden pflegt und begehrt, dem bietet dieses Buch zum Freunde sich dar.

Verlag von E. A. Seemann, Leipzig.

Henriette Davidis' Schriften:

Die Hausfrau. Praktische Anleitung zur selbständigen und sparsamen Führung von Stadt- und Landhaltung. Nach dem Tode der Verfasserin bearbeitet von Theodore Trauer. Zwölfte Auflage geb. M. 4.50, eleg. mit Goldschnitt M. 5.50.
Vortreffliches Geschenk für junge Frauen.



Illustrations-Probe aus Seemann, Mythologie.

Der Beruf der Jungfrau. Eine Mitgabe für Töchter bei ihrem Eintritt ins Leben. Achte Auflage besorgt von Albertine Frielinghaus. Fein geb. Goldschnitt M. 3.80.
Vortreffliches Geschenk für junge Mädchen.

Puppenmutter Anna, oder wie Anna sich beschäftigt und den Puppenhaushalt führt. Nebst Geschichten für kleine Knaben und Mädchen. Dritte stark vermehrte Auflage, bearbeitet von Emma Heine. Mit vier Bildern von E. Kessler in Farbendruck. 1884. Preis cart. in eleg. Umschlag M. 2.50.

Puppensöhne Anna. Praktisches Kochbuch für Liebe, kleine Mädchen. Sechste verbesserte und vermehrte Auflage. cart. M. 1.—
Vortreffliche Kinderschriften.

Im September 1885 erscheint:

Mythologie der Griechen und Römer.

Von Dr. Otto Seemann. Dritte unter Mitwirkung von Dr. R. Engelmann verbesserte und vermehrte Auflage. Mit vielen Abbildungen. Broch. M. 2.70; geb. M. 3.50. Eleg. geb. mit einer Heliogravüre M. 4.50.
Vorzügliches Geschenk für Schüler der oberen Gymnasialklassen.

Vornehmste Geschenke für Hochzeit, Verlobung, Geburtstag u. s. w.

Das Heimgen auf dem Herde.

Von Charles Dickens. Illustrirt von Carl Dedmann. Quart.-format. Reichster Prachtband. Preis 12 Mark.

Mein Rhein!

Dichtungen von Carmen Sylva. 2. Auflage. Mit 45 Illustrationen von E. Doepler d. J. und 20 landschaftlichen Radierungen. Kl. Quart.-format. Preis 10 Mark.

Heinrich Heine's Buch der Lieder.

Illustrirt von Paul Thumann. Dritte Aufl. Quart.-format. Reichster Prachtband. Preis 25 Mark. Cab.-Ausgabe. 9 Bilder ohne Text in eleg. Mappe. Preis 10 Mark.

AMOR UND PSYCHE.

Eine Dichtung v. Robert Hamerling. Illustrirt von Paul Thumann. Fünfte Aufl. Quart.-format. Reichster Prachtband. Preis 20 Mark. Cabinet-Ausg. 9 Bilder ohne Text in eleg. Mappe. Preis 10 Mark.

Frauen-Liebe und Leben.

Lieder-Cyclus v. Adalbert v. Chamisso. Illustrirt von Paul Thumann. Zwölfte Aufl. Quart.-format. Reichster Prachtband. Preis 20 Mark. Cabinet-Ausgabe ohne Text in eleganter Mappe. Preis 10 Mark.

Lebens-Lieder und Bilder.

Lieder-Cyclus v. Adalbert v. Chamisso. Illustrirt von Paul Thumann. Sechste Aufl. Quart.-format. Reichster Prachtband. Preis 20 Mark. Cabinet-Ausgabe ohne Text in eleganter Mappe. Preis 10 Mark.

Verlag von ADOLF TITZE in LEIPZIG.

Preis 50 Pf. Engelnhorn's Allgemeine Gebunden 75 Pf.

Romanbibliothek

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker. — Zweiter Jahrgang. —

Preis pro Band 50 Pf.; elegant gebunden 75 Pf. Alle vierzehn Tage erscheint ein Band.

● Billiger als die Leihbibliothek. ●

Der erste Band

Der Steinbruch von Georges Ohnet

ist soeben erschienen.

Man abonniert in allen Buchhandlungen.

Inhalt des ersten (vorigen) Jahrganges:

Ohnet, Der Hüttenbesitzer. 2 Bde.
Conway, Aus Nacht zum Licht.
Praed, Zéro.
Greville, Wassilissa. 2 Bde.
Aidé, Vornehme Gesellschaft.
Ohnet, Gräfin Sarah. 2 Bde.
Braddon, Unter der roten Fahne.
Halévy, Abbé Constantin.
Verga, Ihr Gatte.
Reade, Ein gefährt. Geheimnis. 2 Bde.

Theuriet, Gérard's Heirat.
Greville, Dossia.
Kraszewski, Ein heroisches Weib.
Norris, Ehelück. 2 Bde.
Kielland, Schiffer Worse.
Colombi, Ein Ideal.
Conway, Dunkle Tage.
Boyesen-Spielhagen, Novellen.
Vincent, Die Heimkehr der Prinzessin.
Delpit, Ein Mutterherz. 2 Bde.

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.



Praktisches Wochenblatt für alle Hausfrauen. Herausgegeben von Clara v. Studnitz in Dresden.

1 Mark Notariell beglaubigte Auflage: 80 000. Anzeigen 10 Pf. für 10000 Abdrücke einer Zeile. Die Beilage von 1000 Freilichen, Prospecten, Circularen u. s. w. kostet 3 M.

Probe-Nummer gratis durch jede Buchhandlung.

Von aus kann bezogen werden:

Familien-Chronik;

ein harter Quart.-Band, mit bestem Wertpapier in hochfluriger Einbande, mit antiker Reliefprägung bewußt Eintragung aller Familien-Ereignisse. Titelblatt in altdeutscher Buchmalerei gemalt. Feinstes Hochschreib- resp. Familien-Verzeichn. Preis M. 18; mit veredelbarem Schloß M. 20.

Allgem. Verlags-Agentur, Berlin SW, Hagelsberger Str. 43.

Enorme Preisermäßigung! Eine ganze Klassik Bibliothek für 30 Mark!!

Schiller, 12 Bde., Goethe, 16 Bde., Lessing, 6 Bde., Körner, 1 Bde., Faust, 2 Bde., Schaferspeare, 12 Bde., Homer, 2 Bde., Kleist, 2 Bde.

Alle diese 9 Werke in schönem großen Format und in sehr eleg. reich mit Gold verzierten Einbänden zusammen für nur 30 Mark!

liefert unter Garantie f. neu u. schlechtfrei Selmar Hahn's Buchhandlung Berlin N. Prinzenstraße 54 Papertafel gratis und franco.

Eltern, welche der Erziehung ihrer Knaben nicht selbst die nötigen Fürsorge widmen können, werden auf die Erfolge aufmerksam gemacht, welche das Pädagogium Ostrau bei Filehne kraft seiner Einrichtungen erzielt. Die Anstalt nimmt Zöglinge vom 8. bis 18. Jahre (am liebsten möglichst jung) auf, und entläßt sie mit dem Berechtigungs-Zeugnissen zum einj. Dienst, das ausstellen sie befehligt ist. Pension M. 750, für ältere Zöglinge in Special-Kursen M. 1050. Prospecto, Ref. u. Schülerverz. gratis.

Für Kunst-Freunde! Nur 20 Pf. kostet jede No. der Musikal. Univers.-Bibliothek: beliebige Clavierk. u. Lied. aller Zeit, u. Nation, in eleg. Ausstattung. — Preis je No. 20 Pf. durch alle Buch- u. Musikhdlg. u. v. H. Schmidt, Leipzig, Gartenstr. 5.

Schwarze Seidenstoffe

direct an Private — ohne Zwischenhändler.

Schwarzseidene Marcellines und Taffete für Roben.

Ganz Seide ohne Apprêt.

Marcelline II ^a	48 c/m breit Mk. 1.45 od. fl. —80 ö. W. pr. mètre
Marcelline I ^a	48 c/m breit Mk. 1.75 od. fl. 1.— ö. W. pr. mètre
Taffet S	46 c/m breit Mk. 1.95 od. fl. 1.15 ö. W. pr. mètre
Taffet B	54 c/m breit Mk. 2.50 od. fl. 1.45 ö. W. pr. mètre
Taffet D	60 c/m breit Mk. 3.05 od. fl. 1.80 ö. W. pr. mètre
Taffet C	60 c/m breit Mk. 3.50 od. fl. 2.05 ö. W. pr. mètre
Taffet B	60 c/m breit Mk. 3.85 od. fl. 2.25 ö. W. pr. mètre
Ganz gekocht Taffet D	54 c/m breit Mk. 3.85 od. fl. 2.25 ö. W. pr. mètre
Ganz gekocht Taffet C	60 c/m breit Mk. 4.65 od. fl. 2.75 ö. W. pr. mètre
Ganz gekocht Taffet B	60 c/m breit Mk. 5.45 od. fl. 3.20 ö. W. pr. mètre

porto- und zollfrei in's Haus geliefert.

Schwarzseidene Ripse (Failles, Grosgrains).

Persan 10	54 c/m breit Mk. 3.45 od. fl. 2.— ö. W. pr. mètre
Persan 8	54 c/m breit Mk. 4.10 od. fl. 2.40 ö. W. pr. mètre
Gros noble 7	54 c/m breit Mk. 4.90 od. fl. 2.85 ö. W. pr. mètre
Gros noble 6	54 c/m breit Mk. 5.50 od. fl. 3.25 ö. W. pr. mètre
Cachemire E	60 c/m breit Mk. 6.10 od. fl. 3.60 ö. W. pr. mètre
Cachemire D	60 c/m breit Mk. 6.70 od. fl. 3.90 ö. W. pr. mètre
Cachemire C	60 c/m breit Mk. 7.10 od. fl. 4.15 ö. W. pr. mètre
Cachemire B	60 c/m breit Mk. 7.70 od. fl. 4.55 ö. W. pr. mètre
Cachemire A	60 c/m breit Mk. 8.50 od. fl. 5.— ö. W. pr. mètre
Cachemire AA	60 c/m breit Mk. 9.45 od. fl. 5.55 ö. W. pr. mètre
Cachemire Extra	60 c/m breit Mk. 10.80 od. fl. 6.35 ö. W. pr. mètre
Cachemire Sup.	60 c/m breit Mk. 11.85 od. fl. 7.— ö. W. pr. mètre

porto- und zollfrei in's Haus geliefert.

Schwarze ganzseidene Satins de Lyon od. Satins Luxor.

(Vorderseite Atlas — Rückseite Rips.)

Satin Luxor H	48 c/m breit Mk. 3.85 od. fl. 2.25 ö. W. pr. mètre
Satin Luxor G	54 c/m breit Mk. 4.65 od. fl. 2.75 ö. W. pr. mètre
Satin Luxor F	54 c/m breit Mk. 5.45 od. fl. 3.20 ö. W. pr. mètre
Satin Luxor E	56 c/m breit Mk. 6.25 od. fl. 3.65 ö. W. pr. mètre
Satin Luxor D	56 c/m breit Mk. 6.90 od. fl. 4.05 ö. W. pr. mètre
Satin Luxor CD	56 c/m breit Mk. 7.70 od. fl. 4.55 ö. W. pr. mètre
Satin Luxor C	56 c/m breit Mk. 8.50 od. fl. 5.— ö. W. pr. mètre
Satin Luxor B	56 c/m breit Mk. 9.35 od. fl. 5.45 ö. W. pr. mètre
Satin Luxor A	56 c/m breit Mk. 10.25 od. fl. 5.95 ö. W. pr. mètre

porto- und zollfrei in's Haus geliefert.

Schwarze reinseidene Faille Française.

Renforcirtes Ottoman-Gewebe.

Faille Française 1	48 c/m breit Mk. 3.85 od. fl. 2.25 ö. W. pr. mètre
Faille Française 2	56 c/m breit Mk. 4.65 od. fl. 2.75 ö. W. pr. mètre
Faille Française 3	56 c/m breit Mk. 5.45 od. fl. 3.20 ö. W. pr. mètre
Faille Française 4	56 c/m breit Mk. 6.25 od. fl. 3.65 ö. W. pr. mètre
Faille Française 5	54 c/m breit Mk. 6.25 od. fl. 3.65 ö. W. pr. mètre
Faille Française 6	56 c/m breit Mk. 7.05 od. fl. 4.15 ö. W. pr. mètre
Faille Française 7	56 c/m breit Mk. 7.70 od. fl. 4.55 ö. W. pr. mètre
Faille Française 8	56 c/m breit Mk. 8.65 od. fl. 5.10 ö. W. pr. mètre
Faille Française 9	60 c/m breit Mk. 10.25 od. fl. 5.95 ö. W. pr. mètre
Faille Française 10	60 c/m breit Mk. 11.90 od. fl. 6.85 ö. W. pr. mètre

porto- und zollfrei in's Haus geliefert.

Schwarzseidene Surah (für Roben).

Diagonal gewobene Körperseidenstoffe.

Surah 1	54 c/m breit Mk. 3.55 od. fl. 2.10 ö. W. pr. mètre
Surah 2	60 c/m breit Mk. 4.50 od. fl. 2.65 ö. W. pr. mètre
Surah 3	60 c/m breit Mk. 5.30 od. fl. 3.15 ö. W. pr. mètre
Surah 4	60 c/m breit Mk. 6.10 od. fl. 3.60 ö. W. pr. mètre
Surah 5	60 c/m breit Mk. 6.90 od. fl. 4.05 ö. W. pr. mètre
Surah 6	60 c/m breit Mk. 8.20 od. fl. 4.80 ö. W. pr. mètre
Surah 7	60 c/m breit Mk. 9.30 od. fl. 5.50 ö. W. pr. mètre

porto- und zollfrei in's Haus geliefert.

Schwarze gemusterte Seiden-Grenadines.

Grenadine 101	54/56 c/m breit Mk. 1.55 od. fl. —95 ö. W. pr. mètre
Grenadine 102	56/58 c/m breit Mk. 2.25 od. fl. 1.30 ö. W. pr. mètre
Grenadine 103	56/58 c/m breit Mk. 2.90 od. fl. 1.70 ö. W. pr. mètre
Grenadine 104	56/58 c/m breit Mk. 3.90 od. fl. 2.30 ö. W. pr. mètre
Grenadine 107	56/58 c/m breit Mk. 4.95 od. fl. 2.90 ö. W. pr. mètre
Grenadine 109	56/58 c/m breit Mk. 6.80 od. fl. 4.— ö. W. pr. mètre
Grenadine 110	56/58 c/m breit Mk. 8.65 od. fl. 5.10 ö. W. pr. mètre

porto- und zollfrei in's Haus geliefert.

Schwarze halbseidene Atlasse (Satins).

Satin P	48 c/m breit Mk. 1.25 od. fl. —75 ö. W. pr. mètre
Satin O	48 c/m breit Mk. 1.95 od. fl. 1.15 ö. W. pr. mètre
Satin N	48 c/m breit Mk. 2.55 od. fl. 1.50 ö. W. pr. mètre
Satin M	48 c/m breit Mk. 2.95 od. fl. 1.75 ö. W. pr. mètre
Satin L	48 c/m breit Mk. 3.50 od. fl. 2.05 ö. W. pr. mètre
Satin K	48 c/m breit Mk. 3.90 od. fl. 2.25 ö. W. pr. mètre
Satin J	56 c/m breit Mk. 4.50 od. fl. 2.65 ö. W. pr. mètre
Satin H	56 c/m breit Mk. 5.15 od. fl. 3.05 ö. W. pr. mètre
Satin G	56 c/m breit Mk. 5.95 od. fl. 3.50 ö. W. pr. mètre

porto- und zollfrei in's Haus geliefert.

Schwarze ganzseidene Atlasse (Satins Duchesse).

Satin Duchesse G	54 c/m breit Mk. 5.90 od. fl. 3.45 ö. W. pr. mètre
Satin Duchesse F	54 c/m breit Mk. 6.75 od. fl. 3.95 ö. W. pr. mètre
Satin Duchesse E	56 c/m breit Mk. 7.70 od. fl. 4.55 ö. W. pr. mètre
Satin Duchesse D	56 c/m breit Mk. 8.50 od. fl. 5.— ö. W. pr. mètre
Satin Duchesse C	56 c/m breit Mk. 9.45 od. fl. 5.55 ö. W. pr. mètre
Satin Duchesse B	56 c/m breit Mk. 10.90 od. fl. 6.40 ö. W. pr. mètre
Satin Duchesse A	62 c/m breit Mk. 12.40 od. fl. 7.30 ö. W. pr. mètre

porto- und zollfrei in's Haus geliefert.

Schwarzseidene Satins merveilleux.

Eine Seite Atlas, die andere Surah.

Satin merveilleux H	44 c/m breit Mk. 1.90 od. fl. 1.15 ö. W. pr. mètre
Satin merveilleux G	44 c/m breit Mk. 2.65 od. fl. 1.55 ö. W. pr. mètre
Satin merveilleux F	54 c/m breit Mk. 3.70 od. fl. 2.20 ö. W. pr. mètre
Satin merveilleux E	54 c/m breit Mk. 4.70 od. fl. 2.80 ö. W. pr. mètre
Satin merveilleux D	54 c/m breit Mk. 5.30 od. fl. 3.15 ö. W. pr. mètre
Satin merveilleux C	56 c/m breit Mk. 6.10 od. fl. 3.60 ö. W. pr. mètre
Satin merveilleux B	65 c/m breit Mk. 6.75 od. fl. 3.95 ö. W. pr. mètre
Satin merveilleux A	56 c/m breit Mk. 7.70 od. fl. 4.55 ö. W. pr. mètre
Satin merveilleux Extra	60 c/m breit Mk. 8.50 od. fl. 5.— ö. W. pr. mètre
Satin merveilleux Impérial	60 c/m breit Mk. 9.80 od. fl. 5.70 ö. W. pr. mètre

porto- und zollfrei in's Haus geliefert.

Für Pelzüberzüge, Mäntel, Jaquets etc.

empfehle ich ausser den Satins Duchesse und Satins Merveilleux:

Schwarzseidene Sicilienes.

Sicilienne III	130 c/m breit Mk. 12.40 od. fl. 7.30 ö. W. pr. mètre
Sicilienne II	130 c/m breit Mk. 15.00 od. fl. 9.15 ö. W. pr. mètre
Sicilienne I	130 c/m breit Mk. 18.— od. fl. 10.60 ö. W. pr. mètre
Sicilienne Extra	130 c/m breit Mk. 23.60 od. fl. 13.90 ö. W. pr. mètre
Sicilienne BB	130 c/m breit Mk. 28.— od. fl. 16.45 ö. W. pr. mètre
Sicilienne AA	130 c/m breit Mk. 31.60 od. fl. 18.55 ö. W. pr. mètre

Schwarze reinseidene Gros de Londres.

Gros de Londres 1	60 c/m breit Mk. 7.10 od. fl. 4.15 ö. W. pr. mètre
Gros de Londres 2	60 c/m breit Mk. 8.65 od. fl. 5.10 ö. W. pr. mètre
Gros de Londres 3	60 c/m breit Mk. 9.45 od. fl. 5.55 ö. W. pr. mètre
Gros de Londres 4	60 c/m breit Mk. 10.90 od. fl. 6.40 ö. W. pr. mètre
Gros de Londres 5	60 c/m breit Mk. 11.85 od. fl. 7.— ö. W. pr. mètre
Gros de Londres 6	60 c/m breit Mk. 12.40 od. fl. 7.30 ö. W. pr. mètre

Brocatelles 56 c/m breit

Mk. 10.90 od. fl. 6.40 ö. W. pr. mètre
Mk. 12.40 od. fl. 7.30 ö. W. pr. mètre

Schwarze ganzseidene Damaste.

Damast	53/54 c/m breit Mk. 2.75 od. fl. 1.60 ö. W. pr. mètre
Damast	54/56 c/m breit Mk. 3.50 od. fl. 2.05 ö. W. pr. mètre
Damast	56 c/m breit Mk. 4.65 od. fl. 2.75 ö. W. pr. mètre
Damast	54/56 c/m breit Mk. 5.15 od. fl. 3.05 ö. W. pr. mètre
Damast	56 c/m breit Mk. 6.30 od. fl. 3.70 ö. W. pr. mètre
Damast	54/56 c/m breit Mk. 6.80 od. fl. 4.— ö. W. pr. mètre
Damast	54/56 c/m breit Mk. 8.40 od. fl. 4.90 ö. W. pr. mètre
Damast	54/56 c/m breit Mk. 10.25 od. fl. 5.95 ö. W. pr. mètre

Velours broché.

50 c/m breit Mk. 10.25 od. fl. 5.95 ö. W. pr. mètre
56 c/m breit Mk. 18.25 od. fl. 10.70 ö. W. pr. mètre
56 c/m breit Mk. 21.20 od. fl. 12.45 ö. W. pr. mètre
porto- und zollfrei in's Haus geliefert.



Farbige seidene Faille Française, Surah, Satin merveilleux, Atlasse, Damaste, Ripse u. Taffete Mk. 2.20 per Meter bis Mk. 12.25 vers. in einzelnen Roben u. Stücken zollfrei ins Haus das Seidenfabrik-Dépôt G. Henneberg (K. u. K. Hofliefer.) Zürich. Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto.

Ganz seidene Spitzenstoffe 70 c/m br. (schwarz u. crème) Mk. 1.95 bis Mk. 45.— per Meter (Chantilly, Guipure und echte Schweizer Stickerei) vers. meter- u. stückweise zollfrei ins Haus das Seidenfabrik-Dépôt G. Henneberg (K. u. K. Hofliefer.) Zürich. Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto.

Weisse und crème seidene Faille Française, Surah, Satin merveilleux, Damaste, Ripse, Taffete und Atlasse Mk. 1.25 per Meter bis Mk. 18.20 vers. in einzelnen Roben u. Stücken zollfrei ins Haus das Seidenfabrik-Dépôt G. Henneberg (K. u. K. Hofliefer.) Zürich. Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto.



Muster umgehend franco. — Briefporto nach der Schweiz beträgt 20 Pf. = 10 Kr. ö. W. — Eigene Speditionshäuser in Lindau für Deutschland, in Bregenz für Oesterreich-Ungarn.

Zürich (Schweiz).

Seidenfabrik-Dépôt von G. Henneberg

Hoflieferant I. Maj. d. Kaiserin von Deutschland.
Königl. Sächs. u. Kaiserl. Türk. Hoflieferant.

Brief- und Telegramm-Adresse: Henneberg, Zürich.

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ausgabe der „Modenwelt“ mit Unterhaltungsblatt.

Nr. 20, Erstes Blatt.

Monatlich zwei Nummern.
Vierteljährlich 2½ M. = 1½ Guld.

Berlin, 16. October 1885.

(Ausgabe mit allen
Kupfern: 4¼ M. = 2 Guld. 55 Kr.)

XII. Jahrgang.



Georg Prinz von Preußen

Die Braut.

Eine Künstler-Novelle von Adolf Mühlberg.

Mit Abbildungen von Anton von Werner.

(Fortsetzung.)

Der Gensdarm, dem nichts von der auf fallenden Scene entgangen war, hielt es endlich für geboten, sich zu erheben. Mit voller, an Ehrenzeichen und Verdienstkreuzen reicher Brust warf er sich dem jungen Künstler entgegen: „Zurück, mein Herr, oder ich arreire Sie!“

Reinhold starrte den Gensdarmen an, als wisse er gar nicht, was dieser von ihm wolle, als begreife er nicht, daß irgend eine irdische Gewalt sich zwischen ihn und das endlich gefundene Ideal seiner Träume stellen könne. „Was wollen Sie?“ rief er. „Gehen Sie mir aus dem Wege, Herr! Ich will hier hinein!“

„Zu wem?“

„Ich will mich erkundigen, wer die Dame ist, — dort, das herrliche Mädchen! O, sie ist es! Das ist das Gesicht, das mir vorschwebt. Es erinnert mich, — Herr Gott, wenn es möglich wäre . . .“

Reinhold war bei diesen Worten ruhiger geworden. Sein geröthetes Gesicht wurde um einige Grade blässer, und er richtete sich stolz auf. „Landsstreicher? Da irren Sie sehr, mein Herr!“ sagte er kalt, etwas höhnisch. „Setzen Sie Ihre Amtsbrille auf, damit Sie genauer sehen können! Ich bin der Bildhauer Reinhold Geiger aus Berlin, beauftragt von Seiner Majestät, dem Könige . . .“

Er konnte den Satz nicht vollenden. Olbers unterbrach ihn, indem er ihn beim Arme faßte und zurückzog, sodaß Reinhold fast taumelte. „Komm, Geiger!“ rief er. „Das fehlte noch, daß man uns hier insultirte!“

„Laß mich, Fritz, ich habe mit diesen Herren ein Wortlein zu reden!“ rief der Bildhauer, ihn abschüttelnd. „Hier, mein Freund, der Landschaftsmaler Fritz Olbers aus Düsseldorf, — wenn er auch nicht Director der Kunstakademie ist, wie der alte Schmidt behauptet, so ist er doch —“

„Ist Arrestant, wie Sie, wenn Sie nicht sofort gehen und den Mund halten!“ unterbrach ihn der Bürgermeister, jetzt in einem so entschiedenen Tone, daß selbst der aufgeregte Reinhold stutzte. „Mezner, requiriren Sie Hülfe, wenn es nöthig ist.“

— mit Deiner verehrten Braut hättest Du uns den schönsten Standal auf den Leib ziehen können. Nun hast Du sie gefunden; also sei ruhig und benimm Dich, wie ein vernünftiger Mensch. Freue Dich Deines Daseins und des kolossalen Glückes, daß Du die Ersehnte gefunden, und laß uns ein Glas Wein auf morgen trinken, wo Du ihr gewiß Aug' in Auge gegenüberstehen wirst.“

„Da hast Du eigentlich gar nicht so Unrecht,“ sagte der gutmüthige Reinhold zustimmend. „Komm, dort an den Tisch! Vom besten, den der Wirth hat! Aber halt, ich muß so sitzen, daß ich nach dem Zelte hinübersehen kann.“

„Meinetwegen, Herr Ritter Toggenburg!“ erwiderte Olbers sarkastisch. „Gott sei gelobt und gedankt, daß man endlich einmal zur Ruhe kommt!“

Reinhold setzte sich so, daß er die Eingangsthür zum Zelte, das nur ungefähr fünfzig Schritte entfernt war, im Auge behielt, und bald stand vor den Beiden eine Flasche vom Besten, mit deren Hülfe sie die gestörte Stimmung wiedergewannen. Aber nach einer halben Stunde erhob sich Reinhold von Neuem. „Fürchte nichts!“ sagte er zu Olbers, der ihn erschreckt zurückhalten wollte. „Ich kann sehr ruhig und vernünftig sein, wenn ich nur will!“

Troßdem konnte er sich nicht enthalten, als er an dem Honoratioren-Zelt vorüberging, dem Gensdarmen freundlich zuzunicken, worauf dieser mit einem wüthenden Blick und einer geballten Faust antwortete. Da Reinhold sein Ideal von der Straße aus nicht bemerkt hatte, so ging er vorsichtig um das Zelt herum, durch dessen Jagen man das Innere leicht überblicken konnte. Aber zu seiner Verwunderung sah er die Ersehnte weder an den Tischen im vorderen Raume, noch auf dem Tanzboden. Er spähte durch jede einzelne Ritze, er umkreiste mehrmals das Zelt, — das schöne Mädchen, dessen Anblick ihn so zauberisch berührt hatte, sah er nicht mehr, und mit bedrücktem Herzen, voll banger Ahnung, kehrte er zu dem Freunde zurück.

4.

Am folgenden Morgen saßen die beiden Freunde unter einem Bäumchen auf der Wiese vor Kalberla's Gasthaus, — damals dem ersten in Suderode, — in welchem sie mit vieler Mühe ein Unterkommen für die Nacht gefunden hatten. Reinhold blickte etwas melancholisch darein. Um so siegesgewisser leuchtete Olbers' für gewöhnlich etwas mattes Auge. „Laß mich nur machen!“ sagte er. „Wische Dich möglichst wenig in das Gespräch! Ich habe den Spürsinn, der für die Verfolgung einer so schwierigen Fährte nöthig ist.“

„Meinetwegen!“ erwiderte Reinhold. „Du thust mir ja auch einen Gefallen damit. Apropos Fährte, — hast Du denn Deinen Marder auf der Lauenburg erwischt?“

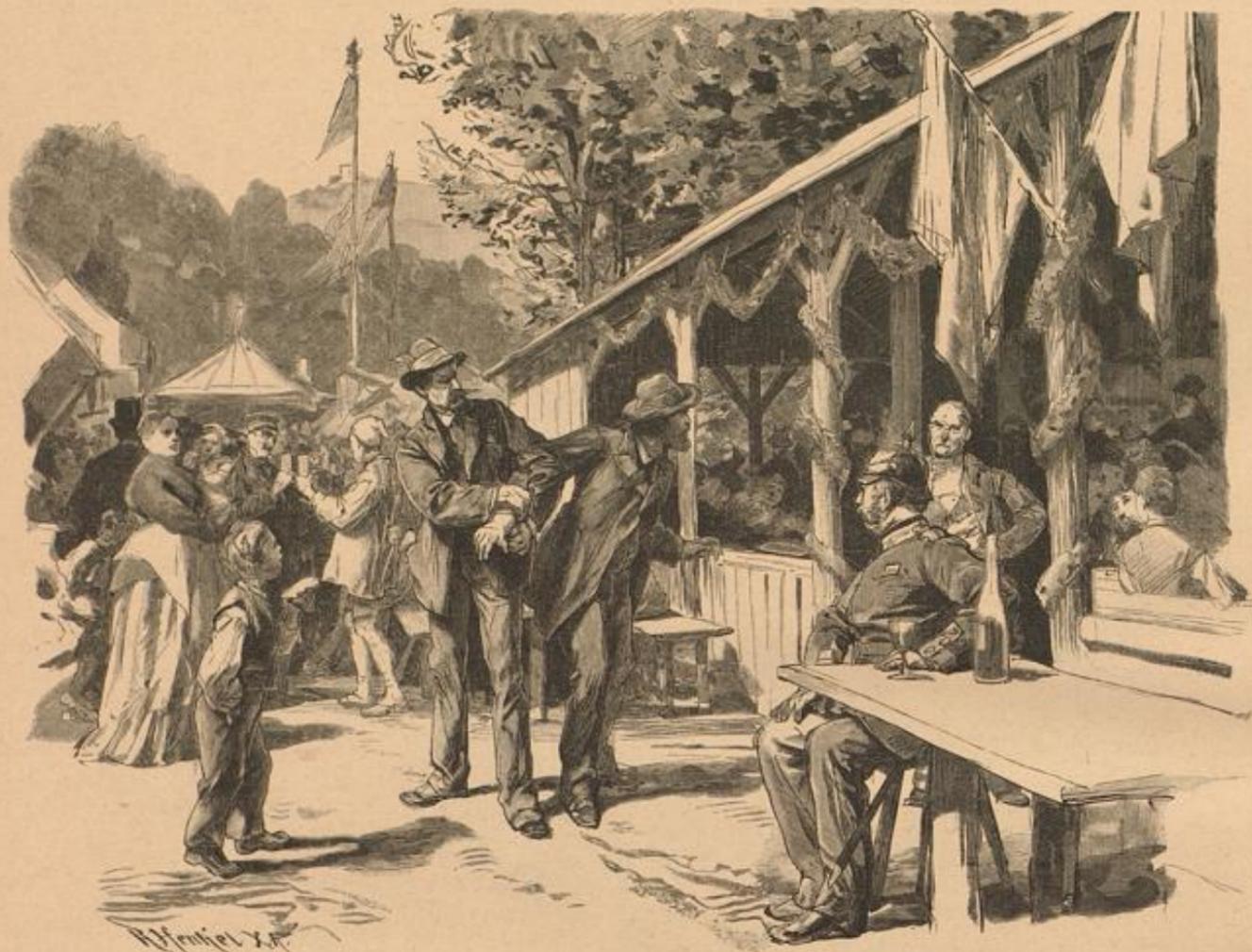
Der Landschaftler machte ein Gesicht, als ob er in weiter Ferne etwas höre, was seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehme, und antwortete dann nachlässig: „Davon ein ander Mal! Natürlich! Also laß mich nur das Terrain sondiren. Ich habe so wie so schon eine Ahnung, wer es sein könnte!“

„Und das sagst Du mir jetzt erst?“ rief Reinhold erregt. „Wer ist es?“

„Nur ruhig, ein Mann in meinen Jahren spricht über Möglichkeiten erst dann, wenn sie mehr als wahrscheinlich sind,“ erwiderte Olbers, seinen Schnurrbart lieblosend. „Ich habe da gestern in dem Zelt einen Herrn gesehen, der vielleicht — ich sage nur vielleicht! — der Vater Deines Cherubs ist. Ich streife nun seit drei Monaten hier im Harz herum, bin also in manchem Städtchen gewesen und habe so meine Vermuthungen. Doch da kommt Mutter Kalberla; wir wollen hören, was sie meint.“

Eine behäbige Frau in den besten Jahren kam mit einem großen Präsentirt Brett, auf dem sich ein Kaffeeservice für drei Personen mit allem Zubehör befand. Sie setzte es auf den gedeckten Tisch vor die beiden Herren, sah sich um und fragte dann: „Aber wo ist denn der dritte Herr?“

„Der dritte Herr, verehrteste Madame“, sagte Olbers mit einer huldvollen Bewegung, „der dritte Herr ist kein Herr, sondern eine Dame. Wir wollten uns die Ehre geben, Sie zu unserem Frühstück einzuladen!“



Jetzt hatte der Gensdarm beide Arme Reinholds ergriffen, und ein unheilvolles Roth stieg in seinem Gesichte auf. Der Vorgang war selbstverständlich im Zelte nicht unbemerkt geblieben; einige Herren hatten sich an den vorderen Tischen erhoben, und einer derselben trat schnell in die Thür, hinter den Gensdarmen. „Was giebt's, Mezner? Was ist das für ein Lärm hier? Wer ist der Mann?“

„Er will unbefugt eindringen, Herr Bürgermeister, mit Gewalt, wie Sie sehen . . .“

„Machen Sie, daß Sie fortkommen!“ rief der Bürgermeister, die kleinen Augen, aus denen die ganze Erregung, aber auch der Genuß dieses seltenen Tages blickte, drohend auf den verwegenen Fremdling richtend.

„Aber ich will hinein! Ich muß mich der Dame, den Eltern der Dame vorstellen. Ich glaube, den jungen Forstmann, der an demselben Tische sitzt, habe ich schon gesehen.“

„Welcher Dame?“ herrschte ihn der Bürgermeister an. „Zu wem wollen Sie?“

„Ich weiß ja nicht, wie sie heißt!“ antwortete Reinhold ganz verzweifelt. „Ich will ja eben wissen, wie sie heißt, damit ich meine Aufwartung machen kann, — für meine Braut . . .“

„Mezner, wenn der Mann sich nicht augenblicklich entfernt und sich hinfort nicht ruhig verhält, so arreiren Sie ihn!“ donnerte der Bürgermeister. „Das fehlte noch, daß solche betrumpte Landsstreicher in das Honoratioren-Zelt eindringen und unsere Damen molestiren!“

Olbers hatte sich zu seinem Freunde herabgebogen und flüsterte ihm eindringlich in's Ohr: „Reinhold, ich bitte Dich, mache keinen Lärm! Man arreirt uns wahrhaftig, — bedenke den Standal! Augenblicklich kannst Du ja Dein gefundenes Ideal doch nicht modelliren, und von der Erde verschwinden wird sie doch auch nicht. Wir müssen ja erfahren, wer sie ist! Morgen kannst Du Deine Visite machen! Komm, sprich kein Wort mehr, — die Leute sammeln sich schon um uns!“

Reinhold begriff endlich, daß der Freund Recht habe, und daß jeder ärgerliche Austritt nur den hohen Zweck trüben könne, der ihn hierhergeführt. Er warf dem Bürgermeister und dem Gensdarmen noch einen Blick zu, in dem sich Spott, Aerger und Stolz mischten, lästete vornehm seinen Hut und sagte: „Auf Wiedersehen, meine Herren!“ Damit wandten sich die beiden Freunde zum Gehen; doch kaum waren sie einige Schritte entfernt, so rief Reinhold wieder: „Aber wohin willst Du denn?“ und wollte seinen Arm aus dem des Freundes ziehen. „Ich bleibe hier in der Nähe und warte, bis sie herauskommt.“

Olbers ließ den Arm nicht los und schritt weiter. „Da kommst Du vielleicht lange warten!“ sagte er. „So lange die Harzer Mädchen Musik hören, gehen sie gewiß nicht vom Tanzplatz.“

„Tanzen?“ murmelte Reinhold und zog die Stirn gewaltig kraus. „Tanzen? Meine Braut tanzt nicht, darauf schwöre ich!“

„Du bist ein Narr!“ erwiderte der Landschaftler ärgerlich. „Mit Deiner, — na, ich hätte beinahe was

Die gutmüthige Frau war offenbar ein wenig über-
rascht, auch verlegen, aber sichtlich auch geschmeichelt.
„Ach Du lieber Gott, Herr Professor, ich habe ja längst
Kaffee getrunken,“ antwortete sie, einen Knix machend,
ließ sich aber doch auf den Stuhl nieder, den Olbers
mit seinem langen Arme vom nächsten Tische herbei-
geholt. „Das wird Sie nicht hindern, mit uns noch ein
Täßchen Mokka zu trinken,“ sagte Olbers verbindlich.

Die gute Frau hatte zwar im Hause viel wichtigere
Dinge zu thun, als hier Complimente anzuhören, aber
so vieler Liebenswürdigkeit konnte sie nicht widerstehen.
„Nur ein Täßchen, wenn's erlaubt ist,“ sagte sie, sich
zurecht setzend. „Es würde mich freuen, wenn es den
Herren hier gefällt. Sie, Herr Professor, waren ja
schon öfters hier und sind stets ein lieber Gast; aber
den andern jungen Herrn sehe ich zum ersten Male.“

„Ich sage Ihnen, beste Frau, dieser bärtige junge
Mann mit den unschuldigen Augen ist ein ganz ver-
schämigter Patron!“ rief Olbers, während die Wirthin
den Kaffee einschenkte. „Werden Sie es glauben, wenn
ich Ihnen sage, daß er ganz expreß nach dem Sude-
roder Freischützen gekommen ist, um sich hier eine Braut
zu suchen?“

Die gute Frau wußte offenbar nicht recht, ob sie
ein ernstes oder ein heiteres Gesicht zu dieser vertrau-
lichen Mittheilung machen sollte. Glücklicher Weise
brauchte sie nicht zu antworten, da Reinhold, auf die
Intentionen des Freundes eingehend, ganz ernsthaft
sagte: „Aber, Fritz, Du brauchst auch nicht Alles aus-
zuplaudern! Wenn die Dame das weiter sagt, —“

„Dann werden Sie die schönen Harzer Fräulein
nur geschmeichelt fühlen!“ fuhr Olbers fort. „Mit der
Braut hat das aber seine eigene Bewandniß; das
ist nur im künstlerischen Sinne zu verstehen. Mein
Freund ist nämlich Bildhauer, ein sehr berühmter
Bildhauer.“

Die Wirthin sah ihr Gegenüber mit treuherzigen
Augen erstaunt an, als sei es ein Wunderthier. Aber
zu sagen wußte sie nichts darauf.

„Das heißt, er macht Figuren, aus Marmor, Gyps
Thon, Holz,“ fuhr Olbers fort; „allerlei schöne Sachen,
alte Ritter, Nymphen, Heilige, Napoleon, den alten Fritz,
Schiller und Goethe, kurz, was sich das Herz wünscht.“

„Ah, nun weiß ich!“ rief die Wirthin ganz erfreut.
„Kauf' Sie Gypsfiguren, kauf' Sie Gypsfiguren!“

Reinhold lachte, daß es durch den Garten schallte,
und Olbers schmunzelte. „Nun ja, ungefähr so, beste
Frau,“ sagte er. „Aber er trägt sie nicht selbst herum,
um sie zu verkaufen; er macht sie nur für die Leute.
Sehen Sie, nun hat mein Freund den Auftrag be-
kommen, auch eine Braut zu machen, so recht sittig
und bescheiden, mit dem Myrtenkranz und dem langen
Schleier —“

„Ah, das muß schön sein, das laute ich gleich!“
unterbrach ihn die Wirthin eifrig.

„Hörst Du, Reinhold? Notire Dir den Auftrag!“
fuhr der Landschaster fort. „Nun braucht aber mein
Freund Geiger dazu ein recht hübsches Gesicht, denn
so aus dem Kopfe kann er doch nicht Alles machen; er
muß doch auch etwas vor Augen haben.“

Dazu nickte die Frau Wirthin; das leuchtete ihr ein.
„Und da hat er nun gestern in dem Honoratioren-
Zelt so ein Gesicht gesehen, das ihm schön genug
scheint, um seine Braut danach zu machen,“ fuhr
Olbers fort. „Jetzt aber sprich Du, Reinhold, und be-
schreibe unserer freundlichen Wirthin genau, wo Du das
junge Mädchen gesehen, und wie sie ausgesehen.“

Das that nun auch der junge Künstler mit aller
Ausführlichkeit. Die gute Frau hörte aufmerksam zu;
da sie aber einen großen Theil der Ausdrücke, die Rein-
hold in seiner Kunstsprache gebrauchte, nicht verstand,
und da sie drüben in der Haushür ihren Mann stehen
sah, der schon lange energisch herüberwinkte, so wurde
sie ganz roth vor Verlegenheit und Unruhe. „War sie
denn blond oder braun oder gar schwarz?“ rief sie, als
Reinhold einmal eine Pause machte.

„Blond, — ein schönes, glänzendes Blond.“

„Und groß oder klein?“

„So weit ich es beurtheilen konnte, eine gefällige
Mittelfigur,“ erwiderte Reinhold.

„Nun, das ist keine Andere gewesen, als des Rent-
meisters Tochter Marie aus Wallenburg!“ rief sie auf-
springend und hochzufrieden, daß nun das Examen zu
Ende sei. „Ich dacht's mir gleich, — das ist die
Schönste weit und breit im Umkreise. Und wenn
ich nicht irre, ist sie auch so halb und halb Braut, —
das paßt sich ja ganz vortrefflich. Aber nun entschuldigen
Sie, meine lieben Herren! Sie sehen, der Alte winkt in
einem fort; ich muß nach dem Rechten sehen. Ich kann
Ihnen ja nachher noch mehr sagen. Aber des Rent-
meisters Marie ist es, daran ist gar kein Zweifel!“

Damit eilte sie fort. „Nun siehst Du, Reinhold,“
sagte Olbers, „meine Ahnung hat sich bestätigt; ich dachte
sogleich, es sei die Tochter des Rentmeisters Ebers aus
Wallenburg. Ich hatte zwar in dem Zelte nichts Ge-
naueres erkannt, aber es war mir doch so, als müßte

sie es sein. Meine Prophezeiung ist also in Erfüllung
gegangen: Du hast Deine Braut auf dem Suderoder
Freischützen gefunden!“

Dazu machte er ein triumphirendes und überlegenes
Gesicht, das sich aber sogleich veränderte und beinahe
verlegen wurde, als Reinhold jetzt lebhaft fragte: „Du
bist also wohl gar mit der Dame bekannt? Du warst
in Wallenburg?“

„Ich war in Wallenburg, ja, aber mit der Dame
bin ich nicht näher bekannt geworden,“ erwiderte Olbers
etwas kleinlaut. „Es ist ein sehr schönes Mädchen, —
eigentlich nicht so, wie ich mir Deine Braut gedacht
hätte, — aber Ihr Bildhauer habt ja manchmal einen
curiosen Geschmack, und dann wißt Ihr ja auch an
Eurem Modell gerade nur das herauszufinden, was Euch
für Eure Zwecke paßt. Mich hat der Herr von
Rheineck, der Adjutant des Herzogs von Anhalt, auf
sie aufmerksam gemacht, und ich habe sie mehrmals ge-
sehen.“

„Rheineck, — Herzog von Anhalt? Gehört denn
Wallenburg etwa zu diesem Herzogthum?“ rief Reinhold
mit freudiger Lebendigkeit und sprang auf.

„Ja freilich, weißt Du das nicht? Kennst Du denn
Herrn von Rheineck oder gar den Herzog?“

„Gewiß! Der Herzog hat mich einmal in meinem
Atelier in Berlin besucht und erst neulich ein paar
Amoretten von mir gekauft. Und der Adjutant, mit dem
habe ich in fröhlicher Gesellschaft manch Schöpplein ge-
leert. Ei, Fritz, das ist ja eine superbe Nachricht! Das
nimmt mir die schwerste Sorge vom Herzen! Da
kann der alte Rentmeister ja gar keine Umstände machen,
wenn ich mit einer Empfehlung vom Adjutanten oder
gar vom Herzog komme!“

Olbers schaute nicht ganz so befriedigt aus, wie
sein Freund. Es lag etwas in seinem Gesichte, das
nicht nur Verlegenheit, sondern wohl auch etwas wie
Spott, wenn nicht gar ein wenig Schadenfreude in sich
barg. „Ich denke auch, daß Du gewonnen Spiel hast,“
sagte er trotzdem so zuversichtlich, wie möglich. „Der
Rentmeister soll freilich ein etwas aparter Herr sein!
So sehr alt ist er übrigens auch noch nicht. Aber das
wird Rheineck wohl Alles ordnen, — wenn er noch
da ist!“

„Er wird schon da sein!“ rief Reinhold in glück-
lichster Laune. „Jetzt glaube ich, daß Alles gut geht!
Gesunden ist sie, das ist die Hauptsache. Vor allem
Weiteren ist mir nicht bange. Da müß' ich ja kein
echter Rheinländer sein, wenn ich es nicht durchsehte,
daß mir so ein Rentmeisters-Töchterlein ein paar Tage
Modell sitzen muß! Schlimmsten Falles wird das mein
Freund, der Herzog, schon erledigen.“

„Schade, daß Du dem alten Schmidt nicht gesagt
hast, daß Du ein Freund des Herzogs bist,“ spottete
Olbers. „Da hätt' er gewaltigen Respect vor Dir be-
kommen, denn nach dem Könige von Preußen ist der
Herzog der angesehenste Mann im Harz und noch be-
liebter, da er dem Volke persönlich bekannt ist.“

„Wie weit ist es denn nach Wallenburg? Da
sönnten wir uns am Ende gleich auf den Weg machen?“

„Wo denkst Du hin!“ antwortete Olbers, entschieden
ablehnend. „Den! an die Mittagshöhe! Der bequemere
kürzere Weg in der Ebene bietet fast gar keinen Schatten
und ist doch gute drei Stunden weit, ohne Gelegenheit
zur Einkehr. Nein, Freundchen, wir bleiben hier bis
Nachmittag und fahren dann hinüber, sodas wir zu
guter Zeit in der feinsten Equipage, die sich aufstreifen
läßt, unseren Einzug in Wallenburg halten. Das wird
Eindruck machen. Morgen früh gehen wir dann auf
Reconnoissance.“

„Ganz, wie Du willst!“ rief der Bildhauer. „Ich
bin schon glücklich, daß ich sie gefunden. Ah, und wie
muß sich das Alles erst in der Nähe entwickeln!“

„Fürchtest Du nicht, daß Du ein wenig enttäuscht
sein könntest, wenn Du Fräulein Marie Ebers näher
trittst?“ fragte Olbers bedenklich. „Es ist zwar ein
sehr schönes Mädchen, aber —“

„Thorheit! Auf meine Augen kann ich mich verlassen!“
rief Reinhold übermüthig. „Den Schnitt, den Charakter
des Gesichtes habe ich im ersten Augenblicke fest. Alter
Griesgram, verdirb mit meine Freude nicht!“

„Hoffen wir also das Beste!“ nickte Olbers. „Und
nun will ich Dir einen Vorschlag machen. Suderode
kennen wir. Bei Mutter Kalberla ist man recht gut
aufgehoben, aber da drüben wohnen auch noch Leute.
Ich meine, auf dem Stubenberg und in Gernode.
Außerdem bekommen wir auch dort leichter einen Wagen,
als hier. Laß uns die kühle Morgenstunde noch be-
nutzen; es ist kaum ein halbes Stündchen zu wandern.“

„Mir recht!“ lachte Reinhold. „Ich kenne das Nest
in- und auswendig!“

„Und,“ fügte Olbers leiser hinzu, „wenn es gerade
nicht nöthig ist, brauchen wir ja dem Bürgermeister und
dem Gensdarmen nicht wieder zu begegnen. Die sind
uns nicht grün, von gestern her!“

„Pah, um die kümmerer ich mich nicht so viel!“
rief Reinhold und schnippte mit den Fingern. „Im

Gegentheile, mit denen möchte ich wohl noch ein Wört-
lein reden.“

„Dazu haben wir immer noch Zeit, wenn Du als
großer Künstler und Freund des Herzogs mit dem
Modell Deiner Braut von Wallenburg zurückkommst,“
sagte der Landschaster, langsam seine Glieder in die
Höhe richtend, wozu er seufzte und lächelte.

„Du hast Recht, alter Freund!“ rief Reinhold.
„Ja, dann sollen die Burschen schöne Augen machen!“

5.

Am folgenden Nachmittage befand sich Reinhold
Geiger auf dem Wege zum Wallenburger Schlosse. Er
hatte seine Garderobe, so weit dies nach den über-
standenen Fährlichkeiten nur irgend möglich war, in
Stand setzen lassen und Haar und Bart sogar der
verschönernden Hand des einzigen Friseurs im Städtchen
anvertraut. So gewappnet, trat er den schweren Gang
an. Fritz Olbers hatte es mit Hartnäckigkeit abgelehnt,
ihn zu begleiten; er meinte, so etwas mache Jeder
am besten allein ab.

Leider war der Adjutant des Herzogs, Premier-
Lieutenant von Rheineck, nicht in Wallenburg; seine
Rückkehr wurde erst in einigen Tagen erwartet. Olbers
hatte darauf bestanden, Reinhold solle warten, bis der
Adjutant zurückgekehrt sei und ihn unter seine hohe
Protection nehmen könne, ehe der Gang in die Höhle
des Löwen, das heißt in die Wohnung des Rentmeisters,
gewagt werde. Aber für Reinholds Ungeduld war
diese Frist zu lang gewesen; er wollte es allein wagen,
und darauf hin hatte Fritz Olbers „seine Hände in
Unschuld gewaschen“ und jede Betheiligung an der
künstlerischen Argonauten-Fahrt des Freundes mit der
bereits erwähnten Entschiedenheit abgelehnt.

Reinhold war es heiß geworden, während er den
Weg zum Schlosse emporstieg. Die Sonne des schönen
Sommer-Nachmittags hatte den Wanderer nicht gesont;
wärmer aber noch machte ihn die innere Unruhe, das
Mißbehagen, sich vor einer Situation zu befinden, die
möglicher Weise recht unangenehm werden konnte. Oben
angelangt, blickte er ringsum und fragte dann einen
Soldaten, der über den Hof kam, nach der Wohnung
des Rentanten Ebers. Dieser deutete auf die nächste
Thür. Reinhold hatte das unbestimmte Gefühl, als ob
ihn Einer bei den Schultern nehme und umwenden
wolle. Aber er hielt aus und stieg die steinernen
Stufen der breiten Rampe empor. An einer mächtigen
Thür aus Eichenholz, die halb geöffnet war und auf
einen weiten Flur führte, stand er noch einmal still,
und wieder war es ihm, als rief ihm eine Stimme zu:
„Reinhold, lehr' um!“ Aber der junge Künstler war
nicht abergläubisch, und er hätte sich ja auch vor Olbers
schämen müssen, wenn er mit der Nachricht zurück ge-
kommen wäre, er sei vor der Haushür umgekehrt.
Auch gab es ja noch eine Möglichkeit, nämlich die, daß
der Rentmeister nicht zu Hause war. Für diesen Fall
wollte Reinhold seine Karte abgeben; das war dann
immerhin der Anfang einer Bekanntschaft.

Auf dem geräumigen, mit mächtigen Fliesen ge-
pflasterten Flur war es so schön dämmerig und kühl,
daß der junge Rheinländer unwillkürlich an die schattigen
Vorhallen der heimathlichen Weinstuben erinnert wurde
und bei sich dachte, wie prächtig es sein müsse, hier
mit einem alten, gemüthlichen Herrn zu sitzen und ein
Glas echten, unverfälschten Weines zu trinken. Es kam
über ihn wie ein zweites Gesicht, und er sah sich im
Geiste an dem großen Tische, der in der Ecke stand,
mit einem ältlichen Herrn von unbestimmten Umrissen
sitzen.

Langsam ging er den Flur hinab, in schier traum-
haftem Zustande; er hätte sich auf die lange Bank an
der Wand setzen mögen, um von Vergangenheit und
Zukunft zu träumen. Da öffnete sich die eine Thür,
und heraus trat ein stattlich aussehender Mann in
mittleren Jahren, das Haar im Ergrauen, der Schnurr-
bart noch ganz schwarz, das runde Gesicht blühend frisch
und die hellen, grauen Augen scharf, wie die des Falken.

Er hatte die Thür heftig hinter sich zugeworfen,
stand still und musterte mißtrauisch den Fremden. „Zu
wem wollen Sie? Wer sind Sie?“ fragte er.

Reinhold sah es dem Manne und hörte es der
Stimme an, daß sie hier in diesen Räumen zu gebieten
gewohnt waren. Er lästete höflich den Hut: „Ich
wünschte Herrn Rentmeister Ebers zu sprechen.“

„Der bin ich. Was wünschen Sie?“

„Herr Rentmeister, ich komme zu Ihnen mit einer
ganz ungewöhnlichen Bitte —“

„Wenn es geschäftliche Angelegenheiten sind, so be-
mühen Sie sich in's Bureau; meine Dienststunden sind
vorüber!“ unterbrach ihn der Rentmeister unwirsch.
„Der Secretär ist noch dort.“

Er wollte weiter gehen, nach der Treppe zu. Rein-
hold trat einen Schritt vor. „Entschuldigen Sie, es ist
eine persönliche Angelegenheit,“ sagte er. „Leider habe
ich mir keine Empfehlung an Sie verschaffen können, da



Die Tempel-Ruinen von Metaponto in Calabrien. Von W. Schickel. — Siehe Seite 346.

Seine Hoheit der Herzog und der Herr von Rheineck hier nicht anwesend sind. Mein Name ist Reinhold Geiger; ich bin Bildhauer, aus Berlin."

Der Beamte maß den sonderbaren Fremdling, der die Kühnheit hatte, sich auf Seine Hoheit zu berufen, mit Blicken, die in jeder Secunde schärfer wurden. Reinhold hatte eine einladende Handbewegung erwartet, ihm zu folgen. Aber nichts davon. Mit gerunzelter Stirn stand der Rentmeister vor ihm und sagte nach einer kurzen Pause: „Nun? Bitte!“

„Mein Name ist in der künstlerischen Welt nicht ganz unbekannt,“ fuhr Reinhold etwas unsicher fort. „Ich habe sogar das Glück gehabt, daß Seine Majestät der König von Preußen mich beauftragt hat, eine Warmerstatue für ihn auszuführen. Gerade dieser Umstand ist es, der mich zu Ihnen führt, Herr Rentmeister. Ich suche für diese Statue, welche eine Braut vorstellen soll, ein Modell, ein möglichst schönes Modell, und der Zufall hat mich dieses in Ihrem Fräulein Tochter finden lassen, die ich flüchtig vorgestern auf dem Freischießen in Suderode gesehen.“

Bei den letzten Worten war das Gesicht des Rentmeisters dunkelroth geworden, und die Augen sprühten förmlich Feuer und Flammen.

„Es handelt sich natürlich nur um wenige Stunden, Herr Rentmeister!“ fuhr Reinhold fort, der das Schweigen des Herrn für ein gutes Zeichen halten mochte. „Ein Kopf ist bald modellirt. Sie würden nicht nur mir, sondern der Kunst überhaupt einen ganz unbezahlbaren Dienst erweisen, wenn Sie die Güte hätten, Ihr Fräulein Tochter zu veranlassen . . .“

„Herr!“ fuhr der Rentmeister mit verhaltener Wuth los. „Herr, sind Sie einer der beiden Landstreicher, die vorgestern in unser Zelt in Suderode eindringen wollten?“

Reinholds Stirn zog sich zusammen. „Entschuldigen Sie, Herr Rentmeister,“ sagte er gereizt, „von Landstreichern kann nicht wohl die Rede sein, wenn man, wie ich, mit Seiner Hoheit bekannt ist und einen königlichen Auftrag hat. Die vornehmsten Damen würden es sich zur Ehre rechnen, einem Künstler für eine so hohe Aufgabe als Modell zu sitzen. Ihre Unbekanntschaft mit derartigen Verhältnissen . . .“

„Dort ist der Weg, den Sie hergekommen sind!“ unterbrach ihn der Rentmeister in lichterlohem Zorne. „Sie haben meine Tochter ohnehin schon in's Gerede gebracht, Sie und Ihr sauberer Kumpan, der Maler, die Hopfenstange, der hier immer auf dem Hofe herum-schlich und nach den Fenstern guckte. Sagen Sie nur dem Herrn, er solle sich nicht wieder hier oben sehen lassen, — und Ihnen gebe ich denselben Rath, verstehen Sie mich? Ueberhaupt werde ich mich erkundigen, ob Ihre Papiere in Ordnung sind, und ist das nicht der Fall, so sind Sie die längste Zeit in Wallenburg gewesen. Auch mit Herrn von Rheineck werde ich sprechen, — es scheint mir, als ob er etwas leichtgläubig wäre. Meine Tochter, — ha, das glaube ich! — gefällt Ihnen wohl? Danke recht schön! Ist anderweitig ver-sorgt? Hoffe, Sie hier oben nicht mehr zu sehen!“

Er machte, wie zum Gehen, eine tiefe Verbeugung, lachte kurz auf und ging mit langsamen Schritten der Treppe zu, die er hinaufstürmte, daß es nur so dröhnte. Reinhold sah ihm nach, blieb noch eine Weile verdutzt stehen, machte dann kurz Kehrt und ging zum Hause hinaus. Von der Rampe aus blickte er noch einmal auf den schattigen Flur zurück, der ihm kurz vorher eine so freundliche Vision vorgegaukelt hatte. „Heiliger Rostadamus!“ brummte er vor sich hin, „ist das ein Grobian! Ich will ihm nur wünschen, daß er mir nicht wieder vor die Augen kommt! Aber eine ver-fluchte Geschichte ist es doch! Ich sollte sie wirklich nicht wiedersehen?“

Dann stürmte er den Schloßberg hinab, nach dem Gasthause, in dessen schattigen Vorgarten Fritz Olbers den Freund erwartete. Reinhold warf sich mit zornigem Gesicht auf einen Stuhl und polterte los: „Jetzt reise ich aber sofort zum Herzog und verklage den Grobian, den Rentmeister! Ich will mein Recht haben! Und Du bist mir auch ein schöner Bursche! Scheinst mir da oben gut angeschrieben zu sein!“

„Wüßte nicht, wie ich zu der Ehre käme!“ antwortete Olbers gleichmüthig und blies aus seiner Thon-pfeife eine lange Rauchwolke vor sich hin. „Ist denn von mir überhaupt die Rede gewesen?“

„Ja freilich! Was er eigentlich gegen Dich hat, habe ich nicht recht verstanden. Aber Du sollst Dich nicht wieder da droben sehen lassen, nicht mehr auf dem Hof umherstreichen und nach den Fenstern gucken, sagte er. Da bin ich schon angekommen!“

Er erzählte eifrig und ingrimmig. Olbers lauschte mit großer Aufmerksamkeit, schien aber nicht sonderlich betrübt über das Malheur des Freundes und konnte zu-weißen schwer ein Lächeln unterdrücken.

„Ich habe es Dir ja gesagt, wir hätten Rheineck's Rückkehr abwarten müssen!“ sagte er dann achselzuckend. „Aber du hattest ja keine Minute Zeit. Und überdies

hättest Du die Sache ganz anders anfangen müssen! Das Schloß enthält manche künstlerische Sehenswürdigkeit. Wir hätten auf's Schloß gehen, uns vom Kastellan herumführen lassen müssen; ein reiches Trinkgeld hätte ihn gefällig und gesprächig gemacht. Wir hätten erwähnt, daß Du mit dem Herzog bekannt seiest; der Kastellan hätte das gewiß weiter geplaudert. Am Abend wären wir nach der Stammkneipe des Rentmeisters gegangen, hätten eine Gelegenheit gesucht, uns ihm vorstellen zu lassen, — genug, es hätte mit dem Kukul zugehen müssen, wenn er uns nicht selbst am zweiten oder dritten Tage in seine Familie eingeladen hätte. Aber Deine Uebereilung — —“

„Papperlapapp!“ unterbrach ihn Reinhold ärgerlich. „Warum hast Du mir das Alles nicht vorher gesagt? Weil Du hier bereits bekannt bist und Dich vor dem Rentmeister nicht zeigen wolltest! Ich gehe zum Herzog!“

„Mache nicht nochmals einen dummen Streich!“ warnte Olbers. „Selbst der Herzog kann dem Rentmeister nicht befehlen, seine Tochter als Modell für Deine Braut sitzen zu lassen. Das sind Familien-Angelegenheiten, in die sich kein Potentat hineinmischen darf. Und vielleicht will das Mädchen selber nicht. Ich glaube, unsere Rolle hier ist ausgespielt, und wir können unser Bündel schnüren. Der Rentmeister erlaubt es seiner Tochter nicht, Dir zu sitzen, selbst wenn sie will, woran ich übrigens zweifle, da sie, wie ich höre, wirklich Braut eines Forstbeamten ist!“

„Kannst Du nichts Besseres thun,“ rief Reinhold mißmüthig, „als mir auch das letzte Restchen Courage nehmen? Ich sage Dir, sie muß mir doch sitzen, und wenn der Vater sie mit Ketten an die Mauern des Burgverließes geschlossen hätte!“

„Nun höre Einer den Dramarbas!“ spottete Olbers. „Na warte, Du wirst Dich noch sehr wundern! Ich für mein Theil gebe die Unternehmung auf und werde abreißen. Studien kann man hier nur mit Mühe machen; etwas Rechtes zu jagen giebt es auch nicht; schlimmsten Falls gehe ich wieder nach der Lauenburg zu dem —“

„Zu Deinem Marder!“ unterbrach ihn Reinhold. „Laß das für's Erste bleiben und halte Dich noch zu mir! So leicht werfe ich die Hinte nicht in's Korn. Du sollst sehen, daß mich der Rentmeister selbst zu seiner Tochter führt, mich ihr vorstellt und mich ersucht, die Copie dieses herrlichen Gesichtes zu nehmen!“

„Nun, ich wünsche Dir alles Gute!“ antwortete Olbers. „Aber wenn ich gerade besser bei Kasse wäre, so würde ich mein ganzes Vermögen darauf verwetten, daß Du mit gebrochenem Herzen von Wallenburg abziehen mußt. Wenn Du mir zum Beispiel zwanzig Thaler leihen wolltest, so würde ich sofort die Wette eingehen. Bist Du damit einverstanden?“

„Womit?“ rief Reinhold, der schon wieder in bester Laune war, laut lachend. „Mit der Wette oder mit den zwanzig Thalern? Hast Du denn kein Geld mehr? Und ist denn Dein Wechsel nicht gekommen?“

„Hat sich was zu wechseln,“ brummte Olbers, „wenn man so oft seinen Aufenthalt wechselt! Sie wissen ja in Düsseldorf gar nicht, wo ich bin. Ich bin ganz blank. Da Du aber wahrscheinlich selber nicht mehr viel —“

„Na, die zwanzig Thaler kann ich Dir schon noch geben!“ rief Reinhold wohlgenüth. „Uebrigens wohnt Du ja selbstverständlich hier auf meine Kosten. Die Wette nehme ich auch an; das heißt, ich zahle Dir zwanzig Thaler, wenn ich verliere, und Du brauchst mir nichts zu zahlen, wenn Du verlierst.“

„Aber die zwanzig Thaler?“ sagte Olbers und blickte forschend zu dem Freunde hinüber.

„Erhältst Du natürlich sofort!“ antwortete dieser, zog sein Portefeuille heraus und legte zwei schöne, neue Zehnthalerscheine auf den Tisch.

„Du bist wirklich ein braver Kerl!“ rief der Land-schafter aufspringend und legte seine langen Arme um Reinholds Nacken, sodaß die Hände hinten weit übereinanderschlugen. „Nun will ich meine Wette gern verlieren! Wir bleiben also hier!“

6.

Schon am folgenden Vormittag begegneten die beiden Freunde auf einem Schlenbergange durch das Städtchen dem Adjutanten von Rheineck. Der Adjutant, ein jovialer junger Mann von kaum dreißig Jahren, war höchlichst überrascht, den Bildhauer in Wallenburg zu finden und die Ursache seiner Anwesenheit zu erfahren.

„Ich kann mir den Rentmeister lebhaft denken!“ rief er lachend. „Er ist der Beamte, wie er im Buche steht. Kunst und Literatur interessieren ihn gar nicht, Wissenschaft höchstens insofern, als sie mit dem Rechnen und den wirtschaftlichen Verhältnissen in Verbindung steht. Er hat Ihren Antrag als eine Beleidigung aufgefaßt, lieber Geiger, und Sie dürfen ihm das, bei Lichte betrachtet, kaum übelnehmen. Aber Sie sollen Ihren Zweck erreichen! Ein schönes Mädchen ist die Marie Ebers. Freilich, — eine ‚Braut‘? Nun, Sie müssen

das am besten wissen! Uebrigens ist sie so gut wie verlobt mit dem jungen Meißner, einem Forstadjuncten, übrigens einem prächtigen Kerl. Nun, lassen Sie mich nur machen, und verhalten Sie sich ganz ruhig. Unterlassen namentlich auch Sie, Herr Olbers, Ihre Spaziergänge auf dem Schloßhofe; ich weiß, daß der Rentmeister Ihnen das ‚Herumschleichen‘, wie er es nennt, übel genommen hat. Vor allen Dingen aber ist Eines nöthig! Wollen Sie es mir nicht übel nehmen, lieber Geiger, wenn ich es sage?“

„Aber ich bitte Sie, Herr von Rheineck, reden Sie nur frisch weg! Sie sind ja mein Rettungengel!“

„Nun,“ fuhr der Adjutant fort, „ich bin ja auch viel zu Fuß gereist, natürlich in Civil, sogar in Italien und Spanien; ich weiß also, wie man aussieht, wenn man Stunden lang in Regen und Staub marschirt, und wenn nachher die Sonne auf die strapazirte Garderobe niederbrennt. Das hat ja auch in der Fremde gar nichts zu sagen, wenn man keine besonderen Zwecke verfolgt. Aber gesellschaftliche Erfolge kann man damit nicht erringen, auch keine Eroberungen machen und vor Allem den ländlichen Honoratioren nicht imponiren. Fahren Sie heute Nachmittag mit mir nach B., lieber Geiger! Vertrauen Sie sich meinem Lieferanten an, und Sie haben gewonnenes Spiel! Lassen Sie dann Alles nur meine Sorge sein, und betrachten Sie mich als Repräsentanten Seiner Hoheit, der, wie ich bestimmt weiß, Ihnen wohl gewogen ist!“

„Ich glaube, Sie haben Recht!“ rief Reinhold lustig und schüttelte dem Adjutanten die herzlich dargebotene Hand. „Also fahren wir!“

„Auf mich würde sich diese Günst Seiner Hoheit des Herzogs, das heißt seines Repräsentanten, wohl nicht erstrecken?“ fragte Olbers kleinlaut.

„Nein!“ antwortete Rheineck laut auflachend. „Erstens bildet Ihr Kostüm eine ganz unschätzbare künstlerische Einheit, die in keiner Weise angetastet werden darf, und zweitens begnügen sich Ihre Modelle, die Berge und Wälder, mit jedem, also auch diesem hochinteressanten Kostüm.“

„Es würde also nicht einmal eine Sammetjacke für mich abfallen?“ fragte Olbers mit komischer Behmüth.

„Versuchen wir's; kommen Sie mit!“ rief Herr von Rheineck. „Also abgemacht, meine Herren! Punkt drei Uhr Nachmittag hole ich Sie ab!“

So war also die Angelegenheit in eine neue Phase getreten. Reinhold, und dadurch auch gewissermaßen sein Freund und Begleiter Olbers, stand unter dem Schutze des Herzogs, des Landesherrn!

Begreiflicherweise war doch ein wenig von der Angelegenheit in's Publicum gedrungen, und die beiden Künstler wurden der Gegenstand der öffentlichen Neugierde. Es liefen die verschiedensten Versionen um: bald hieß es, der eine von den Beiden oder Beide wollten die schöne Rentmeisterstochter malen; dann wieder, es solle eine Wachsfigur nach ihr gemacht werden, weil der König von Preußen von ihr gehört habe und sie in sein Maritimen-Cabinet stellen wolle, und dergleichen mehr. Der Rentmeister selbst hatte geplaudert und im Kreise seiner Intimen auf dem „Felsenkeller“ versichert, er werde es den beiden frechen Burschen schon zeigen. Andere wollten wissen, der Forstadjunct Meißner gehe nie mehr ohne seine Doppelbüchse aus und habe geschworen, den Maler oder den Wachsfignren-Macher niederzuschießen. Wo sich die Beiden zeigten, waren sie der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit.

Au einem kleinen Orte kann nichts geheim bleiben. So erfuhr man denn auch eines Vormittags, daß aus B. eine Kiste als Eilgut an den Bildhauer Geiger angekommen sei, und Nachmittags erschien der Genannte im Concert auf der Schloß-Esplenade in einem junkel-nagelneuen Anzuge. Auch Olbers trug eine neue Sam-metjacke, etwas dunkler und länger, als die frühere. Geiger, das gestanden Alle zu, sah jetzt ganz anders aus. Der schwarze Anzug, der leichte, moderne Filzhut standen ihm vortrefflich. Etwas Vegeres hatte er freilich immer noch in seinem ganzen Wesen; aber so viel wußten doch auch diese Kleinstädter von der Welt, daß man das einem Künstler verzeihen müsse. Und als nun gar während der Concert-Pause der allgemein beliebte Adjutant von Rheineck Arm in Arm mit Geiger in den Gängen der Esplanade auf und ab wandelte, neigten sich die Gemüther in erfreulichster Weise dem Künstler und seinen Bestrebungen zu. Man klüfferte, der junge Mann müsse sich doch eigentlich recht gekränkt fühlen, wenn er mit so reellen Absichten gekommen, und der Herr Rentmeister, der immer gar vornehm thue, habe vielleicht sein Glück verscherzt.

Darüber, daß der eigentliche Haupt-Gegenstand all dieser Aufregung sich gar nicht zeige, wunderte sich Niemand; denn Jeder wußte, daß der Rentmeister einen heiligen Eid geschworen: so lange die beiden Fremden in Wallenburg weilten, solle seine Marie mit keinem Schritte die väterliche Wohnung verlassen. Es war sogar kein Damenbesuch angenommen worden. Auch die Cousinen und Freundinnen hatten sich mit der Auskunft

begnügen müssen, Marie habe sich stark erkältet und müsse sich sehr in Acht nehmen. Briefe konnte man aber nicht abweisen, und so waren Marie und ihre Mutter wahrscheinlich doch vollkommen von Allem unterrichtet, was über die wunderliche Angelegenheit in Wallenburg verhandelt wurde.

Am folgenden Tage durchlief abermals eine Nachricht die Stadt und schlug wie eine Bombe ein. Die zuverlässigsten Zeugen, unter ihnen als erster der Wirth zum „Bären“, hatten gesehen, daß der Herr Schlosshauptmann, in voller Uniform, schon früh Morgens den Gasthof besucht, sich nach dem Zimmer des Bildhauers Geiger erkundigt und diesem einen Besuch abgestattet habe. Das war unerhört. Der Schlosshauptmann war in Abwesenheit des Herzogs der erste Mann in Wallenburg, verließ auch, da er alt und schwächlich war, selten seine Zimmer und das Schloß. Da mußte etwas ganz Besonderes vorgefallen sein!

Dem war auch so. Der Schlosshauptmann, so erfuhr man, hatte einen eigenhändigen Brief des Herzogs erhalten, dahin lautend: der Herzog habe erfahren, daß sich zur Zeit der Bildhauer Reinhold Geiger, den er sehr hoch schätze, in Wallenburg befinde; der Herzog wünsche, daß diesem Künstler in Allem, was er vorhabe, jeder Vorschub von Seiten der herzoglichen Hausbeamten geleistet werde; wolle derselbe auf dem Schlosse wohnen, so solle man ihm in der gastfreiesten Weise entgegenkommen. Worauf denn selbstverständlich der Schlosshauptmann nichts Eiligeres zu thun gehabt, als sich zu dem Künstler zu begeben, demselben die gnädigen Intentionen Seiner Hoheit mitzutheilen, sich ihm in jeder Beziehung zur Verfügung zu stellen und vor Allem anzufragen, ob Herr Geiger auf dem Schlosse zu wohnen wünsche, was dieser mit dem Ausdruck tiefgefühlten Dankes abgelehnt habe, da er schon in den nächsten Tagen Wallenburg zu verlassen gedenke, das er nur zu einem ganz besonderen Zwecke besuche.

Ob dieser ganz besondere Zweck zwischen den beiden Herren noch näher erörtert worden, darüber besagte Jama für's Erste nichts. Thatsache war es nur, daß man den Rentmeister an diesem Tage in sehr übler Laune gesehen hatte, was aber nicht hinderte, daß bei der förmlichen Vorstellung, die Herr von Rheined noch an demselben Abend auf dem Festseller herbeiführte, der Rentmeister die ihm gemüthlich dargebotene Hand des Bildhauers kräftig schüttelte oder sich wenigstens die seine kräftig schütteln ließ.

In den nächsten Tagen sprach man im Städtchen von nichts Anderem; Reinhold und Marie waren die Helden des Tages. Der Rentmeister konnte dem Schützlinge des Herzogs die Bitte, die ja, wenn man Alles bedachte, eine große Ehre in sich schloß, nicht abschlagen. In der That hatte er sich auch bei dem jungen Künstler entschuldigt, demselben die Gewährung seines Wunsches zugesagt, sich aber mit einer gewissen Beklemmung erkundigt, wie lange denn „das“ dauere, welche Vorkehrungen dazu nöthig seien, und so weiter, — worauf Geiger, der jetzt die Glückseligkeit selbst war, in der befriedigendsten Weise antwortete. Trotz der veränderten Verhältnisse hielt aber der Rentmeister seine Tochter immer noch in der Clausur; Niemand durfte sie sehen oder gar sprechen. Es schien, als wollte er die ganze Sache, da er sie nun doch einmal nicht verhindern konnte, mit dem Schleier des tiefsten Geheimnisses umgeben. Es hieß auch, Marie werde unmittelbar nachher zu Verwandten reisen und erst zurückkehren, wenn das Gerücht verstummt sei.

Nichtig von allem dem war, daß der Rentmeister in der That mit Herrn von Rheined ein vollständiges Programm für diese neue „Opferung Iphigeniens“ entworfen hatte, auf dessen strenger Ausführung er bestand. Verbeten hatte er sich außerdem, daß der Maler seinen Freund begleite; gegen den langen Olbers, dem er alle Schuld zuschrieb, weil er glaubte, daß dieser den Bildhauer auf seine Marie aufmerksam gemacht, hegte er noch immer einen tiefen Groll. Der Landschaftler war überhaupt durch all diese Vorgänge sehr in den Hintergrund gedrängt worden, was ihn sichtlich verdross. Er spöttelte über Reinhold, den Rentmeister, das „Ideal“, sprach stündlich von der Abreise, blieb aber ruhig auf seinem angenehmen Zimmer im „Bären“ und murzte nur zuweilen darüber, daß Reinhold nicht mit ihm zum Schlosse hinaufziehe, wo man es besser und billiger haben könne und auch Derjenigen, um die es sich handle, unmittelbar nahe sei.

Von den Vorarbeiten zu dem großen Ereigniß entging keine den wachsamten Augen der Wallenburgerinnen; leider entsprachen sie aber nicht den hochgespannten Erwartungen. Man erfuhr nur, daß der Hof-Töpfermeister beauftragt worden war, am Montag Morgen eine neue Mulde mit möglichst gut durchgetretetem und gereinigtem Thon auf das Schloß hinaufzusenden. Ebenso hatte der Hof-Tischlermeister den Auftrag erhalten, einen Modellstuhl mit drehbarer Scheibe zu derselben Zeit in des Rentmeisters Wohnung zu befördern.

Reinhold selbst wurde im Auftrage der neugierigen

Table d'hôte-Gesellschaft von dem Bärenwirth interpellirt, ob er große Vorbereitungen und viele Instrumente zu seiner künstlerischen Operation nöthig habe. „Einen Klumpen Thon,“ antwortete er lachend, „aus dem ja auch Gott den Menschen geschaffen, einen Modellstuhl, den mir Meister Priefede nach meiner Anweisung ganz vorzüglich angefertigt, mein Modellholz, das ich immer bei mir führe, einen Zirkel und meine Zinger.“

7.

Es war ein prachtvoller, aber glühend heißer Sommermorgen, als Reinhold mit dem Adjutanten von Rheined den Schloßhof betrat. Hinter allen Fenstern der Amtsgebäude sah man neugierige Gesichter. Reinhold war ernst, wie der hohe Zweck, der ihn hierher führte, es verlangte, voll stiller, sinniger Ruhe.

„Sie gleichen ja in der That dem Bräutigam, der seine Braut zur Kirche geleiten will!“ scherzte Rheined.

„Mir ist auch so zu Muth!“ antwortete Reinhold. Sie stiegen die Rampe hinauf, traten in den kühlen Flur und gingen auf die breite Treppe im Hintergrunde zu. Hier kam ihnen der Rentmeister entgegen, ebenfalls ernst, aber nicht mehr mürrisch. Er wußte jetzt, daß er sich geirrt, daß der junge Mann, den er jüngst so schön von seiner Thür gewiesen, ein tüchtiger Künstler und ein guter Mensch sei. Aber er war überhaupt etwas steif in seinen Formen; das konnte er nicht ablegen.

„Es ist Alles in Ordnung, Herr Geiger,“ sagte er, als sie die Treppe emporstiegen. „Sie werden meine Tochter etwas verlegen finden. Ein junges Mädchen, in manchen Dingen noch ein Kind, — die ungewöhnliche Veranlassung, ich darf wohl annehmen . . .“

„Ich verstehe Sie schon, Herr Rentmeister!“ antwortete Reinhold. „Seien Sie unbesorgt. Das ist viel einfacher, als man denkt. Nach den ersten zehn Minuten ist alle Verlegenheit überwunden.“

Der Rentmeister öffnete, oben angekommen, die Thür zu einem großen Zimmer und bat die Herren, einzutreten. Das Gemach lag nach Norden, wie es Reinhold gewünscht, hatte also keine Sonne, aber genügend Licht. Die großen Fenster waren unten mit dichten, grünen Gardinen verziehen, sodas nur von oben das Licht einfiel. In der Mitte des Zimmers stand der Modellstuhl; in der Mitte der Scheibe erhob sich der Eisenstab, der dazu dienen sollte, dem Thon Festigkeit zu geben; zur Seite stand auf einem Stuhle ein Waschbecken; über die Lehne hing ein Handtuch. Daneben stand eine Bank und darauf eine schöne, reine Mulde mit Thon. An den Wänden bemerkte man vier oder fünf einfache Stühle. In der Ecke stand ein Tischchen mit zwei Flaschen Wein und mehreren Gläsern.

„Ganz vorzüglich! Nichts vergessen! Ich danke Ihnen vielmals, Herr Rentmeister!“ sagte Reinhold.

„So darf ich also?“ fragte Ebers, sich verbeugend. „Bitte!“ antwortete Reinhold, ebenfalls mit einer Verbeugung. Rheined, der ihn, ohne daß es auffiel, genau beobachtete, bemerkte, daß der junge Mann etwas blässer wurde. Der Rentmeister hatte die Thür zum Nebenzimmer geöffnet und rief: „Liebe Frau! Marie!“ Auf der Schwelle erschien eine stattliche Frau in den besten Jahren, auf die Reinhold sofort zutrat, und die

seine tiefe Verbeugung mit einem ebenso tiefen Kniz erwiderte. Hinter ihr ein blühendes, in Jugend und Gesundheit strahlendes Mädchen, im schönsten Purpur erglüht. „Meine Frau! Meine Tochter Marie!“ sagte der Rentmeister. „Bitte, Herr Geiger, wollen Sie nun alle Dispositionen treffen! Darf ich den Herren vorher ein Glas Wein anbieten?“

„Danke vielmals, vielleicht nachher,“ antwortete der Adjutant.

Reinhold sprach nicht. Er blickte unverwandt auf das junge Mädchen, vielleicht länger, als selbst die begeisterte Bewunderung erlaubte. Der Purpur auf den Wangen des Mädchens war noch tiefer geworden. Reinhold dagegen erschien dem Adjutanten auffällig blaß. War die künstlerische Erregung im Stande, so gewaltig auf einen kräftigen jungen Mann einzuwirken?

Jetzt sprach auch Reinhold. Seine Worte kamen merkwürdig schwer und abgebrochen heraus. „Gnädige Frau, mein gnädiges Fräulein, Sie wissen, welche große Güte mir Ihr Herr Gemahl, Ihr Herr Vater erwiesen hat. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen! Wollen Sie Platz nehmen, meine Damen! Sie vielleicht hier, mein gnädiges Fräulein; — ich werde versuchen, Ihnen möglichst kurze Zeit lästig zu fallen.“

„O, ich bitte sehr, mein Herr,“ sagte die Frau Rentmeister artig; „wir wissen die große Ehre, die Sie uns anthun, wohl zu schätzen und eruchen Sie, Sie in keiner Weise zu geniren. Wenn wir früher gewußt hätten, um welchen schönen Zweck es sich handelt . . .“

Sie brach ab, da der Rentmeister ihr unter lautem Räuspern einen strengen Blick zuwarf. Reinhold blickte ebenfalls zu dem Adjutanten hinüber. Er hatte diesen gebeten, namentlich in der ersten Zeit, die Conversation möglichst auf sich zu nehmen. Herr von Rheined warf denn auch sofort die Frage auf, ob die Herrschaften schon wüßten, daß der Schlosshauptmann definitiv um seinen Abschied eingekommen sei, in einer Weise, die selbst die huldvollste Ablehnung Seiner Hoheit unmöglich mache. Diese höchst wichtige, bis dahin noch ganz unbekanntene Neuigkeit interessirte sämmtliche Anwesenden, mit Ausnahme Reinholds, aufs Höchste, und die lebhafteste Unterhaltung, die sich nun entspann, gewährte ihm vollkommen Zeit, seine Vorbereitungen zu treffen und dabei sein Modell zu studiren.

Es war in der That ein sehr schönes Mädchen, in der ganzen ersten Frische der Jugend, vielleicht achtzehn Jahre alt, aber bereits voll entwickelt. Ein volles, rundes, von Gesundheit strahlendes Gesicht, die Augen groß, vom schönsten Blau, das blonde Haar reich und in kunstvoller Frisur um den Kopf geordnet. Ein weißes Sommerkleid umschloß die mittelgroße Gestalt. Das Ideal einer Landeshöflichkeit, — Rubens hätte sie nicht blühender wünschen können. Die weichen Linien ihres Gesichtes zeigten sich um so deutlicher, je mehr das Roth der Verwirrung von ihren Wangen gewichen war und sie bei dem Gepolter der Eltern mit dem Adjutanten ihre Unbefangenheit wieder fand.

Reinhold hatte unterdessen schnell eine gewaltige Masse Thon um den eisernen Stift auf der Scheibe des Modellstuhles gruppiert und arbeitete mit den Händen und dem Modellholz daran herum. Die Manschetten hatte er weit zurückgeschlagen; er war jetzt ganz bei der



Sache und kümmerte sich scheinbar gar nicht um seine Umgebung. Der Ausdruck seines Gesichtes war ernst, der des festgeschlossenen Mundes sogar herb. In unglaublich kurzer Zeit nahm der unförmliche Klumpen Thon unter seinen Händen eine erkennbare Gestalt an. Das war die Stirn; hier erkannte man bereits die Form des Ohres, das aufstrebende Haar; hier sollte der Hals ansetzen; diese Eindrücke bedeuteten die Falten der Krage und Krausen, diese Striche die Falten des Kleides; — und das ging so wunderbar schnell mit den Fingern und dem Modellirholz, daß man an Zauberei denken konnte. Um sein Modell kümmerte er sich fast gar nicht, sondern warf nur zuweilen einen Blick hinüber. Immer umfänglicher plauderte der Rentmeister und seine Frau mit dem Adjutanten; auch die Tochter gab ihr Wörtchen dazu. Ein Alp schien der braven Familie von der Brust genommen zu sein. Selbst der Rentmeister thaute auf. Selbstverständlich blickten sie alle zu dem Bildhauer hinüber, der ganz mit seiner Arbeit beschäftigt schien.

Das war bereits ein Kopf, ein Frauenkopf, der sich da aus dem Thon gebildet hatte. Und nun zog Reinhold den großen Taster-Zirkel aus der Tasche und trat zu Marie Ebers heran. „Wenn ich jetzt bitten dürfte, mein gnädiges Fräulein, — nur einige Augenblicke Ruhe!“

Wieder erröthete das junge Mädchen. Zwar berührten sie nicht die Finger des fremden Mannes; nur der Zirkel streifte ihre Stirn, ihre Wangen, ihren Hals, — aber es mochte ihr doch eigen zu Ruche sein unter dem prüfenden, aufmerksamen Blicke des Künstlers. Die Unterhaltung stockte jetzt auch; Alle sahen Reinhold zu, der bald den Zirkel an den Kopf und das Gesicht des jungen Mädchens legte, bald zu seinem Thone trat, daran arbeitete, wegnahm, hinzusetzte, das Modellirholz mit dem Schwamm reinigte, und dessen Wangen sich allmählig in der Hitze der Arbeit rötheten, bis er endlich mit einem tiefen Athemzuge zurücktrat, die Finger in das Waschbecken tauchte und mit einer Verbeugung zu Marie sagte: „Nun wollen wir eine kleine Pause machen, mein werthes Fräulein!“

„Bravo! Und ein Glas Wein trinken!“ rief der Rentmeister, der ganz umgewandelt zu sein schien. „Hätte wahrhaftig nicht geglaubt, daß das Alles so glatt und einfach zugeht. Und — ist es möglich? Luise, ich bitte Dich! Herr Adjutant, sehen Sie, — kann man nicht schon jetzt das Kind erkennen?“

„Das wäre doch wohl zu früh!“ sagte Reinhold mit einem matten Lächeln und setzte sich, etwas abgespannt, wie es schien, auf einen Stuhl. „Die allgemeinen Umrisse sind wohl vorhanden, aber das Leben, — das feinere Leben! Der Charakter muß erst noch hinein.“

„Sollte man es glauben,“ rief der Rentmeister, der nach der Uhr gesehen, „daß anderthalb Stunden verfloßen sind? Nein, es ist wirklich nicht möglich! Das ist ja wie Zauberei! Herr Geiger, — er trat auf Reinhold zu und bot ihm die Hand, — „verzeihen Sie mir! Erst heute, da ich sehe, wie herrlich Sie das Alles zu schaffen wissen, bitte ich Sie wirklich und von Herzen um Entschuldigung wegen meiner thörichten Zurückweisung. Ich gestehe es offen, — ich verstand es nicht besser! Also Verzeihung! Und stoßen Sie mit mir an, — ich bitte darum!“

Reinhold schüttelte die ihm gereichte Hand und erhob sich, um mit Allen anzustößen. Aber seltsam! Es war nicht die alte Freundigkeit, dieses künstlerisch froh in sich Genügliame auf seinem Gesicht. Es war, als ob ihn irgend etwas schmerzte, als ob er ein körperliches Leiden zu bekämpfen, zu unterdrücken habe. Nur der Adjutant mochte dies bemerken, denn er blickte aufmerksam auf seinen Freund, Marie, — die nun auch die letzte Spur von Scheu verloren hatte, um so mehr aber die hohe Auszeichnung zu fühlen schien, die ihr widerfahren, — plauderte lustig und schien sich nicht satt sehen zu können an ihrem noch unvollendeten Thon-Counterfei. Zuweilen warf sie einen Blick durch die Thür zum Nebenzimmer, die weit offen geblieben war. Dort an einem Fenster saß ein junger Mann in Forstmanns-Kleidung, blaß, den durchdringenden Blick unablässig auf Marie gerichtet. Auch von den Diensthöfen war ab und zu einer in dem Nebenzimmer erschienen, hatte mit scheuer Reugier eine Minute durch die Thür geguckt und war dann wieder verschwunden.

Mehr noch als die Tochter strahlte die Frau Rentmeister in ihrem mütterlichen Stolz. Ihre Tochter als Vorbild für das Werk eines berühmten Bildhauers, das in einer königlichen Residenz aufgestellt werden sollte; — wie war es nur möglich gewesen, eine solche Auszeichnung zurückzuweisen, sich dazu förmlich erst zwingen zu lassen! Nun, sie sah wenigstens mit Genugthuung, daß ihr Mann jetzt seinen Fehler begriff und gut zu machen suchte, denn er war die Zuverlässigkeit selbst gegen den Bildhauer. Und welch ein prächtiger Mensch war das! So artig, so ruhig, so still! Fast zu still, gar nicht der Sausewind, den man in ihm vermuthet, der Bruder Lumpaci, als den ihn der Rentmeister im vertrauten Familienkreise bezeichnet hatte. Hm, wenn Marie

nicht schon so gut wie versprochen wäre, oder wenn das Verhältniß mit Georg Meißner sich sogar löste, — man konnte nicht wissen! Der junge Bildhauer mußte doch ein ganz besonderes Interesse an der Tochter nehmen! Berühmter Künstler, — Protection des Herzogs, des Königs, — wohin fliegen nicht die Gedanken einer Mutter, wenn ein Gläschen alten guten Rheinweines ihnen die Schwingen höher und höher hebt!

Auch Fräulein Marie hatte mehrmals aus dem Glase genippt, in dem des Vaters bester Rheinwein perlte, und insofern dessen die ganze Frische und Munterkeit ihres Wesens wieder erlangt. Reinholds Züge hatten sich ebenfalls aufgelockert, und als er seine Arbeit wieder begann, bildete die kleine Gesellschaft ein gar lustiges Quintett. Der junge Künstler bat die verehrte Frau Rentmeister, an der Frisur des Fräuleins einige kleine Aenderungen vorzunehmen, auch die allerliebste Krause, die den runden, wohlgeformten Hals gar zu eng umspannte, etwas mehr herabzurücken, — Bitten, denen Mutter und Tochter sofort entsprachen, wobei die Letztere anmuthig erröthete.

Der Rentmeister und der Adjutant waren plötzlich in ein sehr lebhaftes Gespräch über einen Rechtsstreit gerathen, den die herzogliche Kammer mit einer benachbarten Gemeinde führte. Reinhold gewann dadurch Spielraum, sich ganz seiner Aufgabe zu widmen; die Frau Rentmeister sah mit stillem Lächeln vor sich hin, und nur Einer blickte recht trüb und bleich darin, — der junge Forstmann, der noch immer regungslos im Nebenzimmer saß und wohl in seinem Innersten schmerzlich erwägen mochte, ob diese strahlende Heiterkeit „seiner Marie“, die sich vorher so hartnäckig gegen die „abscheulichen“ Pläne des Bildhauers gewehrt, nichts sei, als der Wiederkehr der natürlichen und verzeihlichen Befriedigung eines geistreichsten jungen Mädchens, oder ob sich bereits mehr in ihrem Busen regte für den stillen, jetzt von Allen so ausgezeichneten Künstler!

Allen verließ die Zeit traumhaft schnell, und als Reinhold endlich das Modellirholz bei Seite legte und sagte: „Für heute will ich die Herrschaften nicht mehr bemühen; aber wenn ich morgen, so lange der Thon noch feucht ist, um ein Stündchen bitten dürfte, —“ da rief der Rentmeister, der dem Glase wieder zugegriffen hatte, und dessen runde Wangen glühten wie zwei Paeonien: „Er, ist es möglich? Schon zwei Uhr! Nun, für heute muß ich die Herren leider ohne eine kleine Collation entlassen; wir waren darauf nicht eingekalkülirt. Aber morgen darf ich Sie wohl ersuchen, meine Gäste zu sein! Sehr einfach, ländlich, — wie es meine Alte herzurichten versteht!“

Es wurde festgesetzt, daß der Bildhauer und der Herr Adjutant um elf Uhr kommen sollten; Reinhold sollte dann bis ein Uhr arbeiten, darauf Herr von Rheinold ihn ein Stündchen durch das Schloß führen, und nach zwei Uhr sollte zu Mittag gegessen werden. Nachdem der Rentmeister noch das feste Versprechen gegeben, daß er das „Atelier“, wie es scherzhaft genannt wurde, eigenhändig verschließen und Niemandem den Eintritt gestatten werde, trennten sich die Herrschaften unter allgemeinem Händeschütteln, und Rheineck wanderte mit Geiger den Schloßberg hinab.

Der junge Künstler hatte, wie er dies gern that, seinen Arm leicht unter den des Adjutanten geschoben, sprach nicht, sah still vor sich hin und schüttelte nur zuweilen in eigenthümlicher Weise den Kopf.

„Ich glaube, Sie haben eine Eroberung gemacht, lieber Geiger,“ sagte Rheineck lächelnd. „Den Brummbar von Rentmeister haben Sie entschieden gewonnen, — die Mutter, das versteht sich von selbst, — und die Tochter? Nun, es läme auf Sie an! Wissen Sie, daß das junge Mädchen keine üble Partie ist? Ebers gilt für einen wohlhabenden Mann; er stammt aus einer begüterten Familie, hat geerbt, die Frau hat ihm ein hübsches Vermögen zugebracht, und was braucht er hier von seinem ansehnlichen Gehalt, wo ihm Alles zuwächst oder frei in's Haus geliefert wird? Man taxirt ihn so hoch, daß ich die Summe gar nicht zu nennen wage. Und ein hübsches Mädchen ist es doch auch; das müssen Sie ja jetzt am besten wissen! Freilich, der arme Meißner thäte mir dann leid! Ich hätte heute nicht in der Haut des armen Jungen stecken mögen, der im Nebenzimmer saß und wahrscheinlich mit seinem Herrgott und mit seiner Göttin haderte.“

„Das ist der Bräutigam von Fräulein Ebers?“ gab Reinhold zurück; seine Gedanken waren offenbar anderswo.

„Bräutigam? Ja, so weit ist es eben noch nicht“, antwortete Rheineck. „Wäre das entscheidende Wort gesprochen, so wäre die Familie ehrenhaft genug, daran festzuhalten. Meißner, ein Pfarrerssohn aus den Bergen oben, ist ein Jugendfreund des Mädchens; die Familien sind mit einander innig befreundet oder sogar verwandt, genug, es gilt allgemein als ausgemacht, daß er Marie Ebers heirathen wird, sobald er seine Anstellung als Oberförster erhält, was spätestens in zwei Jahren stattfinden muß. Er ist ein Brachtmensch, mir der liebste von allen jungen Leuten hier, seine Familie ein wahres

Muster einer einfachen, dabei aber hochgebildeten, in der ganzen Gegend verehrten Pfarrersfamilie. Wahrhaftig, es würde mir leid thun! Ich traue es der Marie zu, daß ihr die Aussicht, in glänzende Berliner Künstlerkreise zu gelangen, das Köpchen ein wenig verdrängen könnte!“

„Meinen Sie?“ fragte Reinhold mechanisch, mit seinen Gedanken ganz in der Ferne. „In der That, ein hübsches Mädchen, so frisch, ganz wie eine Rheinländerin. Es ist mir ordentlich, wie in der Heimath, gemüthlich dort oben geworden! Wenn ich eine Pomona, eine Flora, eine Nymphe des Herbstes zu arbeiten hätte, — wahrhaftig, welch ein famoses Modell! Aber eine Braut . . .“ Er stand still, legte beide Arme auf die Schultern des Adjutanten und näherte seinen Mund dem Ohre desselben. „Aber eine Braut ist es nicht!“ flüsterte er. „Sagen Sie es nicht weiter, lieber Rheineck, — es mag für's Erste noch unter uns bleiben! — Marie Ebers ist gar nicht das junge Mädchen, das ich unten in Suderode gesehen habe!“

(Schluß in nächster Nummer.)

Kaßdruck verboten.

Prinz Georg von Preußen.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, nach einer Photographie vom Hof-Photographen Löwensohn in Berlin, Seite 337.

Vor ungefähr zwei Decennien wurde zum ersten Male in Berlin der Dichter „G. Conrad“ öffentlich genannt, und zwar von vorn herein mit jener Auszeichnung, wie sie sich nur der echte, berufene Poet erringt. Gleich auf das schwierigste Gebiet der Dichtkunst, das dramatische, hatte er sich gewagt, und mit Stauden sah man, mit welcher Sicherheit der „Neuling“ auf diesem Felde sich bewegte, wie Frucht auf Frucht in immer schönerer Reife von seiner Muse gezeitigt ward. Gern hätte man Näheres erfahren über die persönlichen Verhältnisse des Dichters, aber es verging einige Zeit, bis es allgemein bekannt ward, daß unter dem bescheidenen Namen „G. Conrad“ sich ein Prinz von königlichem Geblüte



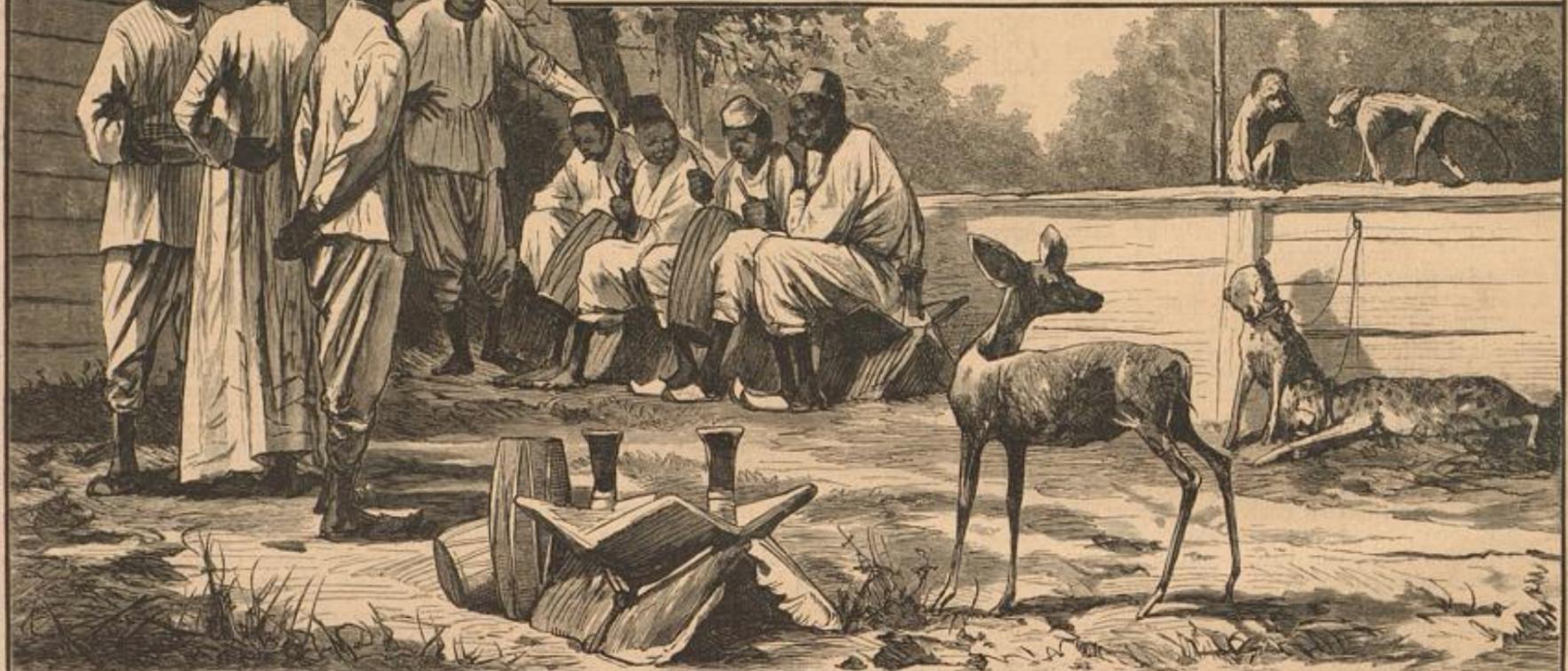
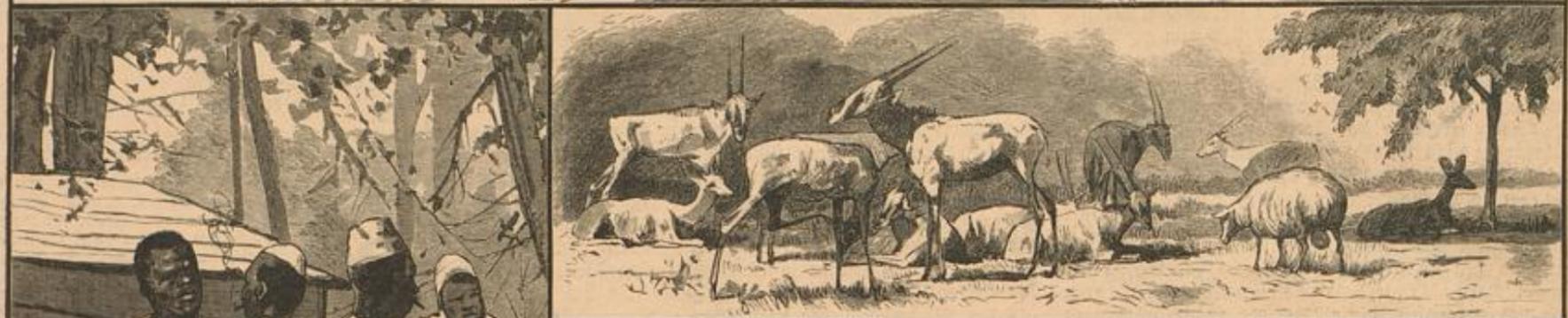
verbar, ein Sproß des Hohenzollern-Hauses, Prinz Georg von Preußen. Wohl war der Prinz bekannt als Freund der Künste, wohl wußte man, daß seinem Ohre der sanft tönende Reigen der Musen schöner Klang, als das klirrende Waffenpiel, aber ihn nun in der Reihe der schaffenden Künstler zu wissen, das wirkte überraschend. Und doch durfte, wer den Lebensgang des Prinzen genauer kannte, sich nicht bestremdet fühlen; hatten doch schon über seinen Knaben- und Jünglingsjahre die günstigsten Constellationen der Geistesentwicklung gewaltet.

Prinz Georg von Preußen wurde am 12. Februar 1826 in Düsseldorf geboren, wo sein Vater, der ritterliche Prinz Friedrich, damals Hof hielt und als fürstlicher Mäcen sich für die eben erblühte Malerschule, sowie für Theater und Musik, die unter Zimmermann's und Mendelssohn's Leitung standen, lebhaft interessirte. Der junge Prinz erlangte in diesem genialen Hofleben eine frühzeitige Geistesreife. Er wirkte schon als Knabe bei dramatischen Aufführungen mit, machte Verse und versuchte sich früh in dramatischen Arbeiten. Zugleich bewies er eine lebhafteste Sympathie für Musik; durch den Unterricht der bekannten Componistin Johanna Kinkel brachte er es im Klavierspiel zu wirklicher Virtuosität. Auch im Gesange zeichnete er sich aus, mußte jedoch wegen eines Halsleidens die Uebung desselben aufgeben und Heilung in Italien suchen. Dort brachte er unter der Obhut seiner Tante, der Kaiserin Charlotte von Rußland, geborenen Prinzessin von Preußen, längere Zeit zu und gab sich mit ganzer Seele den poetischen Eindrücken dieses Zauberlandes hin. Auch in Spanien und Frankreich verweilte er als studirender Tourist und beförderte dadurch seine schöpferische Richtung. In Paris lernte er die berühmte Rachel kennen, durch welche er wohl zuerst zum dramatischen Schaffen angeregt worden ist. Später hat der Dichter Gustav zu Putz ebenfalls Einfluß auf dasselbe ausgeübt, indem er es veranlaßte, daß „Phädra“ auf dem Hoftheater in Schwerin dargestellt wurde.

Ohne eine kritische Abhandlung zu versuchen, wollen wir nur zur Orientirung eine kurze Charakteristik der verschiedenen Dichtungen des fürstlichen Autors geben; sie liegen in einer stattlichen Reihe von Bänden vor, die in Berlin bei Stuhr, neuerdings bei Stricker, erschienen sind.

„Phädra“, das schon oben genannte Drama, ist durchaus abweichend von den klassischen Vorbildern behandelt; weder Euripides noch Racine haben dem Dichter vorgeschwebt. Seine Phädra ist eigentlich der ganze Mythos in dramatischer Form: die liebliche Ariadne, die an der Liebe und Undankbarkeit des Theseus zu Grunde geht und auf Naxos von dem Götterjüngling Bacchus getränkt wird, während Phädra mit dem treulosen Theseus entflieht, bildet den ersten Theil der Tragödie. Jedoch enthält derselbe auch die regelrechte Exposition: Phädra ladet eine Doppelschuld auf sich durch den Verrath an Ariadne und an Minos. Der Fluch des Vaters und der Schwester folgt ihr und fordert Sühne durch die tragische Wendung ihres Schicksals. Als griechische Fürstin, als Gattin des Theseus hochgeehrt, zieht sie in den Glanz des Glückes und der Schönheit in Athen ein. Hier wird sie von heißer Leidenschaft für ihren Stiefsohn Hippolyt ergriffen. Der schöne, unschuldige Jüngling, von edler Liebe für seine Braut Arcticia entflammt, „die weiße Lilie“ aus dem unglücklichen Königsstamme der Pallantiden, scheint unahbar zu sein. Aber die Sonnenfunken aus der Seele Phädra's fallen zündend in

(Fortsetzung auf Seite 346.)



Hagenbeck's Somali-Karawane. Von Carl Ridel. — Siehe Seite 348.

Kunstgewerbliches.

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geleglich geschätzt sind

ENTW. PAUL C. QUAPP

Neue Wandlungen im Kunstglase. — Als vor zwei bis drei Decennien die künstlerischen Reformen in der Glas-Industrie begannen, da geschah es insbesondere nach zwei Richtungen, deren jede der Landes-Tradition gemäß war. Die Venezianer nahmen die zierlichen, aus der Hand gebildeten Formen ihres leichten, geblasenen Glases wieder auf und verbanden damit die mannigfache, bunte Zier-Technik ihrer Vorgänger aus dem Zeitalter der Renaissance. Nordwärts der Alpen, — England machte den Anfang, — wurde dagegen das schwere, aber absolut klare, wasserhelle Kry stallglas einer



Römer

in Kry stall. Nach eigenem Entwurf ausgeführt von Moritz Wengel, Kgl. Hof-Schleifereanten in Breslau. Höhe 17 Cent. Durchmesser am oberen Rande 7 Cent.

verfeinerten künstlerischen Behandlung unterzogen, einerseits, indem man die Formen der Gefäße reicher gliederte und in edleren Linien und Verhältnissen gestaltete, andererseits, indem man auf die Eigenschaften des Materials neue Verzierungsweisen gründete. Und zwar waren diese zweifach. Einmal benutzte man die Transparenz, Spiegelung und farbige Strahlenbrechung des Kry stallglases zu gesteigerten Effecten, indem man durch Schleifung oder Preßung und Politur die Oberfläche der Gefäße wie mit einem Felde von Brillanten überzog; zum Andern nahm man die alte Ornamentations-Weise der Gefäße aus dichtem Berg-Kry stall, welcher im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert das böhmische Kry stallglas gefolgt war, wieder auf, nämlich eingeschliffene oder eingravierte Zierde von Ornamenten, Figuren u. s. w. Es ist bekannt, wie aus beiden Methoden, zumal aber aus der letzteren, eine wahrhaft edle Glaskunst von durch-

aus modernem Charakter wieder erblüht ist.

Bei dieser Reform hatte aber das farbige oder gefärbte Glas, — wir meinen die bunten, überfangenen und ausgeschliffenen oder bemalten Gläser, wie sie insbesondere für die böhmische Fabrikation des neunzehnten Jahrhunderts charakteristisch gewesen, — noch lange seine gewöhnliche, gemeinpopuläre Art behalten. Selbst die grünen, bunt bemalten Gläser, nach sogenannten alidentischer Art, hatten ihre grellen und harten Farben, welche sie so unvortheilhaft von ihren alten Vorbildern unterscheiden, nicht ablegen können. Da schlug auch für dieses Genre die Stunde. Warum auch hätte es sich nicht sollen veredeln lassen?

Ludwig Kohnmeyer, der in Oesterreich zuerst diese Reform veranlaßte, ging zunächst von der Absicht aus, dem gefärbten Kry stallglase, noch ohne alle Rücksicht auf Verzierung, wieder edlere Form zu geben und es dadurch zu einer auch in der vornehmeren und geschmackvolleren Wohnung geduldeten Zierde zu machen. Als dann bedachte er auch die Ornamentik in gar mannigfacher Weise, wozu er die Motive der Kunst verschiedener Zeiten und Völker entlehnte und sie so zu sagen glasgerecht machte. Als das Gelungenste unter allen diesen, in großem Maß-



Photographie-Rahmen

in Bronze. Ausgeführt für das Magazin für Berliner Kunstgewerbe (H. Borchwald) in Berlin. Ein Viertel natürlicher Größe.

stabe gemachten und meistens auch von Erfolg begleiteten Versuchen müssen die Glasgefäße nach altorientalischer, d. h. mohamedanisch-orientalischer Art betrachtet werden, ein decorativ überaus glänzendes und doch künstlerisches Genre.

Kohnmeyer fand auch hierin Nachahmung, aber vielleicht nicht so, wie man hätte erwarten sollen. Die Tendenz aller dieser Arbeiten und Versuche ging dahin, edle, reine Form mit reicher Decoration und der glänzenden Wirkung des gefärbten Kry stallglases zu einem harmonischen Ganzen zu vereinen. Diese Tendenz setzt aber Verständniß, Geschmack und künstlerische Kräfte voraus, die nicht überall zu haben sind.

So hat sich dem gegenüber ein neues Genre künstlerischen Glases gebildet und ist rasch zu großer Verbreitung gelangt, das, man kann sagen, gerade den entgegengesetzten Standpunkt einnimmt, indem es jede eigentliche Formbildung verschmätzt und rein auf die wundervolle, unerreichte Farbenwirkung ausgeht, wie sie nur das Kry stallglas zu gewähren vermag. So war es wenigstens im Anfang. Man



Rheinweinglas

mit hellpolierter Gravirung. Nach dem Entwurf des Vauvotbes Heyden in Berlin ausgeführt von Moritz Wengel, Kgl. Hof-Schleifereanten in Breslau. Höhe 14,7 Cent. Durchmesser am oberen Rande 7,1 Cent.

könnte es das geflossene Glas nennen; es formt sich, wie es glühend und zäh aus dem Ofen kommt, man möchte sagen, nach Willkür und Laune des Arbeiters. Dick in der Masse, kümmer es sich offenbar gar nicht um Schönheit des Contours, um Schwung der Linien, um Profilierung und Verhältniß der Theile. Diese Töpfe, Blumengefäße, korbartigen Gebilde, Vasen oder flacons, oder was sie sonst vorstellen, glänzen ganz allein durch das leuchtende Feuer ihrer glühenden Farben, welche die Transparenz der kry stallreinen Masse, die spiegelnde Oberfläche zur höchsten Wirkung potenziren. Es läßt sich schwerlich etwas an Farben-Effecten mit dem dunkelglühenden Roth, mit dem tiefen und satten Blau, mit dem brillantesten Goldgelb oder dem amethystenen Violett dieser Gefäße vergleichen, —

Farben, denen man wohl noch einen Contrast hinzufügte, indem man Glas von anderer Farbe als zähe Masse zu Bändern anzog und diese, wiederum ganz willkürlich und formlos, um das Gefäß herumlegte. Man ließ oder läßt auch die Farbe von oben, vom Rande des Gefäßes her, nach unten ans tiefster Gluth in das weiße, klare Kry stall verlaufen.

Ohne Zweifel haben diese Glasgefäße, da ja die Farbe ein ureigenes Kunst-Element für das Glas ist, so wie sie geschildert worden, ihre volle Berechtigung. Sie sind echt glasgerecht, der Technik entsprechend und geben mit durchfallenden Lichte Farben-Effecte, wie sie bei einem anderen Material gar nicht erreichbar sind. Aber die Industrie ist nicht dabei stehen geblieben. Sie hat die Gefäße aus dem gleichen gefärbten Material mit Nachbildungen

von Früchten, z. B. von Erdbeeren, Trauben, Pfäumen, umlegt und dadurch neben dem Farben-Effect noch ein anderes künstlerisches Ziel, die Natur-Nachahmung, angestrebt. Auch dagegen wäre nicht viel zu sagen gewesen, sobald der Farben-Effect gewahrt worden wäre. Doch sind diese Früchte allzu plump und massig aufgetreten und haben in der That jenen Farbenreiz geschädigt.

Man ist nun aber



Krüge, Karaffen und Gläser u.

aus hellgrünem oder hellbraunem Glase, mit Fleckwerk oder Gebirgen in Emailfarbe. Nach eigenem Entwurf ausgeführt von J. und E. Kohnmeyer in Wien. Höhe von 5 bis 26 Cent.

noch weiter gegangen. Verkehrt ist es, wenn man bei diesem Genre, wie es geschieht, eine Farbe mit der anderen so überfängt, daß das Glas dadurch undurchsichtig wird; man braucht sich damit des belebenden Factors, des durchfallenden Lichtes. Aber noch weit schlimmer ist es, wenn man Malereien mit dunklen Farben auf diesem transparenten Glase anbringt, und das ist leider, wie es scheint, heute die ganz bevorzugte Ornamentation geworden. Blumen, Laubgewinde, bunte Vögel, Schiffe und Laubpflanzen, Jagdthiere, figürliche Scenen, Portraits, das ganze Genre der Malereien, das bisher auf dem undurchsichtigen Beinglase sich breit machte, ist nun auf diese dunkelglänzenden, rothen, grünen, blauen, goldgelben Glasgefäße übertragen und klebt auf ihnen wie in dicken, pastösen Delfarben. Natürlich stören sich beide Effecte: die Malerei findet keinen ruhigen, festen Grund, von dem sie sich abhebt, und die Gluth des farbigen Glases kommt nicht zur Wirkung, weil sie durch die undurchsichtige Malerei gebrochen ist.

Wie sehr diese in sich verkehrte Art heute schon sich ausgedehnt hat, das zeigt die Wiener Auslage einer großen und berühmten Glasfabrik, die davon fast ausnahmslos gefüllt ist. Hunderte von Gegenständen darinnen nur dasselbe Kunst-Klotz, als ob die Bestrebungen der letzten zwanzig Jahre spurlos vorüber gegangen wären. Auch diese Art wird wohl wieder ihr Ende finden.

Jakob von Falke.

(Fortsetzung von Seite 343.)

sein Herz. Der Dichter hat die verbrecherische Liebesgluth des schönen Weibes durch den Hinweis auf die Abstammung von dem Sonnengotte, wenn nicht zu entschuldigen, so doch zu erklären versucht. Als Phädra im Wahnsinn der Begeisterung, die goldene Lyra im Arme, ihre Liebe in einem Jubelhymnus anspricht, sinkt Hippolyt überwältigt vor ihr nieder und ist einen Augenblick beraubt von ihrer übernatürlichen Schönheit.

Diese Phädra ist ein Gebilde voll antiker Elemente; sie stürmt den Himmel in der Ueberkraft ihrer Empfindungen, und erst der gewaltsame Tod des Geliebten, vom Vatersfluche herbeigeführt, vermag ihre Liebesgluth zu löschen. Sie nimmt Gift und sticht auf den Hofen, die Hippolyt's Hochzeitsfest schmückten, indem sie die Süßigkeit des Todes preist, der sie mit dem Geliebten vereint.

„Don Sylvio“, Trauerspiel in drei Acten, ist ein psychologisch Problem. Es trägt das tief sinnige Motto von Richter: „Wie man von Wiedererwachten erzählt, daß sie eine nicht zu fühlende Sehnsucht zurückbehalten nach der seligen Ruhe des Geistesreiches, dessen Schwelle sie berührt.“ — und aus einer Stelle von Kahl's Briefen: „Im wahren, festen Schlafe geht die Seele nach Hause, um sich zu stärken für die Welt; sie hielte es sonst nicht in ihr aus; es ist ihr gleichsam versprochen, sich in Gottes See zu baden.“ Die Geheimnisse von Schlaf und Tod, in Beziehung auf das menschliche Gemüth, bilden den Schwerpunkt dieses erschütternden Dramas.

„Die Marquise von Brindilliers“, Trauerspiel in fünf Aufzügen, ist die Tragödie des Verbrechens, aus den schwärzesten Blättern der Geschichte des französischen Gesellschaftslebens entnommen. Diese Marquise und ihre Helfershelferin, Katharina Boissin, haben das verächtliche „Erbchaftspulver“ erfunden und den heimlichen Giftmord in alle Klaffen der Bevölkerung eingeführt. Bis zu den Stufen des Thrones wagte sich das Schredgespenst; die Herzogin von Orleans, die schöne Henriette, wurde von ihm erwürgt und auch die Geliebte des Königs, Herzogin von Fontanges.

In „Elektra“, Schauspiel in einem Aufzuge, wendet sich der Dichter wieder einem antiken Stoffe zu. Anknüpfend an die „Iphigenie“ von Goethe, versucht er eine Apotheose der Elektra, ihrer Schwester. Der Adel, den die Liebe eines reinen Frauenherzens zu verleihen vermag, wird in diesem Schauspiel, dessen Verse vielfach an Goethe's Sprachzauber erinnern, gefeiert.

Als „phantastische“ Tragödie bezeichnet der Verfasser „Jolanthe“, Trauerspiel in drei Aufzügen, mit einem Vorspiel „Der Wiffenrad“. Es ist eigentlich eine dramatisirte Volkssage. Jolanthe ist eine idealisirte Libussa, in deren freie Liebe sich tiefer Männerdampf mischt. Die culturhistorische Färbung wird durch böhmische Landschaftsbilder und Volkslieder erzielt. Musik und Poesie sind in diesem Stücke so eng verknüpft, daß es ohne eine opernartige Darstellung nicht gut auf die Bühne gebracht werden kann.

„Rudel und Melisande“, ein romantisches Trauerspiel in fünf Aufzügen, hat den Frauencultus der ritterlichen Troubadours, deren Liebe oft einem Traumbilde galt, zum Vorbild. Sie erhoben die Frau auf den Altar des Herzens und schmückten sie mit üppigen Phantasien aus. — „Der Alexanderzug“, phantastisches Trauerspiel in drei Aufzügen, entrollt sich wie ein antikes Kriesbild in großen Dimensionen. Der eiserne Schritt der Geschichte dreht in jeder Scene. Alexander steht auf der Höhe seiner Macht nach seinem Siegeszuge; Königinnen liegen ihm zu Füßen, und zum bacchantischen Tummel des Festes leuchten brennende Paläste.

„In den Sieg, in den Tod, durch Babylon's Pracht,
Nur weiter, nur weiter gedrungen!
Wir dransen vorüber mit Sturmesmacht:
Unvergänglich' Ruhm ist errungen!“

So singt die wilde Schönheit Thais, die dem Eroberer auf seinem Siegeszuge gefolgt ist, um Rosen in seine Lorbeern zu flechten. In Indien wendet sich das Kriegsglück; Alexander vermag nicht mehr, seine Macedonier mit sich fortzureißen. In der erhabenen Stille und träumerischen Weltverlorenheit des Sonnenlandes wird sein kriegerisches Drängen zu machtlosem Ungeflüm, zu ohnmächtiger Majerei. Er tödtet den Freund und verliert die Geliebte; Thais wird zu der geheimnißvollen Lehre von der Weltseele bekehrt. Im Blumenleben einer reinen Liebe erkennt sie dieselbe und stirbt mit Sonne auf dem Scheiterhaufen, der den Körper ihres neuen Herzensherrschers, des indischen Fürsten Ananda, verzehrt hat. Eine rothglühende Lotusblume, eine „Klammenseele“, nennt der Dichter diese reizvolle Frauengestalt.

„Urtlen“, Trauerspiel in drei Aufzügen, führt uns in der lebensvollen Form des Dramas die holde des Abenlandes vor: die Lutley, die durch ihre silberhellen Lieder die frommen Ritter der Kreuzzüge bekehrte. Bei großer Einfachheit, wie sie der Legende entspricht, hat der Dichter doch spannende Situationen und tragische Conflicte in dieser Dichtung entwickelt.

Es folgen zwei antike Frauengestalten der Sage und Geschichte, zunächst „Medea“, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Die Medea des Alterthums mit dem Drachenzug und dem ver-

gifteten Brautgewande erscheint hier in ihrer ganzen typischen Gestalt, übermenschlich im Haffe, wie in der Liebe. „Medea“ ist ein Trauerspiel in einem Aufzuge. Die berühmte Königin des Märchenlandes Aegypten, deren Schönheitszauber die stolze Männerherzen besiegte, versuchte es auch, den kalten Augustus sich zu unterwerfen. Er bleibt scheinbar ungerührt. Sie glaubt sich verfehmt; beleidigt in ihrem weiblichen Gefühl, gedemüthigt bis zum Schmerz, kommt sie sich wie eine Purpurblume vor, die in den Staub geworfen wurde. Das Gift der Biber erscheint ihr wie Balsam, und mit Wonne sucht sie den Tod.

„Alexandros“ ist ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Das tragische Element in der Geschichte Alexanders des Großen ist so reich, daß außer seinem Siegeszuge noch Ueberfluß an Stoff zu einer Tragödie vorhanden ist. Wenn die Hand eines echten Dichters sich desselben bemächtigt, muß die Wirkung eine große sein. Die altklassische Regel über die Einheit des Ortes hat allerdings nicht aufrecht erhalten werden können; aber die poetische Einheit der Idee und Handlung, nach der Lehre des Aristoteles viel wichtiger, kommt in „Alexandros“ vollkommen zur Geltung. Das glanzvolle Ziel, welches er sich in Jugendkraft und Thatendrang gesteckt hat, die Gründung eines Weltreiches unter der Herrschaft des hellenischen Geistes, läßt der Dichter vor unseren Augen aufleuchten und erlöschen, wie die Sonne, wenn sie auf- und untergeht. In der That bringt diese großartige Tragödie so mächtige Wirkungen hervor, wie ein Naturereigniß.

Einer interessanten geschichtlichen Spbing-Gestalt begegnen wir in der Tragödie „Königin Christine von Schweden.“ Der Gegenstand hat bereits mehrfach die Bühnendichter angelockt. Christines Leben war eigentlich ein fertiges Trauerspiel. Eine kaum zwanzigjährige Königin, die eine Krone aufsieht, um ihren Phantasiegebilden nachzugehen und um hohen Preis Ansehen zu erregen, dabei aber sich soweit verirrt, daß sie schließlich sogar zur Mörderin wird, — das ist ein echt tragischer Stoff. Denselben vollständig auszunutzen, ist bisher, trotz der vielen Versuche, nicht gelungen; es war also durchaus berechtigt, noch einmal Christine auf die Bühne zu bringen. In der neuen Auffassung wird ihre Erscheinung sympathischer, verständlicher und rührender dargestellt; doch bleibt die historische Wahrheit unverrückt bestehen.

„Urbide von Monte-Salerno“ wurde in Meiningen aufgeführt, wo die abgerundete Darstellung und die Pracht der Decorationen mitwirkten, um einen glänzenden Erfolg zu erzielen. Das Stück erscheint wie ein originelles Problem, welches, trotz einzelner Schönheiten, nicht völlig gelöst ist. Ein weiblicher Don Juan, wie es die Titelfeldin gewissermaßen ist, kann durch keinen Läuterungsprozeß der Liebe entlehnt werden, wenn auch noch so viel poetische Kraft dazu verwendet wird.

„Bianca Capello“ hat sich als ein sehr reizvolles, spannendes Drama bewiesen, als es in Berlin zur Darstellung kam. „Katharina von Medici“ ist ebenfalls schon vor den Lampen erschienen, bevor der Druck stattfand. Die Eigenart des Verfassers, historische Stoffe zu behandeln, tritt in dieser Tragödie besonders deutlich hervor; er entwirft stets streng gezeichnete Charakterbilder und gestaltet sich niemals eine romantisirende Antrene gegen die Geschichte, wie sie bei den modernen Poeten oft zu finden ist. — „Ferrara“, eine Fortsetzung des „Tasso“, dem Goethe keinen Schluß verliehen hat, ist leider noch nicht zur Aufführung gelangt. Die Weiße der Tragik liegt in dem Stoffe, und sie gestaltet sich unter der Hand eines so begeisterten Dichters zu einem wahrhaft poetischen Kimbus.

„Esther“ heißt das neueste gedruckte Drama; es erregte besonderes Aufsehen dadurch, daß es in französischer Sprache geschrieben ist und auch im Pariser Leben wurzelt. Das moderne Zustände mit phantastischen Arabesken umgeben sind, erhöht die reizvolle Wirkung des originellen Wertes. — „Rachel“ ist eine Studie, ebenfalls in französischer Sprache verfaßt, welche der Autor gleich seinem Ahnherrn, dem großen Friedrich, mit Vorliebe behandelt. Die interessante Charakteristik der berühmten Tragödin gewährt ganz neue Aufschlüsse über ihre Entwicklungsgeschichte. Auch zwei Lustspiele und eine Novelle, „Vergil's Blätter“, sind im Druck erschienen und können als Beweise für die Vielseitigkeit des Dichters gelten.

Seit Jahren lebt Prinz Georg als poetischer Anachoret, fern dem Weltgerübe, in seinem Palaste in der Wilhelmstraße zu Berlin. Doch ist er eine wohlbekannte Persönlichkeit. Man freut sich immer wieder, wenn man seine hohe Gestalt im einfachen Militär-Paletot auf einsamen Promenaden, oft auch im belebtesten Theile der Weltstadt, erblickt. Sein edles, gedankvolles Gesicht und sein leutseliges Benehmen werden gewiß von Niemand vergessen, der einmal dem Dichter-Prinzen gegenüberstand.

Fr. von Hohenhausen.

Nachdruck verboten.

Bei Metapont.

Von Woldemar Kaden.

Siehe das Bild von Rudolf Schiebold, Seite 340.

Dem mit wüthendem Aderlande bedeckten Boden des einst mächtigen Troja ertönt der späte Seufzer: Nunc seges est, ubi Troja fuit; über die Einöden Groß-Griechenlands, wo einst ein Kranz blühender Städte seinen Glanz verbreitete, klingt es aus dem Munde des Italien-Wanderers: Nunc sunt solitudines! Ja, Wüsten sind sie geworden! . . .

Italien schickt heute seine Schiffe mit dem guten Gelde und den besten Söhnen des Landes an die unwirthlichen Küsten des Nothen Meeres, um mit neuen Ländern neuen Ruhm zu erwerben, und vergißt, daß es diese Länder und diesen Ruhm sicherer und bequemer dabeim, an den Gestaden des tyrrhenischen und jonischen Meeres, erringen könnte, wo ein ganzes Königreich, in den Sümpfen versunken, einem Dornröschen gleich, seit Jahrhunderten schlummert und des erlösenden Wortes wartet, um in alter Pracht, in goldenem Glanze wieder an's Licht zu steigen.

Wer wäre nicht mit bedauerndem Kopfschütteln durch die fast jeder Cultur entbehrenden weiten Flächen Etruriens, Latiums, Lucaniens und Siciliens gefahren? Die römische Campagna, die toskanischen Maremmen, der cumanische Strand, die wüsten, von der Malaria durchseuchten Strandgebiete von Sybaris, Croton, Metapont und Syrakus sind Jedem wenigstens dem Namen nach bekannt; sie sind der Inbegriff von traurigster Verlassenheit und Verödung. Versunken und vergessen ist, was einstmal diesen Namen Glanz und Ansehen in aller Welt verlieh.

Welch schöne, reiche Welt blühte an den italienischen Küsten des jonischen Meeres! Griechische Stämme, vom hellenischen Mutterlande herübergekommen, hatten sie geschaffen und mit Fleiß und Verstand ausgebaut. Es war geliebte, was überall geschicht, wo thatkräftige Colonisten unter halbwillige Völker kommen: die Cultur siegte und machte gute kaufmännische Geschäfte. Macht und Wohlstand wuchsen in den italienischen Colonien bald zu solcher Höhe empor, daß man der Hälfte des Mutterlandes nicht bloß entbehren konnte, sondern bald auch mit Verachtung auf die bedeutend ärmere Heimath blickte. Ein Brunen und Prahlen, allen Parvenüs eigen, begann, ein übertriebener Luxus griff Platz, und das echte Geldprophetium, das auch dem ältesten Alterthume nicht unbekannt war, kennzeichnete sich auch dadurch, daß man nicht zufrieden damit war, dieses gewonnene Land Griechenland oder Neu-Griechenland zu nennen, nein, man mußte ihm den prahlenden Zusatz des „großen“ geben; man nannte es Groß-Griechenland, — bei den Römern Magna Graecia, — um es ja recht augenfällig vor der ärmeren Heimath auszuzeichnen.

Griechen blieben sie zwar immer, diese reichen Kornherren der Magna Graecia, wo z. B. in den Feldern von Sybaris der Weizen hundertfältig trug; und griechisch war, was sie bauten und bildeten. Aber der Luxus, zu dem sie der Reichtum verführte, war orientalisir.

Sybaris bedeutet Ueberfluß; ein Sybarit ist noch heute sprichwörtlich ein im Ueberfluß schwimmender Mensch, mit der Nebenbedeutung eines Weichlings und Schwelgers. Und wer denkt da nicht an den üppigen Sybariten Symbriodides, der mit tauend Dienern, vielen Frischern, Vogelstellern und Köchen, von Weibrauch und allen Gerüchen des glücklichen Arabiens und Indiens, nach Lykien reiste. Ich dachte an ihn, als ich bei der Station Camarata, am Strande der sybaritischen Küste, in einer schwarzverraucherten, fliegendurchsummten Räuberherberge saß, auf deren Herd mit der schmierigen Wirth in ranzigem Del ein Stück harten Fleisches briet . . .

Sonderbar, derjenige Theil Italiens, wo die Cultur am frühesten auftrat und sich am raschesten und gar mächtig entwickelte, fiel auch am ehesten der Verödung anheim. Uebermuth, Parteiwesen im Innern und Reid und Eifersucht der stammverwandten Nachbarn zerstörten die Blüthe, und als das zur Welt Herrschaft emporstrebende Rom sich entfaltete, erschien der Glanz der Magna Graecia der Welt schon wie eine Sage, und von ihren Städten und Bewohnern erzählte man sich lustige Märchen.

Von dem reichen Croton, im Volksmunde Cotrone, erzählte mir einmal eine alte Calabreserin an Ort und Stelle eine Sage, die vielleicht durch Tradition aus den Römerzeiten herübergekommen ist.

In der alten Stadt Cotrone, die wegen ihres Reichtums die „goldene Ruschel“ (conca d'oro) hieß und bis zum Kap Colonna sich erstreckte, lebte einmal ein König. Vor seinem Palaste standen neun Säulen: drei von Marmor, drei von Silber und drei von Gold. Drei Thürme schützten den Palast; der eine hieß Torre Mariella, der andere Torre Gigale und der dritte Capo Colonna. Der König hatte eine Frau, die stand eines Abends mit den Fürsten und Herren auf dem Altane und schaute auf's Meer hinaus. Da sagte einer der Herren: „Welch schöner Nachthimmel! Genießt, o Königin, die heilere Luft!“ Aber die Königin war unzufrieden und antwortete: „Ach, um glücklich zu sein, müßte ich Königin des Himmels und der Sterne werden.“ Da erhob sich ein gewaltiger Meeresturm, die Wellen gingen über den Palast und über die Stadt hin, und als die Sonne aufging, spiegelte sie sich in dem Meere, das die Stadt bedeckte. Nur ein Kirchlein war stehen geblieben, das ist das Kirchlein der „Madonna della Colonna“. Bei heiterem Wetter aber sieht man die neun Säulen im Meeresgrunde; dort haben sie alle Fischer und Schiffer gesehen, und weil das Segeln dort sehr gefährlich ist, baute man einen Leuchthurm neben das letzte Kirchlein.

Jawohl, das Christenthum suchte die alten Stätten wieder lebensfähig zu machen; es hat aber bis heute nur wenig ausgerichtet, denn auch der gläubigste Christ hat erkennen müssen, daß ihm kein Gebet vor dem Dämon der Malaria beschützt.

In welcher Hoffnung jene Griechenstämme hier sich angefiedelt haben, ist uns, die wir diese Küsten nur in der Verwahrlosung und Verödung kennen, schwer verständlich. Das Land muß eben damals ein ganz anderes Gesicht gehabt haben, etwa das blühende, frische und fruchttragende der Nachbarlüssen von Reggio, auch, als Rhegium, eine Griechen-Gründung.

War das aber der Fall, so konnte der griechische, das individuelle Leben liebende Volksgeist keine bessere Landschaft finden, als die um den Golf von Taranto her: „Hier mündeten die ansehnlichsten Ströme, und zwar selbständige, mit scharf begrenzten Thalgründen und beschränkten Strand-Ebenen.“ Aber auch diese Flüsse müssen in jenen Zeiten frischer, freudiger und kräftiger von den Bergen herabgestiegen sein, als heute, wo sie mehr das Aussehen von beweglichen Sümpfen oder staubigen Straßen haben.

Da haben wir z. B. in der, vier deutsche Quadratmeilen großen Sybaris-Ebene den Crati, Crathis im Alterthume, den bedeutendsten Strom der bruttischen Halbinsel, mit seinem Nebenflusse Cosile (Sybaris). Was für ein träber, freudiger Fluß ist das; wie traurig und öde ist das Thal, das er durchfließt, die ganze Landschaft ringsum. Kein Haus, kein Mensch ist zu sehen; das Land scheint keinen Herrn zu haben. Oft verschwinden die schmutzigen Wasser in dem die Ufer bedeckenden, von der Sommerhitze gedörreten Schlamm. Oder die Schlammkruste ist gesprungen, und in den tiefen Spalten stehen röhlich-trübe Sümpflachen, in denen der Büffel badet. Die Berge, die das Thal begleiten, sind rauh und öde, von gelber, verbrannter Farbe. Das Wasser wird immer träber, je näher es der Mündung kommt, und es ist so dick, daß immer eine runzlige, metallisch gefärbte Haut, die sich in dicken Falten zusammenschiebt, darauf schwimmt. Immer mehr in die Breite geht der Fluß; fast jedes Jahr wechselt er sein Bett, und an der Mündung ist er so schwach, daß er das Meer kaum erreichen kann. Langsam schiebt er den dicken Schlamm vor sich her, zwischen grauen Schlammdünen. Oft verschluckt die Erde seine letzten Wasser. Ein Ort des Todes ist dieses Mündungsland: Mumen, Väume, Vögel und alle Thiere fliehen es, und doch soll dereinst, wie die Sage erzählt, Anna, die Schwester der Dido, hierher geflohen sein, hier gewohnt haben.

Und hier stand in jenen goldenen Zeiten auch das reiche Sybaris. Das Stadtgebiet aber kennt man nicht mehr genau. Einige glauben, es sei bei der Brücke Celio, wo der Cosile sich dem Crati nähert, suchen zu müssen; Andere suchen es weiter drüben über dem Cosile beim Racanello; noch andere bei der Marine in der Nähe des kleinen Sees von Casabianca auf

dem Territorium von Cassano. Wer weiß es? Jehu bis zwölf Fuß Sand und Gerölle bedecken den einst blühenden Boden. Wie viele kostbare Schätze bedeckt dieser trostlose Schlamm; was würde man finden, wollte man Ausgrabungen nach dieser "Stadt der Städte" veranstalten!

Sybaris war mächtig; es soll hunderttausend Streiter ausgerüstet haben; es hatte vier Nachbarvölker unterworfen und war von fünfundsiebenzig tributären Städten umgeben. Alle Bedingungen für eine Weltstadt des Alterthums waren hier erfüllt: mehrere hundert Meilen fruchtbarster Ebene, im Norden der Apennin, im Süden die reichbewaldete Sila, im Westen das schöne Plateau von Thurii, im Osten das zum Mutterlande hinüberfließende ionische Meer. Diese Landschaft soll im Alterthum, vor vierundzwanzig Jahrhunderten, eine Million Menschen ernährt haben.

Wie konnte eine so gewaltige Stadt so total von der Erde verschwinden? Wohl weiß man, daß die eifersüchtigen Crotoniaten unter Milo die Sybariten geschlagen, die Einwohner ermordet, die Stadt zerstört und die Dämme des Coscile und Crati eingerissen haben, deren Wasser nun Sand und Geröll über die Stadt wälzten; dennoch ist dies gänzliche Verschwinden schwer erklärlich. Siebenzig Tage lang hatten die Crotoniaten die Stadt belagert, und dann begannen sie das Werk der Zerstörung. Den Värm davon, so geht die Fabel, soll man sogar beim Feste in Olympia gehört haben.

Metapontum, die Schwesterstadt, hat wenigstens ein Denkmal seiner Größe übrig gelassen, einen trauernden, schweigenden Zeugen seiner einstigen Größe: einen Tempel.

Ein anderer Fluß mündet in den Golf von Taranto, der Bradano; an dessen Mündung lag Metapont, dessen Gebiet vom rechten Bradano-Ufer im Norden bis zum linken Ufer des Aciris sich dehnte. Dieses Gebiet bewässerten der Talanderus und der Cosuentus, heute Salandrella und Bufento. Einst fruchtbare Fluren durchlaufend, irren sie heute träge und unfruchtbar durch eine breite Einöde. Auch die metapontinische Ebene ist zur Wüstenei geworden, wo schlammiges Wasser zu Sümpfen stagnirt, aus denen des Sommers die glühende Sonne giftige Nebel focht, vor denen alles Leben sich weiter in das Land hinein, auf die Berge geflüchtet hat. Dieses Leben wohnt in den Ortschaften Montalbano, Craco, Ferrandino, Bomarico, Montescaglioso und Pisticci. Nach letzterem, auf sicherer Bergeshöhe gelegenem Städtchen heißt die ganze Campagna "Agro di Pisticci."

Metapont, nach dem die Eisenbahn-Station noch heute genannt wird, war, wie Sybaris, eine der bedeutendsten Städte der Magna Graecia. Sein Ursprung verliert sich in der Sage, aber Griechen waren die Gründer. Gegen Anfang des sechsten Jahrhunderts v. Chr. war es schon mächtig, wurde aber um diese Zeit durch einen Ueberfall der im Innern Lucaniens (der heutigen Basilicata) wohnenden wilden Völkerschaften zerstört. Wieder aufgebaut und zu neuer Blüthe gelangt durch die Leppigkeit seines Bodens, schloß es mit Sybaris und Croton ein Schutz- und Trugbündniß. In dem sicilischen Kriege stellte es den Athenern dreihundert Bogenschützen und zwei Tritremen. Wir erfahren ferner, daß Timoleon, da er den durch die Tyrannei des jüngeren Dionysius niedergedrückten Syrakusanern zu Hilfe eilte, bei Metapont landete, und daß die Ache des unglücklichen, aber heldenmüthigen Alexander Melasius, den die Lucaner geschlagen und getödtet hatten, nach Metapont gebracht und von da seiner Gemahlin Kleopatra zugesandt worden war.

Ein schweres Geschick traf die Stadt, als sie der Spartaner Kleonymos heimsuchte. Die Tarantiner hatten ihn gerufen, und er war nach Italien gekommen, wo er sich aber nicht als Räuber, denn als Feldherr erwies. Grundlos griff er Metapont an, verwüstete seine Fluren, eroberte die Stadt und begann den Tyrannen zu spielen. Mehr als sechshundert Talente Goldes (fast eine Million Mark) nahm er der Stadt ab und führte zweihundert metapontinische Mädchen als Geiseln hinweg.

Beim Auftreten des Pyrrhus in Italien gehörte Metapont ohne Zweifel zu der Zahl der gegen Rom verbündeten Städte. Mit dem Schicksal des Pyrrhus entschied sich denn auch das Schicksal der Stadt; sie mußte sich dem römischen Schwert unterwerfen.

Im zweiten punischen Kriege erfuhr die Bürgerchaft einen Zuwachs. Im Jahre 210 hatte Hannibal den Gnejus Fulvius geschlagen und dann die apulische Stadt Herdonia, nördlich von Aeculum, verbrannt und deren Einwohner nach Metapont übergeführt. Nachdem Fulvius Maximus Tarent, das auch in Hannibals Hände gefallen war, zurückerobert hatte, setzte Hannibal sich noch einige Zeit in Metapont fest. Um die Römer in den Hinterhalt zu locken, schickte er von hier aus zwei Bürger zu Fulvius mit Briefen der vornehmsten Metapontiner. Diese versprachen ihm, die Stadt mit der tarthagischen Belagerung anzuliefer, wenn er ihnen gänzliche Verzeihung des Vorhergegangenen zusagen wollte. Fulvius, nicht im Entferntesten an der Aufrichtigkeit des Angebotes zweifelnd, bestimmte einen Tag, an dem er Metapont sich nähern wollte. Diese Antwort wurde dem tarthagischen Feldherrn zugestellt, und er legte am angegebenen Tage bei Metapont sich in den Hinterhalt. Fulvius aber wurde durch ungünstige Zeichen abgehalten, blieb in Tarent und entging so der ihm gestellten Falle.

In dem Lager von Metapont war es auch, wo dem Hannibal der Kopf seines Bruders Hasdrubal über die Mauer geworfen ward, als Zeichen, daß die punischen Truppen geschlagen worden und die Römer siegreich aus der Schlacht am Metaurus hervorgegangen seien. Hannibal sammelte seine Truppen und ging, die Metapontiner und jenen Theil der Lucaner, die ihm treu geblieben, mit sich nehmend, nach Bruttium. Schrecklich waren die der Stadt Metapont nach dem Abzuge Hannibals gestellten Bedingungen. Livius erzählt, daß alle Metapontiner die Stadt verließen. Das ist wohl nicht wörtlich zu nehmen, oder die Stadt ward später auf's Neue bevölkert, denn im Sclavenkriege wurde sie durch Spartacus ausgeplündert, und ihre Bewohner wurden erschlagen.

Das ist Alles, was uns die Geschichte von dem vornehmen Metapont zu erzählen weiß. Später spricht man von ihm nur noch wie von einer traumhaften Erinnerung. Cicero kam um das Jahr 50 v. Chr. nach Metapont, um das Haus des Pythagoras und den Ort, wo er gelebt und gelehrt, zu sehen. Zu den Zeiten des Pausanias, des Reisebeschreibers unter Hadrian, war von Metapont nichts mehr zu sehen, als Theile der Stadtmauer, des Theaters und Tempel-Ruinen.

Im Jahre 182 hatte Kaiser Otto II. hier sein Lager; aber der Ort, der als Dorf weiter vegetirt hatte, war 927 von den Sarazenen überfallen worden, welche, da die anderson Einwohner rechtzeitig geflohen waren, nur etwa sechzig Greise und Kinder weggeführt hatten. So sank der Ort immer tiefer, und auch der Name schwand; er hieß im zehnten Jahrhundert Civitas S. Trinitatis. Um diese Zeit gab ihm ein Erdbeben

den Todesstoß, worauf die wenigen Einwohner sich weiter im Lande drinnen, wahrscheinlich in Montescaglioso, ansiedelten.

Im ersten Jahrhundert erbaute man auf der antiken Stätte das Castell Torre di Mare, und zwar, wie ersichtlich, aus den Trümmern der alten Stadt, die schon zum größten Theile unter den Boden gesunken waren, in welchem man noch jetzt in geringer Tiefe viele Fundamente, Architrave und Säulenreste findet, die man auch im ganzen Umkreise bei den schlechten Wohnungen der Ackernechte als Baumaterial verwendet sehen kann. Eine halbe Miglie von dieser Torre, bei der Laguna von S. Pelagiano, welche die Wellen des Meeres bilden, vermuthet man den Hafen der alten Stadt, und hier erblickt man bei niedrigem Wasserstande noch Ueberreste antiker Gebäude, ein Sineta des Sädens.

Eine schöne Ruine aber, welche die rückwärtsblickende Seele gar mächtig ergreift, sind die Trümmer eines Tempels, die von einer kleinen Bodenerhebung weit in die Einsamkeit des Meeres und des Landes schauen. Scuola di Pitagora. — Schule des Pythagoras nennt sie das Volk, das in diesem Namen die vornehmste Erinnerung, den höchsten Ruhm Metaponts aufbewahrt hat. Metapont hatte in seinen Mauern dem von Croton geflohenen Pythagoras ein Asyl gegeben. Durch ihn gewann es für einige Zeit das Aussehen einer philosophischen Stadt, denn um den Weisen sammelte sich alsbald eine große Zahl eifriger Schüler. Pythagoras hatte gehofft, in Metapont die ersehnte Ruhe zu finden, aber der Haß seiner Gegner suchte ihn auch hier auf. Das Gebäude, in dem er lehrte, ward von den Feinden in Brand gesteckt; er wurde gezwungen, mitten durch die Flammen zu fliehen. Vom Schmerz niedergedrückt, zog er sich in sein Haus zurück, wo er den Hungertod starb. Das war gegen 500 v. Chr. Die Metapontiner weihten seinem Gedächtniß die höchsten Ehren; sie machten sein Haus zu einem Ceres-Tempel und weihten die Straße, in der es stand, den Nuten. Dem Volke von heute müßen das die Vögel erzählt haben, die in den Spalten des Gesteins nisten, und die können uns vielleicht sagen, ob dieser Tempel nicht wirklich jener Ceres-Tempel ist, der das Haus des Meisters umschloß.

Koch andere Namen hatten an diesem ehrwürdigen Bau. Man nennt ihn die "Tavole Palatine", und auf den alten Karten des Archäbis der Benedictiner von Montescaglioso werden die alterthümlichen Steine "Monsae Imperatoris" genannt, oder "Monsale", wie man sie noch heute nennen hören kann. Sie gehörten einem Tempel klassischer Stiles an, diese fünfzehn schlanken, schönen Doric-Säulen am ionischen Meere, und erinnern an die vornehmen Tempelbildungen Pästums, Girenti's und Segesta's; auch sie haben Griechenhände errichtet.

Diese Säulen sind cannelirt; sie haben eine Höhe von beinahe fünf Metern, einen Waßs-Durchmesser von einem Meter und verzügen sich stark nach oben. Fast zwei Meter stehen sie von einander, und die ganze Länge der zehnfünftigen Reihe kommt beinahe der am Neptun-Tempel von Pästum gleich. Die zweite Säulenreihe, parallel mit der ersten, hat einen Abstand von fünfzehn Metern. Die Architrave sind nur theilweise erhalten, Frieße und Gesimse zerbrockelt, auch die Mauern der Cella gänzlich verschwunden. Vom Fundament keine Spur, auch vom Paviment nicht und von den Treppensteinen in den Intercolumnen. Der Stein ist harter, grober Kalkstein, mit Spuren von gelbem, feinem Sand. Wind und Wetter zerstörten längst allen Schmuck; das Uebrige wurde durch Menschenhände verschleppt, und in dem Vorhofe des Casinos von S. Salvatore, zwei Miglien von hier, soll man noch einige Tempelstücke vorfinden; auch die Säulen, welche die zwei Seitenschiffe des Domes von Matera stützen, sollen von diesem Tempel genommen sein, der jedenfalls weit vor den Thoren der alten Stadt lag. Ein anderer großer Trümmerhaufen von allerhand übereinandergestürztem Marmorwerk, einst gewiß eine Tempelgruppe, wird heute vom Volke Chiesa di Sanfona, Simon's Kirche, genannt.

Prächtigt sind die Münzen von Metapont, die in den Feldern gefunden werden. Die ältesten zeigen das schönste Symbol der Cultur und des Friedens: die Kornähre, mit der Aufschrift Meta, dann Stierköpfe, auch bärtige, mit einem kepperrähnlichen Stabe auf der einen und einer Keule und einer Heuschrecke auf der anderen Seite; weiter Delphin und Aechte, Neptun und Ceres, Ceresköpfe mit Aehrenkränzen, Wehren mit Granatapfeln auf der Spitze und sogar Wehren mit Tauben.

Mit Behmutz betrachten wir diese Zeugen einer dahingegangenen Cultur, mit Behmutz den einsamen Rest eines schönen Göttertempels, der uns an die rosenbekränzte Jugend der Menschheit erinnert.

Nachdruck verboten.

Don der Welt-Ausstellung in Antwerpen.

Von Ernst von Hesse-Wartegg.

Die steinernen Handelsherren und alten Patrizier von Antwerpen haben mit ihrer Ausstellung den Nagel auf den Kopf getroffen. Mag man auch zugeben, daß sich andere Großstädte Europas für eine Welt-Ausstellung besser eignen, als die mächtige Handels- und Hafenstadt an der Schelde, so bietet doch Antwerpen als Stadt so viele Sehenswürdigkeiten, daß es allein schon eine Art Ausstellung bildet; ja, man kann getroßt behaupten, die alte Stadt sei das schönste und merkwürdigste Object ihrer Welt-Ausstellung.

Antwerpen steht heute noch mit einem Fuße im Mittelalter, trotz des mächtigen freihändlerischen Hauches, der durch die Bevölkerung weht, und der sich in den neuen Stadttheilen äußert, trotz des mit Riesenschritten zunehmenden Handels und Wandels, trotz seines glänzenden neuen Hafens, des schönsten und großartigsten in Europa. Wer hätte es dem alten, schläfrigen aan't werf (an der Berge) vor fünfzig Jahren angeden, daß dieses verunzelte Großmütterchen unter den nordischen Seestädten noch einmal wie ein Phönix sich verjüngen würde, daß die blühende Jungfrau ihr Wieder, die Festungswerke, sprengen und üppig darüber hinauswachsen würde? Alle anderen niederländischen Städte hat Antwerpen überflügelt: das alte, träumende, verarbeitete Brügge, das langsam emporkommende Rotterdam, wie auch Amsterdam, das nordische Venedig, ja sogar die beiden deutschen Handels- und Schifffahrts-Emporten, Hamburg und Bremen, sind heute übertroffen! Mächtige Hindienfahrer und stolze transatlantische Dampfer mit sechs- und siebenhundert Tonnen Gehalt fahren auf dem breiten Bett der Schelde wie Fuhrwerke auf einer Straße auf und nieder, ja sie steuern an die Daimauern nahe dem Herzen der Stadt und legen knapp daran an, wie kleine Berganflugskähne.

Kein Hafen der Welt, ausgenommen der von Newyork, zeigt so vorzügliche Einrichtungen. Gewaltige Drehbrähne holen die Waaren aus dem Bauche der Schiffe und legen sie sanft auf den weiten langen Lagerraum längs des Stromes nieder. Hier liegen unter großen, eisernen Flugdächern die weißblauen Petroleumfässer, die dicken, stummen, schienenumspinnenen Baumwollballen, die Jucker- und Metalfässer, große Scheiterhaufen von Farbböhlern aller Art, Säcke mit Gewürzen und Früchten, Tabakballen aus Sumatra oder Havanna, Feldfrüchte von America, Schafwolle aus Australien, Häute aus Indien und Texas. Starke Flämänder mit Lederschurz und Holzspanntoffeln handhaben diese transoceanischen Lasten, Kapitäne und Kaufherren verhandeln ihre Geschäfte, elegante Passagiere der großen amerikanischen Passagierdampfer eilen ab und zu, und auch die Scharen von Auswanderern fehlen nicht. Das ganze buntebewegte Leben und Treiben den Hafenanais entlang, von dem hohen, prächtigen Thürme der Kathedrale aus gesehen, gleicht dem Gewimmel in einem kolossalen Termitenhäusen, und nur kurze Zeit während des Winters, wenn die festgefrorene Eisbede auf der Schelde den Hafen gegen die Außenwelt absperrt, ist dieser Verkehr unterbrochen.

Und nun bekam Antwerpen zu all dem Sehenswerthen noch eine Welt-Ausstellung, deren gewaltiges Hauptportal wie eine Art Triumphbogen über das Häusermeer der Hafenstadt hinwegragt, — ein Triumphbogen nicht zur Beherrschung von Krieg und Sieg, sondern ein Symbol für Welt-handel und Weltverkehr. Aus den beiden gewaltigen Pfeilern dieses Nießenbogens treten die Vordertheile zweier Seeschiffe heraus, unter welchen Wasser hervorquillt, das sich in Bassins zu Fäden der Pfeiler stürzt. Eine Bogengallerie über dem Portale trägt einen zweiten Pfafund, auf welchem ein Duzend herkulischer Atlasjünger die Erdkugel auf ihren Schultern tragen. Das Ganze ist so hübsch und originell, daß man bedauern muß, der lächerliche Bau sei nur aus dünnen Latien zusammengeknagelt und bemalt, statt aus festen Quadern aufgebaut, um für spätere Geschlechter ein Denkmal der erneuten Blüthe von Antwerpen zu bleiben.

Ein einziges großes Gebäude umfaßt die Ausstellungen aller Länder und aller Zweige menschlicher Thätigkeit, mit Ausnahme der Kunst. Die einzelnen Abtheilungen sind mit vielem Geschmack und reichem Glanz ausgeschmückt, sodaß sich der Besucher in manchen Theilen des gewaltigen Palaftes nicht wie in einem Weltjahrmarkt, sondern wie in einem eleganten Empfangs-Salon zu befinden glaubt. Die Belgier haben sich darin besonders hervorgethan, gestützt auf die reichen Erfahrungen, die sie auf anderen Ausstellungen, zumweit jener von 1880 in Brüssel, gesammelt haben. Schwere Teppiche, alte flandrische Gobelins, wie moderne Brüsseler Waare, dann die prächtigen, silberreichen Braquenie-Teppiche aus Mecheln, unterbrochen durch Flaggen, Girlanden, Wappenschilder und Trophäen, bedecken die Wände bis hoch an die Deden. Die Ausstellungs-Objecte sind in reichen Birnen zur Schau gestellt und diese wieder von kunststimmiger Hand in einzelne Gruppen, Salons und Nischen geordnet worden, sodaß die Damen-Toiletten, die prächtigen belgischen Spitzen, das Kunsthandwerk, wie auch die größeren Industrien ihre eigenen, man könnte sagen Empfangslocale, haben. Aehnlich geschmackvoll haben diesmal die Italiener und die Oesterreicher ausgestellt. Hier wandelt man durch Emporien des Kunsthandwerks, an den vornehmsten Producten europäischen Schaffungsgeistes vorüber, dort wieder gewährt der indische oder algerische Hof einen Einblick in jene eigenthümliche Halb-cultur, die den Besucher durch ihre Fremdartigkeit stets zu fesseln pflegt. In den ägyptischen, persischen und türkischen Abtheilungen werden von betrunnenen Muselmännern Teppiche, Rosenwasser und Sandelholz-Gegenstände feilgeboten, und in einer Ecke des Palaftes, gegen die Schelde-Bassins zu gelegen, ist sogar ein großer orientalischer Bazar untergebracht, sodaß man sich im Sul-el-Arab in Konstantinopel oder im großen Musli-Bazar von Kairo wähen konnte, würden einen die flämischen Demoiellen nicht gar so zutraulich anlächeln und ihre Rosenkränze aus wohlriechendem Holze in so schlechtem Französisch anbieten.

Draußen auf dem weiten, mit Blumenbeeten und Bassins geschmückten Raume vor dem Palaft stehen in malerischer Gruppierung unzählige Restaurants, Weinstänke, Gebäude für Spezial-Ausstellungen und das gewöhnliche, allbekannte Weltjahrmarkt-Zubehör. Hier, im Schatten weniger Bäume, schäufen ein paar nette Holländerinnen in ihrer malerischen Nationaltracht, mit dem goldenen Käppchen auf dem Hinterhaupte und den diamantenbesetzten Schraubenziehern an den Schläfen, die Köstlichkeiten der Schiedamer Brennereien. Dort, in einem hübschen Kaffee- und Cacao-Zelte, erfrischen sich elegante Damen, und nicht weit davon sieht man ein paar biedere, behäbige Rheinländer an der Thür einer alten deutschen Weinstänke, ganz in dem Stile, wie man sie in Andernach und anderen uralten Städten noch findet. Auf den Schildern großer Wirthshäuser mit vollgedrängten Sälen prangen die Namen deutscher Brauereien, wie denn überhaupt das ganze Wirthshaus- und Getränkewesen der Ausstellung einen merkwürdig deutschen Anstrich hat, ein Beweis zunächst, daß man nicht unrichtig das Haupt-Contingent der Besucher aus Deutschland erwartete, dann aber auch dafür, daß deutsche Küche und deutsches Bier auch wäskhem Kunde behagen.

Die interessantesten Bauten des Ausstellungsparks sind jedenfalls die den fremdländischen Colonien gewidmeten, vor Allem der prachtvolle Palaft, welchen die französische Regierung mit dem Aufwande von einer Million in indo-chinesischem Pagodenstile aufführen ließ. Daß auf Dach, thürmt sich hier eine mit reichen Vergoldungen und Holzbildwerken geschmückte Pagode auf, um welche herum noch andere, kleinere Pagoden, Hüten und Tempelchen gelagert sind. Sie enthält eine ungemein reichhaltige Sammlung von Gegenständen aus Cochinchina, Anam, Kambodscha und Tonkin: Bücher, auf Holzbreitenden geschrieben, Kohlenfäden, welche die Tonkinesen wie Ruffs um den Hals tragen, Stäbchen mit Wachstüpfen, mittelst welchen sie die Karten beim Spiele handhaben, goldgestickte Kleider und Schmuckgegenstände der königlichen Ballettängerinnen, die vergoldeten, grünen oder gelben Regenstürme der Hofwärtenträger und Mandarinen, mit einem Worte, eine Anzahl von Artikeln, welche dem Besucher ein äußerst fesslendes Bild des Lebens in Hinterindien geben.

Neben der französischen Pagode umschließt ein großer maurischer Pavillon die Sammlungen aus den portugiesischen Colonien Angola, Mossamedes, San Thomé und Mozambique, und ganz am Ende des Ausstellungsparks, in der Nachbarschaft des Hauptquartier aufgeschlagen, während neben seinem Lager eines jener europäischen Lager- und Wohnhäuser errichtet ist, wie sie

an den Küsten Afrika's gebräuchlich sind. In dem luftigen, mit Matten verkleideten Hause stehen einige Kästen voll Industrie- und ethnographischen Gegenständen aus dem Congo-Lande, und die zahllosen Fetisch-Puppen und Götzenbilder bilden einen Ballfahrtsort der Ausstellungsbesucher.

Wer die großen Welt-Ausstellungen von Paris und Philadelphia und überdies noch ein Duzend oder mehr kleinerer Ausstellungen dieser Art gesehen, der muß fürchten, die Erfahrung von Afrika's zu machen und immer wieder dasselbe anzutreffen. Ein paar Spaziergänge durch den reichgefüllten Industrie-Palast, die Maschinen-Gallerie und die Colonial-Gebäude zeigen indessen doch unendlich viel des Neuen, nie Gesehenen, sodaß man gerade hier, mehr wie anderwärts, einsehen lernt, wie es mit dem von Afrika'schen Ausprüchen doch nicht ganz seine Wichtigkeit hat. Die Welt eilt eben doch mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts! In den Abtheilungen dieses oder jenes Landes zeigen sich ganz neue, dort früher nicht bekannte Industriezweige, welche das Land seit der letzten Ausstellung gewonnen. Auf jedem Gebiete kann der aufmerksame Beobachter einen Fortschritt erkennen, sei es nur ein einziger neuer Bestandtheil einer Nähmaschine, oder eine neue Nuance in der Färbung einer Porzellanwaase, oder großartige, ganz neue Erfindungen auf dem Gebiete der Electricität, des Telegraphen, Telephon- und Beleuchtungswesens. Ein Besuch der Ausstellung erpart einem sogar den Besuch der großen Mode-Centren, sofern es gilt, den herrschenden Geschmack in Möbeln, Mode-Artikeln, Toiletten, Hüten und dergleichen kennen zu lernen. Man sieht eben hier alle Moden, alle Erfindungen aller Länder vereinigt. Werthwüdig bleibt es aber, wie schnell eine und dieselbe Geschmacksrichtung, die gleiche Mode sich weit von einander entfernter Länder bemächtigen, und wie rasch in neuester Zeit die verschiedenen Spezialitäten der einzelnen Länder in der Allgemeinheit untergehen. Die Mode muß doch eine epidemische Krankheit sein; dieses Gedankens kann man sich nicht erwehren, wenn man beispielsweise in den Abtheilungen fast aller europäischen Länder den gleichen Hang für mittelalterliche Möbelstoffe, für ebensolche Möbel, Truhen und Einrichtungen wiederfindet.

Bei den Promenaden durch die französische und österreichische Abtheilung, unter den Italienern wie unter den Deutschen, wird man wieder die Bemerkung machen, daß das moderne „Zeitalter der Bronze“ sich überlebt hat. Bronze-Gegenstände, die noch vor einigen Jahren an der Spitze der Mode standen, sind heute in den Ausstellungen fast gar nicht mehr zu finden. Die Mode hat Anthropologie studirt; sie macht es dem prähistorischen Menschen nach und geht von der Bronze zum Eisen über. Lampen, Lüstres, Ketten, ja Bilderrahmen und Tintenzug, die früher, ja noch auf der letzten Antwerpener Ausstellung von 1883, in Bronze hergestellt wurden, prangen heute in Schmiedeeisen. Der Herr dieser Eisen-Epidemie war die Turiner Ausstellung vom vorigen Jahre. Heute sieht man in den schönsten Salons der Ausstellung nichts, als eiserne Beschläge, geschmiedete Leuchter, Lüstres, Lampen, geschmiedete Gitter, Treppen u. s. w. So ist denn auch das Eisen wieder zu Ehren gekommen und hat in unserem platonischen Zeitalter Bronze und Vergoldungen, Silber und Porzellan verdrängt.

Das Schönste an Porzellanen, Teppichen, Möbeln, Bildern u. s. w. sieht man in den Kaiser- und Königs-Pavillons. So hat Deutschland in seinem Kaiser-Pavillon eine Fülle der schönsten Ausstellungs-Objecte aufgehäuft, während dahinter die berühmte Meißener Porzellan-Fabrik ihre Producte zur Schau gestellt hat; Oesterreich besitzt sein Kaiserzimmer mit einig schönen Portraits des Kronprinzen-Paares, gemalt von Angeli, mit den herrlichen Glaswaaren Lobmeyr's, mit alten Möbeln, modernen Teppichen. Frankreich, das unter allen Nationen am glänzendsten vertreten ist, hat zwar seinen Königs-Pavillon, aber dafür könnten ein Duzend seiner Säle als solche gelten. In einem Saale sind seine herrlichen Seiden- und Gobelins ausgestellt, in einem anderen kunstvolle Metallgegenstände, hier wieder die reizenden Lyoner Seidentoffe, mit kostbaren Stickereien bedeckt, dort Kunstmöbel, in welchen sich auch eine eigene, neue Geschmacksrichtung äußert; die japanische, Gelegentlich der Pariser Ausstellung von 1878 erregten die eigenthümlichen, prächtigen Nachbildungen der japanischen Goldschmiedekunst, welche die große Goldschmied-Firma Tiffany aus Newyork verfertigt hatte, allgemeine Bewunderung. Von den Juwelen ging der japanische Stil auf Bronzen, Metall-Kunstgegenstände, kleinere Möbel, wie Ofen- und Wand-schirme, über. Heute zeigt die Antwerpener Ausstellung schon ganze japanische Schlafzimmer- und Salon-Einrichtungen mit so kostbaren und reichen, dabei auch künstlerisch schönen Möbeln, daß man ihnen eine große Zukunft prophezeien kann.

Das Schönste und kostbarste, den Damen auch interessanteste Ausstellungs-Object sind jedoch die köstlichen Spitzen, welche Belgien, speziell Brüssel und Mecheln, in großartigen Mengen und verschiedensten Mustern in einem eigenen, vielbesuchten Räume, schlechtlich der „Spitzenhof“ genannt, aufgehäuft hat. Dieses zarte Product unermüdlichen Fleißes ist eben heute noch, wie vor Jahrhunderten, die schönste Herbe der Damen. Bedeckend und doch enthüllend, verbergend und gleichzeitig von schelmischem Verrath, giebt es kein kostbarer, zarteres Kleidungsstück, als den Spitzenschleier, und er wird hoffentlich deshalb auch nicht aus der Mode kommen, selbst wenn Schleppen, Crinolinen, hohe Schuhschalen und dergleichen längst nur noch in historischen Museen zu finden sein werden. Ob für das Kleiden des neugeborenen Kindes bestimmt, ob für die weißen Falten des Brautkleides oder die schwarzen Trauerkleider, kein Gewebe paßt dafür besser, keines hat eine vielseitigere Verwendung, als die Spitze. Hart und durchsichtig, werden die feinen Valenciennes und points d'aiguille nicht nur mit Gold, sondern beinahe mit Banknoten aufgewogen. Allem Anscheine nach ist auch die Verwendung der Spitzen in immer größerer Ausdehnung begriffen. Wenigstens zeigt die Ausstellung, neben den Schleiern, Shawls, Frächem, Taschentüchern und dergleichen, auch größere Stücke, wie Vorhänge in Guipure de Brabant, ähnliche kleinere Fenstervorhänge oder Vitrages, dann wieder Spitzen in point de Venise für Kaminbretter- und Wäffler-Belast. Die größeren Spitzen dieser Art werden merkwürdiger Weise auch in den portugiesischen Colonien in Afrika von den Eingeborenen nach Angabe der Weißen angefertigt und sind dementsprechend billiger.

Auch in Bezug auf Damen-Toiletten und Modewaren zeigt die Ausstellung verschiedener Länder manches sehr Bemerkenswerthe, immer mehr die Decentralisation kennzeichnend, die in Bezug auf die Moden seit dem Sturze des französischen Kaiserreiches eingetreten ist. Heute ist Paris nicht mehr die Sonne, der Ursprung alles Modernen. Es ist aus der Hauptstadt der Mode einfach zu dem geworden, was heute jede andere Hauptstadt ist. Man importirt jetzt in Paris englische

Reise- und Wiener Straßen-Toiletten. Die Ausstellung beweist, daß man in Belgien und Oesterreich, in England und Deutschland angefangen hat, selbständig zu werden, und auch das ist ein Fortschritt.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Hagenbed's Somali-Karawane. Siehe das Bild von Carl Rickett, Seite 344. — Die Bewohner des schwarzen Erdtheils interessieren uns heute mehr als je. Durch die großen colonialpolitischen Ereignisse der neueren Zeit ist Afrika uns so nahe gerückt und verbunden worden, daß wir allen Vorgängen in diesem Erdtheile mit erhöhter Theilnahme folgen. Und abgesehen davon, bietet gerade dieser Continent eine so bunte Musterkarte von originellen Völkern, daß wir stets im Voraus wissen, jede neue, von dort stammende Karawane wird uns mit Dingen überraschen, die wir noch nicht gesehen, noch nicht gekannt haben. Das trifft auch zu bei der sogenannten „Somali-Karawane“, die gegenwärtig Deutschland durchkreuzt. Allerdings erscheint diese Bezeichnung insofern nicht angemessen, als die jungen Schwarzen, welche die Thiere des Somali-Landes begleiten, nicht dorthier, sondern aus dem sudanesischen Darfur stammen. Zwar sieht ein Mohr scheinbar wie der andere aus, aber nur scheinbar, denn die Unterschiede zwischen den einzelnen Stämmen sind oft so groß, daß man manchmal versucht wäre, eine Verschiedenheit der Rassen in einem und demselben Lande anzunehmen. So sehr drängen sich gerade in Afrika die Gegenläge hart auf einander, daß man mitunter in dem einen Dorfe Keger findet, die durch ihre hellbraune Hautfarbe, ihre schlaffe, feingebaute Gestalt und ihre regelmäßigen, fast europäischen Gesichtszüge angenehm auffallen, während in einem anderen, vielleicht nur eine Meile davon entfernten Orte Menschen wohnen von kleiner, gedrungenere Gestalt, von tiefschwarzer Farbe, mit groben, häßlichen, thierischen Zügen, mit did aufgeworfenen, wulstigen Lippen und platten Nasen, mehr zweihändige Affen, als menschliche Wesen. Biweilen kann und wohl eine gewisse Ähnlichkeit der Stämme über die absolute Genauigkeit hinwegtäuschen, wie es bei der interessanten „Somali-Karawane“ der Fall ist, indem die Einwohner von Darfur denen des Somali-Landes etwas ähnlich sehen. Ja, die ersteren erscheinen uns sogar sympathischer; sie haben nicht den bekannten, ausgeprägten Negertypus; ihre Gesichter sind intelligent, oft sogar hübsch, die Lippen dünn, das Haar kraus und tiefschwarz. Die Darfur-Knaben scheinen sich übrigens in dem kühlen deutschen Klima ganz wohl zu fühlen. Wenigstens verstehen sie es, sich mit ihren mitgebrachten Gefährten ebenso zu belustigen, wie sie die neugierigen civilisirten Zuschauer unterhalten. Diese Gefährten sind es auch, denen die Bezeichnung „Somali-Karawane“ in jeder Beziehung zukommt, denn ihre Heimath ist in der That das Somali-Land, jener Theil der Ostküste Afrika's, den die Alten Barbaria nannten, und der unterhalb vom Golf von Aden, im Süden der östlichen Spitze des schwarzen Erdtheiles, liegt. Dorthier stammen die Leoparden, Antilopen und Fettschafe, die Dromedare, wilden Fiel und halbgezähmten Strauße, welche die Darfur-Knaben vorführen. Die „Vorstellung“ beginnt gewöhnlich mit Reitversuchen auf wilden Kangobren, die mit jener Fähigkeit, die dem Fiel einmal eigen ist, die dunklen Reiter abzuwerfen suchen; darauf folgt das behende Aufschwimmen auf die hohen Hüder der Dromedare, während diese im vollen Laufe begriffen sind. Das interessanteste Schauspiel bieten jedoch die Reitversuche auf Straußen. Wenn einer dieser starken Vögel mit dem kostspieligen Gefieder, seine kurzen, verkrümmerten Flügel heftig schlagend, auf der schmalen Bahn mit Blüheschnelle dahinkläuft, — und die Strauße laufen fast wie gute Rennpferde, — beginnt der lustige Kampf zwischen Mensch und Thier. Mit wunderbarer Geschwindigkeit wirft sich der junge Keger, der dem Strauße in schnellem Laufe gefolgt ist, auf den Rücken des Vogels. Während dieser nach Kräften bemüht ist, die unangenehme Last abzuwerfen, sucht sich der behende Darfur-Knabe auf den glatten Federn festzusetzen. Der Strauß springt, duckt sich, dreht den Kopf nach allen Seiten, insofern der Reiter trampfhaft die Federn erfährt und seinen Platz zu behaupten sucht. Da, noch ein Sprung, eine heftige Körperbewegung, und der Vogel hat den Sieg davon getragen, der Reiter liegt im Sande. Aber nur auf wenige Augenblicke; denn schon hat sich der geschmeidige Keger aufgespritzt, und in eiligem Laufe den Strauß wieder erreicht. Der Kampf beginnt auf's Neue, und nun endet dieser, da noch andere der Keger dem Verfolger zu Hilfe kommen, den Vogel aufzufangen und das sich heftig sträubende Thier festhalten, mit dem Siege des Reiters. Einmal unterworfen, fügt sich übrigens der Vogel geblüdig in sein Schicksal, und er trägt ohne weiteres Widerstreben den Reiter durch die langgestreckte Bahn.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge. 194. Blatt. (Zur Ausgabe mit allen Kupfern.) — Griechische Frau aus Jerusalem. — Unser Bild zeigt uns eine vornehme Griechin in ihren Staatsgewändern. Das wichtigste Stück der Tracht ist der Thob, ein langer, faltiger Rock aus buntgestreiftem Seiden- oder Baumwollstoffe, der vom Halse bis an die Füße reicht und so den ganzen Körper einhüllt. Die Aermel sind so weit, daß die äußersten Zipfel gleichfalls fast bis auf die Füße hinabreichen. Ueber dem Thob wird ein zweiter, ebenso langer Rock aus gleichem Stoffe getragen, der jedoch einfarbig ist. Er ist vorn ganz offen und wird nur durch eine um die Taille geschlungene Schärpe zusammengehalten. Darüber kommt nun eine kurze Jacke aus Sammet oder Tuch von rother, blauer oder grüner Farbe, mit kostbaren Goldarabesken verziert. Die Aermel schließen bis zu den Ellbogen eng an; von da an sind sie jedoch oben aufgeschlitzt und hängen herab, sodaß auch die Aermel des Thob zur Geltung kommen. Auf dem Kopfe trägt die Frau einen Auffatz (Schatwoch), an dessen Vorderseite eine Reihe goldener, auf die Seiten herabhängender Münzen befestigt ist. Darüber befindet sich die Larbije, ein weiches Tuch mit bedruckter oder gestickter Kante, welches über die Schultern herabfällt. Die Füße stecken in den bekannten arabischen Pantoffeln aus rothem oder gelbem Leder, mit einer nach oben gerichteten Spitze. Als Schmuck sind schwere goldene und silberne Armbänder und Fingerringe sehr beliebt.



Berlin. — Bekanntlich hatte die Kaiserin Augusta der internationalen Konferenz der Vereine vom Rothen Kreuz, welche

im vorigen Jahre zu Genf tagte, einen Preis von fünftausend Francs und eine goldene Medaille für das beste Modell einer transportablen Lazareth-Baracke zur Verfügung gestellt. Um diesen Preis bewarben sich mehr als achtzig Concurrenten, über deren Einladungen eine aus ersten wissenschaftlichen Autoritäten aller Nationen bestehende Jury zu entscheiden hatte. Die Preisrichter, welche im September sich in Antwerpen versammelten, erkannten einstimmig den Preis und die Medaille der Firma Christoph und Linnad in Kopenhagen zu. Außerdem gelangten noch eine goldene und zehn silberne Medaillen zur Vertheilung, welche die Kaiserin Augusta in Rücksicht auf die zahlreichen Aussteller nachträglich gestiftet hatte.

Frankfurt a. M. — Ein unangenehmes Abenteuer ist Frau Schröder-Vanfstängel, der Primadonna unseres Stadttheaters, zugefallen. Die Sängerin, welche ihre Sommer-Billeggiatur in Oberriehl genommen, fuhr von dort aus mit dem Homburger Mittagszuge nach Frankfurt. Als sie, begleitet von einer ihrer Schülerinnen, Fräulein Therese Eßbner, in's Coupé stieg, fand sie sämmtliche Sitze mit Reisegepäck belegt, jedoch in dem Coupé nur eine Dame anwesend, welche sie ersuchte, zwei Sitze frei zu machen. Als die Künstlerin, da diese Aufforderung unbeachtet blieb, selbst einige der Sachen zur Seite schob, versetzte ihr die Fremde unter Schimpfreden einen verben Schlag in's Gesicht. Frau Vanfstängel ließ in Rödelheim, wo der Zug hielt, den Stationschef rufen, und dieser telegraphirte an die hiesige Polizei, was denn zur Folge hatte, daß die rabiate Dame bei der Ankunft in Frankfurt in Haft genommen wurde. Sie legitimirte sich als Fräulein Jane Smith, Bonne des Generals Greville aus London, der mit seiner Familie in einem Coupé erster Klasse desselben Zuges fuhr und es nicht einmal der Mühe werth hielt, ein Wort des Bedauerns an die beleidigte Künstlerin zu richten. Vor Gericht benahm sich die schlagfertige Engländerin sehr zaghaft und behauptete, nur aus Versehen ihre Gekrönte berührt zu haben. Das Gericht schenkte jedoch dieser Aussage keinen Glauben und verurtheilte die Angeklagte zu einer Gefängnißstrafe von einer Woche.

Karlsruhe. — Nachdem die Vermählung der Prinzessin Hilda von Nassau mit dem Erbprinzen Friedrich Wilhelm von Baden am 20. September auf dem Schlosse Hohenzollern bei Pöggendorf in Oberbaden stattgefunden hatte, erfolgte der feierliche Einzug des jungen Paares in Karlsruhe am Nachmittage des 26. September. Die Bevölkerung feierte den festlichen Tag durch ein Ständchen der Sänger vor dem großherzoglichen Schlosse und eine großartige Beleuchtung der Stadt am Abend; auch fand in der eigens errichteten Festhalle ein Bankett statt. Der folgende Vormittag war dem Empfange der Deputationen gewidmet, die zum Theil in der malerischen Landestracht erschienen. Daran schlossen sich mannigfache Volksbelustigungen, die auch noch am nächsten Tage ihre Fortsetzung fanden. Unter den zahlreichsten Hochzeitsgaben verdient besondere Erwähnung die Spende nassauischer Familien: ein kostbarer Tafelaufsatz in getriebenen Silber, mit reicher Vergoldung und geschmackvoller Emailirung. Den Fuß des Unterfahes schmücken zwei Figuren: „Klein“ und „Lahn“; die Mitte des Unterfahes zeigt, umgeben von einer Gruppe Amoretten, die Widmung: „Aus Nassau, dem Heimathland“. Aus der Mitte des Unterfahes steigt eine Säule empor, geschmückt mit zwei allegorischen Gruppen, das Glück darstellend. Die Mitte der Säule trägt die von Amoretten gehaltenen Wappen der Häuser von Baden und Nassau. Auf der Säule ruht eine silberne ornamentirte Schale, zur Aufnahme von Blumen bestimmt, aus deren Mitte, das Ganze effectvoll abschließend, die prachtvoll modellirte schwebende Statue des „Hymen“ sich erhebt. Die andere Seite entspricht in ihrer künstlerischen Anordnung der Vorderseite und zeigt inmitten der Säule das Monogramm „H. Ch.“ (Hilda Charlotte), darüber die herzogliche Krone, darunter das Wappen der Stadt Wiesbaden und am Sockel, entsprechend der Widmung auf der Vorderseite, das Datum des Hochzeitsfestes: „20. September 1885“, umgeben von Amoretten.

Wien. — Die Kronprinzessin Stephanie von Oesterreich läßt mit besonderem Interesse die Malkunst aus. Auf ihren Ausflügen und Reisen pflegt sie ein Zeichen-Album mit zu führen, in welchem sie jene Punkte, welche ihr Interesse wachgerufen, mit Bleistift skizzirt, um später die eine oder andere Zeichnung weiter auszuführen. Ein Triester Blatt giebt nun eine Schilderung des Albums, das die hohe Frau sich speziell für ihren jüngsten Aufenthalt in Triest angelegt hatte. Das erste Blatt bringt eine Bleistiftskizze von Miramare, das zweite eine ebensolche Skizze des Schloßes, von der Seeseite aus gesehen. Auf dem dritten Blatte sieht man eine herrliche Aquarell-Ansicht von Miramare, während die beiden nächsten Blätter eine reizende Ansicht des Küsten-Panoramas, wie es sich von der südlichen Schloßterrasse aus bietet, wiedergeben. Das in Aquarell ausgeführte Bild ist von überraschender Schönheit. Nun folgen in Halbblättern Aquarell-Ansichten von Pirano, Triest, Duino, Santa Croce, Capodistria, vom Lazareth St. Bartolomeo, dann ein prachtvolles Vollbild, die Nacht „Phantasio“, welche auf hoher, leicht bewegter See zwei Dampfern begegnet. Zwischen diesen Blättern finden sich einige flüchtigere Bleistiftskizzen, welche noch der Ausführung harren, sowie einige mit vollendeter Naturwahrheit auf das Papier geworfene Blumen.

In Baden bei Wien verschied am 16. September Frau Camilla Kuzicka-Ostroc, eine durch ihre Gelehrsamkeit ausgezeichnete Dame. Mit besonderem Erfolge hatte sie sich dem Studium der orientalischen Sprachen gewidmet und war in diesem Fache auch literarisch thätig. Das erste türkisch-deutsche Wörterbuch für den practischen Gebrauch wurde von ihr herausgegeben. Ihre Arbeiten sind durch die Verleihung der österreichischen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft, der bairischen goldenen Ludwigs-Medaille und der ersten Klasse des persischen Ordens für Wissenschaft anerkannt worden.

London. — Wie es bei einer Gala-Tafel der Königin Victoria in Schloß Windsor zugeht, schildert ein Eingeweihter folgendermaßen: Seit einigen Jahren lauten die Einladungen nur auf einen Abend und eine Nacht und werden erst im letzten Augenblicke ausgegeben. Oft erhält man sie erst am Nachmittage desselben Tages, an dem man im Schlosse erwartet wird. Die Geladenen verlassen den Bahnhof von Paddington um fünf oder halb sieben Uhr und werden am Eingange des Schloßes von den Pagen der Königin empfangen. Die Gemächer, welche den Gästen angewiesen werden, sind sehr geräumig und natürlich mit aller Bequemlichkeit ausgestattet; werthvolle Gemälde hängen an den Wänden. Bei seiner Ankunft erhält der Gast den Besuch des Master of the Household, Generalmajors Sir John Cowell, ist er einer Hofdame bekannt, so wird er bei derselben zum Thee geladen. Um halb acht Uhr kleidet man sich zur Tafel an, bei der man in großer Hof-uniform erscheinen muß, und um acht Uhr begiebt sich der Gast in die lange Gallerie, wo die ganze Gesellschaft zusammenkommt. Dieser ungeheure Corridor, der sich um das ganze Bierock des Schloßes herum-

zieht, enthält prächtige Vasen, Buffets von kostbarem Holz, gefüllt mit dem feinsten Porzellan. Die Wände sind mit Gemälden buchstäblich tapeziert. Kurz nach halb neun Uhr kommt die Königin mit der Prinzessin Beatrice in die Gallerie und richtet ein paar Worte an die Gäste; dann begiebt sich Alles in den Speisesaal. Das Essen ist stets ausserlesen; auf dem Speisetische steht unter der Bezeichnung jeden Gerichtes der Name des Kochs, welcher dasselbe bereitet hat. Von Weinen werden nur Bordeaux und Champagner aufgetragen. Unzählige Kammerdiener in Galatien, Pagen und uniformirte Schaffner sind zur Bedienung anwesend. Die Küchenbeamten zertheilen die Fleischspeisen auf den an der Wand stehenden Tischen. Nach der Tafel verläßt die Königin den Speisesaal mit den Damen, und einige Minuten darauf folgen die Herren. Die Königin bringt darauf etwa eine halbe Stunde in der Gallerie zu, spricht der Reihe nach mit jedem der Geladenen einige Worte, verneigt sich dann und zieht sich zurück. Die Personen des Hofes und die Gäste verfügen sich sodann in den „Rothem Saal“ oder in den „Grünen Saal“ und bringen den Rest des Abends mit Whistspielen oder Musik zu. Die Königin bleibt den Abend über in ihrem Privatsalon oder in jenem des Prinzen Albert; diese zwei mit einander in Verbindung stehenden Zimmer sind jeden Abend glänzend erleuchtet. Die Königin plaudert dort mit ihren steten Begleitern, der Prinzessin Beatrice und deren Gemahl, oder sie liest, schreibt oder hört auch ihrer Vorleserin zu. Es befindet sich auch ein Billardsaal im Schlosse, in welchem man rauchen kann, und in dem erfrischende Getränke geboten werden. Auch Rauchzimmer, selbst für die Bediensteten, sind vorhanden; aber es ist jedem Gast untersagt, in seinem Zimmer zu rauchen. Man weiß im Voraus, daß man mit dem um elf Uhr Vormittags abgehenden Zuge abreisen muß; das Frühstück wird daher ziemlich frühzeitig eingenommen. Es sind dafür zwei Tafeln gedeckt; man kann jedoch auch in seinem Zimmer frühstücken. Die Königin nimmt das erste Mahl stets absondert ein, entweder allein oder in Gesellschaft eines Prinzen; die Gäste bekommen also ihrer Majestät vor ihrer Abreise nicht mehr zu sehen.

Mit der Herausgabe eines originellen Wertes ist Miss Kate Sanborn beschäftigt. Das Buch, das den Titel „The Wit of Women“ (Frauenwitz) führen wird, soll eine Auswahl aus dem Besten enthalten, was von Frauen verschiedener Länder und Zeiten auf dem Gebiete der Satire und des Humors in der Literatur geleistet worden.

Der Verein deutscher Lehrerinnen in England, dessen Zweck es ist, den stellungsuchenden Mitgliedern ohne Agenten-Bermittelung Anstellung zu verschaffen, ihnen gegen billige Vergütung ein zeitweiliges Heim zu bieten und die krankten und mittellosen Mitglieder zu unterstützen, zählt jetzt sechshundert- und siebenzig Mitglieder und hat in der kurzen Zeit seines Bestehens bereits eintaufendhundertundsechshundachtzig Erzieherrinnen mit passenden Stellen versorgt. Die hohe Bedeutung dieses Verbandes für die deutsche Lehrerinnenwelt ergibt sich daraus, daß vor dem Bestehen desselben die Erzieherrinnen im Auslande, namentlich in England, vollständig auf die Agenten angewiesen waren, welchen eine Gebühr von fünf bis zehn Prozent des Jahresgehalts entrichtet werden mußte, und daß die stellungsuchende oder der Erholung bedürftige Lehrerin in theuren Reisekosten nicht selten in schlechte Hände gerieth. Der Verein und das Heim der deutschen Erzieherrinnen bieten nun eine sichere Gewähr für den entsprechenden Schutz und Schirm deutscher Landestöchter, die ihre Kräfte in der Ferne zu suchen gezwungen sind. Gegenwärtig erhält der Verein durch seine Mitgliederbeiträge sich selbst, doch ist das Vereinshaus, das anfangs nur für dreihundert Personen berechnet war, viel zu klein geworden und bedarf der Vergrößerung, wenn Schutz- und Rathsuchende nicht abgewiesen werden sollen. Zu dieser Vergrößerung fehlen aber die nöthigen Fonds. Viele deutsche Fürsten, das Kaiserpaar an der Spitze, mehrere Regierungen und Städte haben bereits namhafte Beiträge für diesen Zweck gewährt, zu dessen Erreichung jetzt noch achtzehntausend Mark erforderlich sind.

Stockholm. — Den ungewollten Anlaß zu einer schrecklichen Katastrophe gab Christine Nilsson während ihres Aufenthaltes in der schwedischen Hauptstadt. Bereits in Gothenburg hatte das Auftreten der von ihren Landsleuten wohl über Gebühr gefeierten Sängerin zu tumultuarischen Straßen-Exaltationen geführt, sodas die dortige Polizei sich zum Einschreiten genöthigt gesehen hatte. Aber noch viel stürmischer gestalteten sich die Exaltationen in Stockholm. Nachdem die Künstlerin am 23. September in einem Concerte gesungen, sammelte sich vor ihrer Wohnung im Grand Hotel eine ungeheure Menschenmenge, die immer mehr anwuchs, als Frau Nilsson, den wiederholten Rufen Folge leistend, vom Balkon herab einige Lieder sang. Als endlich sich die Menge zu zerstreuen begann, entstand ein so furchtbares Gedränge, daß achtzehn Personen getödtet und viele andere mehr oder weniger schwer verletzt wurden. Natürlich kann die Sängerin, welche die von ihr angeführten Concerte sofort einstellte, kein Vorwurf treffen; gewiß hat sie, an dem verhängnisvollen Abend ermüdet heimgekehrt, nur mit Widerstreben sich dazu herbeigelassen, in der empfindlichen Abendkühle von dem Balkon herab zu singen. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß die Katastrophe vermieden worden wäre, wenn der Cultus, der vielfach mit „Sternen“ der Gesangs-kunst getrieben wird, nicht eine Höhe erreicht hätte, die über die Grenzen des Verständigen weit hinausgeht. Die Lehre, die sich aus dem beklagenswerthen Ereigniß ergibt, wird hoffentlich die Beachtung finden, welche sie verdient.

Newyork. — Mistreß George M. Pullmann, die Gattin des bekannten Fabrikanten, reist auf der Eisenbahn wie eine Fürstin, ja noch vornehmer als eine solche, denn gekrönte Häupter pflegen sich nur eines oder mehrerer Salomwagen zu bedienen, während die amerikanische Dame oft einen ganzen Zug für sich allein benutzte. Das geschah auch neulich, als sie mit ihren Kindern und achtzehn Domestiken sich von Chicago nach Long Beach, dem bekannten fashionablen Badeorte, begab. Ein Reporter, dem es gelang, einen Blick in den Boudoir-Wagen zu werfen, entwirft ein glänzendes Bild von der prächtigen und zugleich geschmackvollen Einrichtung. Der Raum war in eine Art Blumen-garten umgewandelt, mit den feinsten Gewächsen angefüllt. Kostbare Stoffe und Gemälde schmückten die Wände, und zur Lectüre boten sich die neuesten Journale und epochemachenden Werke dar. Einer der Waggons führte die Pferde der Dame und ein anderer ihre und ihrer Kinder Equipagen.

Die Zahl der an den nordamerikanischen Universitäten studirenden Frauen wird gegenwärtig auf achtzehntausend geschätzt, sodas man bereits befürchtet, einzelne Zweige jener Studien, denen sich das weibliche Geschlecht mit Vorliebe zuwendet, besonders dasjenige der Medicin, könnten einer Ueberfüllung mit weiblichen Kräften unterliegen. Andererseits aber hört man wieder von Thatfachen, welche der Berufserweiterung der Frauen sehr förderlich scheinen. So wurde im Staate Texas ein Gesetz angenommen, welches es für statthaft erklärt, daß die Hälfte sämmtlicher öffentlicher Vertrauensposten im Staate von Frauen besetzt wird.

Die Mode

Kalender auch im Einzelnen verboten.

Mode vom October 1785.



Nach einem Stiche von E. Klepshausen „Habillonnans de l'année 1785“ im „Boettinger Taschen Kalender vom Jahr 1785“.

Aus reinem Wollgewebe (bouclé), Seidenreps und plüschartigem Pelz zusammengesetzt, eignet sich der lange Mantel nicht nur zu einer höchst eleganten Vervollständigung der Promenaden-Toilette, sondern wegen seiner einfachen Form auch zu einer bequemen Hülle für den Abend. Schleifen aus breitem Repsband. (Bemerkung: N. Hall Jon., W. Jägerstr. 27a.)

Als Uebergang von den koketten buntfarbenen Sommerhüten zu den seriöseren Formen des Winters bringt der Herbst stets einzelne Neuheiten, welche das Charakteristische beider Jahreszeiten zu vereinigen suchen. So zeigt die zierliche Capote um die vorn nur leicht



hochgebogene Krempe eine bräunliche Pelz-Einfassung, während die Bekleidung aus dunkelgrünem Sammet, hinten in 15 Cent. Höhe fein eingereicht, auf der Höhe des Kopfes eine 8 Cent. hohe Puffe bildet. Dieser schließt sich vorn eine mächtige Schleife aus Sammetband an. (Bemerkung: S. Wöhrner, SW, Reutenstr. 21.)

Unter den unzähligen Formen Heidsamer Jabots, Fichus und Westen erfreuen sich besonderer Gunst die zierlichen Westen-Fichus mit hochstehenden Kragen, die im Rücken mittelst Hakenvorrichtung unsichtbar schließen. Diese auf jeder Taille zu befestigenden Fichus fertigt man entweder aus Rouffeltin und benäht den oben eingereichten Theil dicht mit Wachsperven, oder man wählt gold-



durchwirkten Brocat, Sammet oder gelblichen Canovas do congrés und verzert sie mit bunter Seiden-spitze oder Stickerei. Auch die bekannten orientalischen Schärpen aus treppartigem Venen mit farbiger und Goldstickerei lassen sich gut hierzu verwenden. Einen gräßlichen Schmaß bilden kleine, auf Spizgenpliffés ruhende Bandschleifen in der Farbe der Stickerei.

Trotzdem seit dem ersten Auftreten der Pelzerine Jahre verfloßen sind, erfreut sich die gefällige, praktische Hülle noch immer allgemeiner Gunst. Um indessen für die Promenade ganz moderegert zu sein, muß das kleine Ding aus schönem Material bestehen, z. B. aus zweifarbigen, gestreiftem Atlas, wie an unserer Vorlage, welche durch einen weiten, mit einfarbigem Atlas gefütterten Capuchon vervollständigt wird. Der hohe, breitrandige Hut zeigt die Krempe kraus mit Sammet eingeflocht und mittelst einer farbigen Sammet-schleife an einer Seite in die Höhe genommen, während der Kopf aus Seidenfilz mit spitzgeschliffenen Jetperlen benäht ist.



Unter den Geschenken, welche dem Großherzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz zur Feier seines fünfund-zwanzigjährigen Regierungsjubiläums dargebracht wurden, bestand sich auch ein Gedek, von der Großherzogin Auguste Caroline gespendet und nach den Zeichnungen von G. Teske in der Fabrik von A. W. Kiser in Bielefeld gewebt. Die Bordüre der Tisch-tücher und Servietten besteht aus Festons von Lorbeer und Eiche, in welche abwechselnd der Schild mit dem Tierkopf und die großherzogliche Krone gesetzt sind. Begrenzt werden die Laubgeminde oben durch die Kette der wendischen Krone, von welcher Ordenssterne und Hals-Decoration in die Festons herabhängen. Die eine Hälfte der Servietten enthält in der Mitte die Chiffre F. W., übertragt von der Krone, die andere Hälfte die Chiffre A. C. mit der englischen Prinzessinnen-Krone. In gleicher Gestalt befinden sich diese Chiffren auch in den Ecken der Tisch-tücher, welche in der Mitte abwechselnd die großen Wappen der hohen Herrschaften tragen. — Als interessante Reminiscenz sei erwähnt, daß in der großherzoglichen Wäsche-kammer zu Rostock Tisch-gedek aufbewahrt werden, für welche die früheren Herzoginnen und Prinzessinnen von Mecklenburg-Strelitz, welche Linie mit dem Herzog Adolf Friedrich II. im Jahre 1701 ihren Anfang nimmt, selbst mitgesponnen haben und nach eigener Angabe weben lassen. Die Herzoginnen waren geborene Prinzessinnen von Sachsen-Gotha, Schwarzburg-Sondershausen, Holstein-Plön und Sachsen-Hildburghausen. Eines dieser Tischgedek stellt auf verschiedenen Feldern die zehn Gebote dar. Die Tochter der letztgenannten Fürstin, die spätere Königin Charlotte von England (1761 bis 1818), war fleißig als Spinnerin und sehr geschickt mit der Stick- und Tambourir-Nadel. Im Schlosse zu Mirrow ist ein ganzer Salon mit Tapeten besetzt, die von ihr gearbeitet worden. Natürlich haben ihr, nach der Sitte der Zeit, die Hof-fräulein beim Spinnen und Sticken geholfen.

Neue Handarbeiten

Kalender auch im Einzelnen verboten.

Schon mehrfach nahmen wir Gelegenheit, auf die von England zu uns herübergekommene Prismatine-Brünze-Malerei, welche wir an gleicher Stelle in der Nummer vom 16. October 1884 zuerst einführen, aufmerksam zu machen. Zu der vielfachen Verwendung dieser effectvollen Malerei zu Zwecken der Zimmer-Decorati-on, wie zur Ausschmückung von Toiletten-Gegenständen (Kleidern, Pompadours, Kragen, Manschetten etc.), tritt jetzt noch das Bemalen von Spiegeln, besonders für den Toiletten-tisch. Diese Spiegel stehen in den verschiedensten



Größen auch fertig gemalt zum Kauf; für die des Malens kundigen Damen dürfte es jedoch von Interesse sein, zu hören, daß auch angefangene Malereien, sowie die auf Glas vorgezeichneten Muster künstlich zu haben sind. (Bemerkung: S. Lindbergh, SW, Altonaerstr. 14.)

Scheiben-Gardinen in altdeutschem Geschmack aus canovas do congrés mit Filet-Gaupeure oder genähten Einfäßen, mit farbiger Flachstickerei, oder was sonst die Arbeits-Kammern unserer Zeitung für verlockende Vorlagen gebracht, sind wohl ein stiller Wunsch mancher Hausfrau; doch nicht selten mag das Material zu kostbar erscheinen, öfter vielleicht noch die Mühe für eine zeitraubende, umfangreiche Arbeit fehlen. Deshalb erinnern wir daran, daß die beliebte Häkelarbeit auch hier die kostbareren und mühevolleren Techniken ersetzt und, farblich ausgeführt, geradezu überaus wirksam wirkt. Viele der von uns veröffentlichten Häkel-Einfäße, besonders die mit Medaillon-Mignardise zusammengesetzten, sind, in starkem Material ausgeführt, direct verwendbar. (Siehe u. A. Abb. 34—36 der ersten October-Nummer.) An einer uns vorliegenden, derartig ausgestatteten Gardine waren die breiten, mit einfachem Hohlsaume versehenen Canovas-Streifen durch Einfäße der Quere nach verbunden. Eine kräftige, weiße Medaillon-Mignardise bildete die Mitte der Häkelarbeit, welcher sich nach beiden Seiten ein einfacher Musterfah aus je einer blauen, rothen, weißen und nochmals rothen und blauen Tour angeschlossen. Für die kräftigen Ausführungen eignen sich am besten die W. Hebebrand'schen (Oberfeld) Garne und Mignardisen.

Bei der Vorliebe für damascirte Stoffe wird Vielen die Mittheilung von Interesse sein, daß man glatte Gewebe jeder Art (Sammet, Plüsch, Atlas, Seide u. s. w.) nicht allein durch das bekannte Einpressen in gemusterte Verwandel, sondern ihnen auch durch eine neue Art des Pressens das Aussehen von Frisgeweben geben kann. Selbst bei getragenen Gegenständen läßt sich dieses Resultat erreichen. Eine Auswahl Proben gepresster Gewebe versendet auf Wunsch die Gaucier-Anstalt von A. Dentschel (Nachfolger W. Reisinger), SW, Neuenburger Straße 32.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Speisezettel für die feine und einfache Küche. (Schluß.)

1114. Kohlrüben-Auflauf. Vier große, saftige, zarte Kohlrüben werden Tags vor dem Gebrauche sauber geschält, abgelpült, ungefähr 3 Stunden in gesalzenem Wasser gar und weich gekocht und dann auf einen Durchschlag gelegt und kalt gestellt. Am anderen Morgen reibt man sie, wie gekochte kalte Kartoffeln, auf einem Reibeisen, — dabei sorglich beobachtend, daß keine Stückchen in die geriebene Masse hineinfallen, — giebt hierauf 1/2 Obertasse saure Sahne, ebenso viel zerlassene Butter, 8 fein gestoßene Zwiebels, 4 Eidotter, Salz, Zucker, auch gestoßenen Pfeffer nach Geschmack und schließlich, nachdem Alles gut verrührt ist, den fest geschlagenen Schnee von 4 Eiweiß dazu. Das Ganze wird dann sogleich in eine vorher mit Butter und gestoßenem Zwiebel vorbereitete Auflaufform gefüllt und im mäßig erhitzten Ofen 1 1/2 Stunden lang gebacken. Zu diesem sehr wohlschmeckenden Gerichte ist gepökelte Lachszunge, gepökeltes Schweine- oder Rindfleisch, warm und auch kalt, eine passende Beilage.

1115. Fleischpudding. Aunderthalb Kilo verbes, aus der Röhre geschnittenes Kalbfleisch wird, nachdem man es von allen Sehnen und Häuten befreit hat, ganz fein gewiegt und dann durch ein Sieb gerieben. Hierauf läßt man 125 Gr. Butter mit 125 Gr. Mehl, welches man vorher mit 1/2 Liter Wasser klar verquirlt hatte, unter beständigem Rühren so lange kochen, bis es sich von der Casserole rein ablöst, und stellt die Masse dann sogleich, nachdem man erst noch 125 Gr. frische Butter darin verrührt und das Ganze hierauf in eine tiefe Schale gestürzt hatte, bei Seite. Ist die Masse etwas abgekühlt, so rührt man 4 ganze Eier und 1/2 Liter süße Sahne nach und nach daran, thut etwas Salz und zuletzt das durchgeriebene Fleisch dazu, füllt das Ganze in eine vorbereitete Puddingform, stellt diese bis 2/3 ihrer Höhe in ein kochendes Wasserbad und läßt den Pudding in einer Stunde darin gar werden. Eine Butter-, Kapern-, Sardellen- oder Krebsauce ist zum Pudding passend; auch eine weiße Sauce (siehe Rezept 1113) schmeckt vortreflich dazu.

1116. Birnen-Compote. Man schält feine Kohlbirnen hübsch rund, schneidet sie der Länge nach durch, entfernt Blume und Kerngehäuse und wirft die Birnen in frisches, mit etwas Essig vermishtes Wasser. Hierauf läßt man in einer irdenen Casserole Wasser und Weißwein, zur Hälfte gemischt, nebst Zucker, ganzen Zimmt, ein wenig fein abgeschälter Zitronenschale und 2-3 Nellen einige Minuten durchkochen, thut dann die Birnen hinein und läßt sie langsam so lange kochen, bis sie durchweg weich sind und klar, fast durchsichtig erscheinen. Nun hebt man sie mit einem Durchschlag, sie gut abtropfen lassend, aus der Sauce auf eine flache Schüssel, läßt die Sauce bis zu wenigen Schöpfeln voll einkochen und feiht dieselbe durch ein Sieb über die bergartig angerichteten Birnen. Gefaltet, muß der Saft kaum noch flüssig, vielmehr geléeartig sein, worauf man dann die Bir-

nen mit einem dicken Kranz von geschlagener Sahne umgiebt und sie sogleich servirt.

1117. Entenbraten mit Wirsing und Kartoffeln. Recht fette, gut gemästete Enten werden, wie gewöhnlich, zum Braten vorbereitet, sodann in einer Bratpfanne in gebräunter Butter, unter fleißigem Begießen, in guter Dfenhitze halb gar gebraten, um hierauf, nachdem man ein Glas Rothwein und ein wenig Suppenwürzeln daran gethan hatte, langsam gar und weich zu braten. Inzwischen hatte man Wirsing, gut verlesen, in kochendem Salzwasser gar gekocht und dann in frischem, kaltem Wasser gethan, während in gleicher Zeit einige mehligte Kartoffeln in wenig Wasser, welches mit mehreren Eßfellen Entensauce gefettet worden, gar gekocht waren. Wenn dies geschehen, hebt man die fertig gebratenen Enten auf eine warme Schüssel, fettet die Sauce rein ab, thut das Fett nebst der Hälfte des Saucen-Fonds an die Kartoffeln, giebt hierauf auch den gut ausgebräuten Wirsing dazu und läßt das Ganze, bei richtigem Umrühren, 10-15 Minuten durchkochen. Die Enten legt man, damit sie warm bleiben, in den zurückgelassenen Saucen-Fond, wonach sie, im Augenblicke des Anrichtens, jede in 8-10 Stücke tranziert und als Garnitur um den angerichteten Wirsing gelegt werden. Der Wirsing darf zuletzt nicht mehr Brühe haben, als zum Saftigerwerden notwendig ist, und muß gelblich-braun aussehen. Den Rest des Saucen-Fonds servirt man extra dazu.

1118. Omelette. Recht feine Gerstengröße wird in einer Mischung von Milch und etwas Wasser mit wenig Salz recht langsam, damit die Größe gehörig ausquillt, zu einem dicken Brei gekocht und dann sogleich, nachdem sie vom Feuer genommen ist, mit 125 Gr. frischer Butter so lange verrührt, bis sie abgekühlt ist. Dann fügt man 4 oder 5 ganze Eier und auf jedes Ei 2 Eßlöffel dicke, saure Sahne hinzu, giebt hierauf den Brei in eine feine, mit Butter ausgefischene Bratpfanne oder Auflaufform und bäckt ihn in 1 1/2 Stunden gar. Bei Tisch reicht man mit Zucker versüßte, recht schaumig geschlagene, saure Milch oder auch heiße, süße Milch dazu. Die angegebenen Mengen sind auf ungefähr 200 Gr. Größe berechnet. D. v. W.

Preis-Concurrenz

der Illustrirten Frauen-Zeitung für die besten Zeichnungen.

Zu unserer vorigen Nummer veröffentlichten wir über dieses unser neuestes Unternehmen das Preis-Ausschreiben.

Demselben schließt sich an eine Musterammlung von Holzschnitten, von welcher wir nachstehend wiedergeben die Ankündigung.

Ausgewählt auf Veranlassung der unterzeichneten Verlags-handlung durch Herrn Maler Franz Starbina in Berlin, erscheint die

Musterammlung von Holzschnitten aus englischen, nordamerikanischen, französischen und deutschen Blättern

aus Anlaß unseres Preis-Ausschreibens für die besten Zeichnungen zur Wiedergabe durch den Holzschnitt in der Illustrirten Frauen-Zeitung.

Die Musterammlung wird von Anfang October d. J. bis Mitte Februar 1886 in zehn vierzehntäglichen Lieferungen in Groß-Folio-Format auf feinstem Kupferdruckpapier erscheinen. Jede Lieferung wird neun Blätter enthalten, etwa die Hälfte davon in Doppelformat, also über zwei Seiten der bekannten großen illustrierten Zeitungen gehend. Der vorliegenden ersten Lieferung ist außerdem ein Lichtdruck beigelegt, welcher das Original eines der Holzschnitte in Facsimile wiedergiebt.

Der Preis für jede Lieferung ist 3 Mark, für jedes Bild also nur 33 1/2 Pfennig. Niemand ist zur Abnahme einer bestimmten Anzahl von Lieferungen verpflichtet.

Bestellungen auf die Musterammlung nehmen alle Buchhandlungen entgegen. Berlin W., Potsdamerstr. 38, 1. October 1885. Die Verlags-handlung von Franz Vipperheide.

*) Da die einzelnen Blätter unseres Werkes, zumal die doppelseitigen, sich sehr wohl auch zum Einrahmen eignen dürften, so geben wir hier gleich den Weg zur geeigneten Behandlung derselben für diesen Zweck an.

Nachdem das Bild und das zum Einrahmen bestimmte Glas auf die gleiche Größe geschnitten sind, drückt man den Bruch des Bildes mit dem Fingerring oder Ringernagel auf der Rückseite glatt und schiebt auf derselben das Bild mit einem Schwämmchen leicht an. Das so gereinigte Bild legt man auf das gereinigte Glas und befestigt es auf denselben, indem man an den Rändern um Bild und Glas etwa 1/2 bis 2 Ctm. breite Streifen Papier herumklebt, welche später durch den Rahmen verdeckt werden. Sobald das Bild trocken, verschwindet der Bruch vollständig, und man kann alsdann mit dem Einrahmen des Bildes in der üblichen Weise verfahren.

Will man dem Bilde einen breiteren weißen Rand geben, so empfiehlt es sich, einen entsprechenden größeren Carton auf ein Reißbrett zu spannen und das Bild entweder, nachdem der Bruch, wie oben, glatt gedrückt worden, auf diesen aufgespannten Carton mit gutem Meißel fest aufzuschieben oder es in geschnittenem Zustande auf den Carton aufzuspannen, d. h. nur an den Rändern schmal auf diesen anzukleben.

Den so mit dem Bilde auf das Reißbrett gespannten Carton läßt man gut austrocknen, schiebt ihn auf das Format des Glases, umklebt darauf Bild und Glas an den Rändern mit Streifen Papier, wie oben angegeben, und schiebt, nachdem auch diese gehörig trocken, zum weiteren Einrahmen.

Zu dieser Nummer gehört für die Abonnenten der großen Ausgabe ein Modenbild und ein Kostümbild.

Von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelseiten, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. (1 Guld. 50 Kr., mit Postaufschlag 1 Guld. 80 Kr.)

Die Hefi-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe“, das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.)

Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf. (2 Guld. 55 Kr., mit Postaufschlag 2 Guld. 85 Kr.) — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Hefi-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Anzeigen

falls solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ ausgefertigt von uns angeben werden sollen, finden in dem Preise von 1 Mark für die einblättrige Moden-Beilage oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureaux, sowie in den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung in Berlin W., Potsdamer Straße 38, und in Wien I., Dvergasse 3. Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugerechnet, so lange der Inseritions-Auftrag dauert.

Kunstgewerbliches

Siehe Seite 345.

Moritz Wenzel, Königl. Hoflieferant in Breslau, Ring 15. Nömer. Preis M. 15. Rheinweinglas. Preis M. 12.

J. und L. Sobmeyr, Fabriks-Niederlage von Glaswaaren etc. in Wien. Krüge, Karaffen und Gläser etc. Preis von M. 2-20.

Monogramm-Büchlein von Erna von Manteuffel. Preis 4 Hefi 40, mit Porto 50 Pf. Jedes Heft für eine Familie ausreichend, enthält 25 Monogramme für Plakette. Bei Bestellungen genügt Angabe des gewünschten Buchstabens. Harburg a. E. Gustav Elkan.

Nützliches Geschenk für Damen! S. Zuh's Zubehörskasten für Damen. Zum Selbstunterricht bearbeitet. Siehe Inse- ratenteil der Illustrirten Frauenzeitung vom 1. Juli 1885. Preis 12 Mark. Franco gegen Einzahlung.

Anleitung zur Cabinet-Glasmalerei v. S. Schnerl. Preis: M. 1.—, nach außerhalsb. Fre. 2.—. Entsendung von M. 1.10 in Postmarken. Zu beziehen durch jede Buch- u. Kunstmaterialien-Handlung, sowie durch: Gasse & Brandl, Berlin W., Kurländischestraße 109.

Die Königl. Hof-Musikalienhandlung von A. Brauer in Dresden liefert alle Musikalien und musikalischen Schriften auf's Schnellste. Kataloge gratis und franco.

Filet-Guipure-Album. Eine Sammlung stilvoller praktisch ausgeführter Original-Muster. Nebst illustrierter Anleitung von Erna von Manteuffel. Preis in eleg. Mappe M. 15.— Verlag und Eigenthum von Gustav Elkan in Harburg a. d. E.

Für Kunstfreunde. Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin (enthaltend moderne u. classische Bilder, Pracht- und Galerieswerke, Photographieren etc.), mit 5 Photographien nach Amberg, Krüner, Raschel, Moretto ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einzahlung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Theodor Holzhüter, Kaiserl. Königl. Hoflieferant, Berlin W., 126 Leipziger Strasse 126. Magazin für Ausstattungen in Krystall, Glas, Porzellan, Granit und Steingut.

Die Mehrzahl der Musterbücher für weibliche Handarbeiten ist eine der erfreulichsten Erscheinungen unserer Zeit. Wie im 16. Jahrh., der grossen Zeit des feinen Geschmacks, gerade die Frauen sich auch mit ihren Arbeiten in den Vordergrund stellten, so haben wir eine ähnliche Thatsache auch in unserer Zeit zu verzeichnen und dass man dabei vor Allem auf praktische Muster Werth legt, beweist, dass diese Bewegung selbst eine feste Grundlage gewonnen hat. Zu den besonders werthvollen Arbeiten auf diesem Gebiete gehört das vorliegende Buch, das allen, welche auf weibliche Handarbeiten etwas halten, im höchsten Grade erwünscht sein muss und dies um so mehr, weil die praktischen Anleitungen und Fingerzeige hier mit klarem Verstandnis und feingebildetem Geschmacke verbunden sind. Red. Kunst u. Gewerbe, Nürnberg 1885, Nr. 4.

Advertisement for 'Verfälschte schwarze Seide' (Falsified black silk) by G. Henneberg's. It includes a warning about counterfeit silk and contact information for Zurich.

Advertisement for 'Wiel, med. Dr. Diät. Kochbuch' (Wiel's medical diet cookbook) by Fr. Wagner'sche Univ.-Buchhandlung.

Advertisement for 'Musik-Geschenke!' (Music gifts) including a list of instruments and prices, offered by Wilh. Rudolph in Giessen.

Advertisement for 'Prämatin-Bronze-Malerei' (Prämatin-bronze painting) by G. A. Roll in Halle a. S., featuring various subjects like 'Sessel, Kissen' etc.

Advertisement for 'Neuestes Slover-Pill' (Newest Slover pill) and 'Note Paper and Envelopes' by Papieraussattung Franz Rentl'söhne in Graz.

Advertisement for 'Serder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden)' featuring 'Strick-Musterstreifen' (knitting pattern strips).

Large advertisement for 'DER GUTE TON' (The good tone) by Julius Klinkhardt in Leipzig and Berlin, describing a book for family and social life.

Illustrirte
Frauen-Zeitung
Ausgabe der „Modenwelt“ mit Unterhaltungsblatt.

Nr. 21, Erstes Blatt.

Monatlich zwei Nummern.
Vierteljährlich 2½ M. = 1½ Gold.

Berlin, 1. November 1885.

(Ausgabe mit allen
Kupfern: 4½ M. = 2 Gold, 55 Kr.)

XII. Jahrgang.



Fr. Susanna Pulverstein

H. Schmitt

Die Braut.

Eine Künstler-Novelle von Adolf Müppelburg.

Mit Abbildungen von Anton von Werner.

(Schluß.)

8.

Die Hitze hatte in den letzten Tagen noch zugenommen. Jetzt begann sie mit fast unerträglichem Druck auf den sonst so frischen und kühlen Höhen der Harzberge zu lasten. Kein Hauch regte sich; die Luft schien zu stummern; Alles, Mensch, Thier und Pflanze, schaute sich nach einem Gewitter. Aber willenlos spannte sich das eberne Blau des Himmels von den dunklen Bergeshöhen bis in die weite Niederung, deren Horizont in einem röthlichen Dunst verschwand.

Fritz Ebers verließ kaum noch den kühlen Keller des Bärenwirths oder die schattige Laube am Eingange der Kellertür. Da er sich von aller Welt, leider auch von Reinhold, vernachlässigt sah, wie er wenigstens glaubte, so hatte er sich anfangs ganz wieder der Jagdpassion ergeben und war täglich mit einem Unterförster in den Wald gewandert, wo es freilich jetzt nichts zu jagen gab, als Raubvögel und kleines, vierbeiniges Raubgesindel, dem schwer beizukommen war. Die steigende Hitze hatte aber auch diesem strapazirenden Vergnügen ein Ende gemacht, und der Landschaftler beschränkte sich darauf, unglaubliche Quantitäten kühlen Bieres, wohl auch Weines, zu vertilgen.

Reinhold und Fritz trafen sich nur noch des Morgens, und dann waren Beide verstimmt und sprachen kaum noch mit einander. Dagegen war Reinhold jetzt auf dem Schlosse ein ständiger Gast. Des Rentmeisters anfängliche Abneigung hatte sich in eine Vorliebe verwandelt, die man bei einem so ernsthaften Manne fast Schwärmerei nennen konnte; das gemüthliche, herzliche Wesen des Künstlers hatte den gestrengen Herrn vollständig bezaubert. Frau Ebers theilte diese Vorliebe. Und Marie? Nun, was Marie fühlte und dachte, das läßt sich schwer sagen, da sie es selber nicht wußte. Aber Jeder konnte sehen, daß ihre Augen aufleuchteten, wenn Reinhold in das Zimmer trat, und daß ihr Lachen nie so fröhlich geklungen, als bei seinen Scherzen. Freilich, wenn Reinhold spät am Abend ging, dann sah sie still und ernst, das Gesicht träumerisch, wohl gar traurig, — und Vater und Mutter fragten nicht, was ihr sei; Beide ahnten, was in des schmucken Töchterleins Herzen vorgehe.

Ja, diese lebenslustigen, frischen Kinderaugen, dieses fröhliche, helle Lachen, sie hatten es Reinhold angethan; und es ließ sich immer wieder ein Vorwand finden, hinauszugehen nach dem Schlosse, Herrn von Rheineck zu besuchen und daneben „bei Rentmeisters“ vorzusprechen, um nachzusehen, ob das Thonmodell auch keinen Schaden gelitten, oder um noch eine Kleinigkeit „nach der Natur“ am Haar, an der Stirn, an den Falten der Krause zu ändern. Und dann kam die Einladung zum Mittagessen, denen Spazierfahrten folgten; — war es ein Wunder, wenn ganz Wallenburg von einer baldigen Verlobung sprach, und wenn man Georg Meißner nirgends mehr sah?

Herr von Rheineck machte kein freundliches Gesicht, wenn man ihn fragte, wie es da oben zwischen dem Bildhauer und Rentmeisters stehe. Er erklärte das Alles für Spaß; der Bildhauer sei ein prächtiger Mensch, der wohl gefallen müsse. Aber nun sei die Aufgabe beendet, die Thonbüste fertig; Herr Geiger bringe noch einige Tage in Wallenburg zu, weil er freie Zeit habe und sich hier amüsire, werde aber spätestens Ende des Monats abreisen.

Rheineck sagte damit allerdings genau das, was er von dem Künstler selbst erfahren. Aber sprach dieser denn aufrichtig? Sagte er die Wahrheit, wenn er von seiner baldigen Abreise sprach, oder wollte er damit nur den Fragen wegen seines längeren Bleibens zuvorkommen? Es war in den letzten Tagen etwas Unruhiges über den jungen Mann gekommen; seine sonst so klaren, offenen Augen glühten in einem unruhigen Feuer; sein Wesen hatte etwas Unstütes, seine Lustigkeit war nicht mehr dieselbe ungewundene, aus einem leichten Herzen strömende, wie in den ersten Tagen. Es ging etwas Schweres, Gewaltiges in ihm vor.

Reinhold hatte auch an diesem heißesten aller heißen Tage in der Familie des Rentmeisters zu Mittag gegessen. Er war stiller gewesen als sonst, hatte es auf die große Hitze geschoben und war dann, wie verabredet, zu dem Adjutanten gegangen, der ebenfalls im Schlosse, auf dem nördlichen, kühnsten Flügel, wohnte. Rheineck hatte jedoch unerwartet Besuch erhalten, und so empfahl sich der junge Künstler bald wieder und wollte in sein geliebtes Rentmeister-Haus zurückkehren, als er den Forstadjuncten über den äußeren Hof zum Rentamt schreiten sah. Der junge Mann war ihm nur einmal

in der Familie begegnet, und zwar in dem Augenblicke, als Reinhold kam und Jener ging; die Vorstellung war also eine ganz kurze und flüchtige gewesen. Reinhold stand mitten auf dem Hofe vor einem alterthümlichen Brunnen still und betrachtete denselben. Er sah den Adjuncten in das Rentamt gehen und änderte seinen Entschluß. Weshalb, wußte er selbst nicht. Es war ihm eigen zu Muth. Er verließ das Schloß, ging neben der Mauer auf dem Balle entlang, der dasselbe umgab, bis zum Schloßpark, durchschritt denselben und setzte sich dann an einer einsamen Stelle unter einer mächtigen alten Linde auf eine Bank. Hier war es, wenn auch nicht kühl, — denn die Schwüle strömte aus allen Poren der Natur, — doch wenigstens schattig, und vor Allem konnte er hier ganz still und ungestört seinen Gedanken nachhängen.

Dieses Plätzchen hatte ihm gestern erst Marie gezeigt und als ihr Lieblingsplätzchen bezeichnet. Es war ein Ort, wie geschaffen zu traulichem Geplauder, aber auch zur Einkehr in sich selbst. Und diese Einkehr wollte er halten; deshalb war er hierher gegangen.

Durch den tiefen Schatten rings um ihn her bligte nur hin und wieder ein schweres, röthlich gefärbtes Streiflein Sonnenlicht; kein Vogel sang; in der Ferne fiel mit eintönigem Murmeln der schwache Strahl einer Quelle in ein kleines Bassin. Das Herz war ihm voll, der Kopf schwer.

Weshalb weilte er hier noch, obwohl Marie Ebers nicht diejenige war, die er so sehnüchtig gesucht, — seine „Braut“? Weshalb hatte er noch Niemand ahnen lassen, daß sie es nicht sei, und erst noch gestern Rheineck gebeten, nichts zu verrathen? Weshalb hatte er nicht einmal gefragt, wer denn wohl die Andere gewesen sein könne, — das lang ersehnte, so plötzlich gefundene und dann wieder entschwindene Urbild seiner „Braut“? War er seinem Ideal untreu geworden? Hatten seine Träume sich in anderer Gestalt verkörpert, und verzichtete er darauf, einem unerreichbaren Phantom nachzujagen? Was wollte er denn hier? Wollte er diesem schönen Mädchen und den Eltern seine Liebe gestehen und um Mariens Hand bitten?

Nein, er wollte es nicht! Deutlich und klar lautete die Antwort aus seinem tiefsten Innern: Nein! Noch hatten seine idealen Träume nicht vor der Wirklichkeit Halt gemacht; noch konnte er das geahnte Ideal der Zukunft nicht der verlockenden Frische der lebendigen Gegenwart opfern. Schön war dieses Mädchen, begehrenswerth vor Vielen, — aber sie, die er suchte, die er im Herzen trug, war es nicht. Nicht nur die äußeren Züge jenes traumhaften Gebildes seiner Künstlerseele trug sie nicht, — auch ihr Wesen, ihr Inneres war ein anderes, wie er meinte.

Was also wollte er hier? Tändeln, spielen, ein gefährliches Feuer schüren, sich dem Genuße des Augenblickes hingeben und dann den Rücken kehren, unbekümmert um das Unheil, das er vielleicht, — nein sicher! — hinter sich zurückließ? War dies das Ende seiner Fahrt, die er so froh, aber auch mit so frommem Vertrauen auf glücklichen Erfolg angetreten?

Fort! Fort! rief es ihm mit tausend Stimmen zu. Blich er hier, so verlor er auch sein Kunst-Ideal, so wurde er ein Anderer, als er gewesen. Fliehe! Fliehe! riefen Ehre, Gewissen und Künstlerbewußtsein. Und doch war Scheiden so schwer, unsäglich schwer! Ja, wenn es dort drüben gestanden hätte, sein Ideal, und ihn mit den geträumten Blüten zu sich hinübergezogen, — nicht einen Augenblick hätte er gezögert! Aber wo war sie? Lebte sie, und wenn sie lebte, lebte sie für ihn? Was ihn hier hielt, war lachendes Leben, sonnige Landschaft; — und er sollte sich abwenden und weiter wandern? Er sollte sich später selbst einen Thoren, einen Träumer schelten, der die schwellende Rose verschmäht, weil er eine blaue Blume im Herzen trug, die es wohl nimmer auf der Welt gab?

Fliehe! fliehe! Bleibe! bleibe! rief es wieder in ihm, wie schon seit Tagen, nur stärker, gewaltiger, als je, und es war, als ob das Blut in seiner Brust in zwei wilden Wogen gegen einander ströme. Da erinnerte er sich jenes ersten Tages seiner Harzwanderung, als er von Suderode aus in der Morgenfrühe das rothe Gestein hinaufgestiegen, auf dem oberen Wege zur Lauenburg. „Treu im Streben, rein im Leben!“ klang es ihm wie Glodenton herüber aus jener Morgenandacht, die er dort gehalten. Und fort! rief es abermals in ihm. Vorwärts! Du mußt sie finden, Du wirst sie finden!

Er war, seiner selbst unbewußt, aufgesprungen; helle Tropfen perlten auf seiner gerötheten Stirn. Ein schwerer Kampf war es gewesen, aber er hatte ihn ausgekämpft. Da sah er vor sich eine schlank, jugendliche Männergestalt. Zwei tiefblaue Augen blickten ihn so ernst, wehmüthig, vorwurfsvoll und mahnend an, — o, es lag mehr noch in diesem Blicke, schwer zu sagendes! Reinhold erschrak fast. Er hatte den Forstadjuncten nicht bemerkt, als dieser in tiefen Gedanken durch den Park kam, dann den Künstler im Schatten der Linde

erblickte, einen Moment zögernd still stand und sich ihm dann näherte.

„Ich störe Sie, Herr Geiger,“ sagte der Adjunct mit tiefer, trauriger Stimme, „und doch drängt es mich, einige Worte mit Ihnen zu reden. Man hat mir gesagt, Sie seien ein Ehrenmann. Wollen Sie mir versprechen, daß das, was ich Ihnen zu sagen habe, unter uns bleibt?“

Reinhold neigte zum Zeichen der Bejahung den Kopf, deutete einladend auf die Bank und setzte sich zugleich mit dem Adjuncten.

„Wir haben uns nur einen Augenblick gesehen,“ sagte der junge Forstmann, „und doch muß ich mit Ihnen über etwas sprechen, das ich selbst meinem besten Freunde nicht anvertrauen würde. Herr Geiger, — ich liebe Marie Ebers, so lange ich denken kann, und sie liebt mich auch. Sie sind plötzlich zwischen unser Glück getreten, — ich sage absichtlich: unser Glück. Denn Marie würde mit Ihnen nicht glücklich sein, auf die Dauer nicht! Sie fühlt sich jetzt durch Ihre Aufmerksamkeiten geschmeichelt, gelendet; sie liebt das Neue, aber ihr Herz ist rein und treu. Sie würde es doch nimmer vergessen, daß sie mir mit Hand und Mund gelobt, mein zu sein. Gabe sie Ihnen das Jawort, so würde die Neue sicher kommen! Ich habe heute einige Worte mit ihr gesprochen, und ich glaube, es reut sie jetzt schon, daß sie sich dem Reize der Neuheit und dem verführerischen Zauber der Huldigung eines Künstlers und eines liebenswerthen Menschen allzu sorglos hingeeben. Trotzdem wäre es möglich, daß sie diesem Reize nicht widerstehen kann; — sie ist noch sehr jung, und in ihrer echt weiblichen Reife würde sie dem mächtigen Eindrucke des Augenblickes vielleicht nicht widerstehen und damit ihr ganzes Lebensglück auf eine sehr ernste Probe stellen, wenn Sie das entscheidende Wort sprechen, wenn Sie um ihre Hand anhalten. . . . Ist das Ihre ernste und ehrliche Absicht, Herr Geiger, dann will ich zurücktreten. Denn ich liebe Marie genug, um ihr Alles zu gewähren, was sie für ihr Glück hält, mag es mir auch anders scheinen. Verweigern Sie mir die Antwort, so kehre ich sofort zu dem Rentmeister zurück und halte um die Hand seiner Tochter in aller Form an. Bestätigen die Eltern und Marie unseren Herzensbund, so verlange ich für morgen die Proclamation der Verlobung. Bertrösten man mich, hält man mich hin, so breche ich selbst jede Beziehung ab, gebe meine Stellung auf und gehe in die Ferne.“

Er hatte in tiefer Bewegung, zuweilen stotternd gesprochen und Reinhold ihm ernst, mit gesenkten Blicken zugehört. Es trat eine kurze Pause ein. „Und wenn ich nun in der That das entscheidende Wort spräche?“ fragte Reinhold dann leise.

„Dann unterwerfe ich mich der Entscheidung Mariens und der Eltern“, antwortete der Adjunct fest und entschieden. „Es ist keine Schande für einen Mann, von einer Bewerbung zurückzutreten, wenn ein Anderer den Vorzug erhält. Ich müßte mich mit meinem Geschick abfinden, so schwer ich auch daran zu tragen hätte. Eine Schande wäre es nur für mich, wenn ich den jetzigen Zustand länger duldete und den Menschen, die mich kennen, Grund zu Spott und Verachtung gäbe. Ich war heute Morgen fest entschlossen, das Verhältniß zu lösen. Da ich Sie aber hier traf, so hielt ich dies für einen Wink des Schicksals. Es steht für mich zu viel auf dem Spiele, als daß ich einen übereilten Ausgang herbeiführen sollte!“

„Sie haben Recht gehandelt, Herr Meißner!“ rief Reinhold und reichte ihm die Hand. „Unser Beider guter Stern hat uns zu dieser Stunde zusammengeführt. Marie Ebers wird den Freund ihrer Kindheit, den Gefährten ihrer Jugend durch das ganze Leben hin glücklich machen; denn Beide kennen sich voll und ganz. In mir würde sie bald ein Fremdes finden, das sie nicht versteht. Es ist auch nie meine Absicht gewesen, Ihnen ihr Herz zu entfremden; erst seit kurzem bin ich mir bewußt, daß ich durch meine häufige Anwesenheit in der Familie des Rentmeisters vielleicht Veranlassung zu folgenschweren Vermuthungen gab. Ich reise heute Abend noch ab, Herr Adjunct, und glaube, daß ich so bald nicht nach Wallenburg zurückkehren werde, — es müßte denn zu Ihrer Hochzeit sein!“

Die beiden Männer hatten während dieser Worte Hand in Hand gestanden. Reinhold fühlte jetzt den festen Druck des Forstmannes und erwiderte ihn ehrlich. Beider Augen schimmerten feucht. „Nun, niemals im Leben mehr ein Wort darüber!“ sagte Reinhold. „Mögen Sie recht, recht glücklich sein, und verzeihen Sie, daß ich Ihnen schwere Stunden bereitet! . . . Erwinnere ich mich recht, so empfangen Sie vor etlichen Wochen eine ältere Dame, mit der ich im Postwagen nach Duedlinburg gefahren war?“

„Ganz recht!“ rief der junge Mann. „Ach, das war meine Mutter, meine liebe Mutter. Sie hat mir von Ihnen gesprochen, mit großer Theilnahme, — freilich mit schwerem Herzen, als ich ihr sagte, was ich fürchten müsse. Es würde große Freude im Pfarr-

haufe zu Harzweiler sein, wenn Sie dort einkehren wollten."

"Ich will sehen," sagte Reinhold gedankenvoll. "Ich habe kein Mütterchen mehr; es thäte mir wohl, sehr wohl, wieder in so liebe, treue Augen zu schauen!"

"Dann gehen Sie, gehen Sie!" rief Georg und ergriff abermals seine Hand. Reinhold schüttelte sie herzlich und wandte sich zum Scheiden. Aber leicht war ihm nicht um's Herz.

9.

Der Abend hatte abermals keine Kühlung gebracht. Eine bleierne Schwüle lag über der Stadt und den Bergen. In eigenthümlich rothem, unheimlichem Lichte glänzte der Vollmond hernieder, der Flamme in einem dunstigen Zimmer ähnlich.

Der einsame Wanderer, der von Wallenburg auf der breiten Heerstraße hinaufstieg in's Gebirge, wäre vielleicht auch lieber daheim geblieben im Garten des "Bären". Aber eine innere Pflicht trieb ihn fort. Er wollte das Gelübde, das er sich selbst am Nachmittage gegeben, halten. Er fürchtete sich vor sich selbst, vor der Schwäche des eigenen Herzens. Er wußte, daß er nicht zurückkehren werde, wenn erst einmal Berg und Thal zwischen ihm und dem Hause des Rentmeisters lagen; er kannte sich selbst, — also vorwärts!

In der Dämmerung hatte er die Thür seines Zimmers verriegelt, auf kein Klopfen geantwortet und sein Känzlel geschmürt, Alles bis auf weitere Verzögerung zurücklassend, was ihm entbehrlich schien. Dann hatte er Licht angezündet und drei Briefe geschrieben; den einen, dem ein Geldschein beigelegt war, an Fritz Olbers, den zweiten an den Rentmeister, den dritten an Herrn von Rheineck. Der Anfang lautete in allen ungefähr übereinstimmend, daß seine alte Wanderlust ihn plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt erfaßt habe und ihn in die Berge treibe; er bitte um Verzeihung, daß er ohne Abschied gehe, hoffe aber, bald zurückzukehren. War diese Wendung nur eine Nothlüge, oder wollte er sich vor sich selbst entschuldigen, falls es ihn unwiderstehlich zurückzöge? Er hätte es sich wohl selbst schwer zu beantworten gewußt.

Dann hatte er das Licht wieder ausgelöscht, sein Känzlel und den Wanderstab genommen und war durch eine Hinterthür über den Hof auf die Straße gegangen, den Bergen zu. Wohin er wollte, wußte er kaum.

Die vom Monde hell erleuchtete Heerstraße schritt er hinauf. Der weißgraue Staub wirbelte unter seinen Tritten empor; er blickte nicht zurück, auch nicht nach dem Schlosse, und bald umgab ihn tiefe Einsamkeit und Stille. In weiten Schlangenumwindungen zog sich die Chaussee den Berg hinan, hier vom Mondlichte beleuchtet, dort im tiefen Schatten der sie begrenzenden hohen Buchen und Eichen. Das einzige Geräusch, das er vernahm, war der dumpfe Schall seiner eigenen Schritte; hin und wieder ein leises Rascheln im Gebüsch oder in den Bäumen, von einer Schlange, einer Eidechse, einem Raubthiere. Er achtete auf nichts. Mit langsamen Schritten stieg er empor, nirgends rastend, obwohl hier oder dort am Wege eine Bank zum Ausruhen aufforderte. Er kam sich selbst vor, wie ein Nachtwandler, ein Mondsüchtiger; es war, als ob der geheimnißvolle Zauber des Vollmondes, der gerade vor ihm mit seinem seltsamen Lichte am Himmel stand, ihn mehr und mehr emporziehe. Er fühlte die unheimliche Schwüle der Luft, die Unerhörtes in ihrem Schoße zu bergen schien. Und doch wieder fühlte er sie nicht, denn die Seele war der Glieder Meister, und diese Seele trieb ihn empor, — fort, fort!

Sonst bringt die Höhe freiere Luft; heute war dem nicht so. Schwerer und schwerer schien es niederzudrücken von oben herab, je mehr er sich der Hochebene näherte. Jetzt hatte er sie erreicht, und zum ersten Male stand er still, — starr vor Schrecken.

Ja, vor Schrecken, den er sonst nicht kannte. Vor ihm lag die weite Hochebene im gespenstisch bleichen Lichte des Mondes, hier und dort ein Strauch, ein Felsen, ein Gebüsch, — und drüben, fast wie mit dem Messer zerschnitten und dicht an den Mond herangerückt, eine schwarze Wand, den ganzen westlichen Theil des Himmels ausfüllend. Das war das Gewitter, das lang ersehnte, das fürchtbare.

Selbst als der erste Schrecken sich verloren, durchbebt ihn noch ein leises Grauen, wie er so stand und diese gewaltige schwarze Wand vor sich betrachtete. Noch regte sich nichts in der Luft, und doch war es, als ob ein Geisterathem über den Erdboden dahinzöge, warnend, warnend. Das hatte er noch nicht gesehen. Ihn ergriff die Majestät dieser Naturerscheinung, und wie im Trop erhob es sich in ihm, ihr männlich zu begegnen. Vor ihm die scheinbar unendliche Hochebene, flimmernd im magischen Mondlichte, darüber die Wollenschicht, wie ein schwarzer Mantel, den eine Dämonenhand ausbreitete. Leises Leben und Regen darin, fernes, schnell verschwindendes Ausleuchten, dumpfes, kaum hörbares Rollen und Grollen. Und hinter ihm, als er sich

zurückwandte, im vollsten Mondenscheine die herrliche Waldlandschaft, jenseit der dunklen Berge die Stadt und das Schloß, die er verlassen, klar erkennlich, und hinter ihr das ferne, im Mondenshimmer zitternde Thal. . . .

Was wird das werden? fragte er sich mit graufigem Entzücken. Und wohin wendest du dich, wenn dieser Sturm losbricht? Wohin?

Er hatte sich nicht die Mühe gegeben, Jemand zu fragen, welche Orte er hier oben antreffen werde, und wie weit sie entfernt seien. Seine einzige Absicht war gewesen, in der Mondnacht so weit zu wandern, als seine Füße ihn trugen, und dann, wenn er körperlich ermüdet und gebrochen sei, in dem ersten Orte, der sich ihm darbot, ein Obdach zu suchen. An das heraufziehende Wetter, das unterhalb der Höhe gar nicht zu bemerken gewesen, hatte er nicht gedacht. Aber es war ihm willkommen. Das hatte er ja gewünscht, gesucht! Das war das Neue, Unerwartete, das eine Scheidewand aufrichten sollte zwischen den Gedanken und Gefühlen von gestern und morgen!

Er stand wie in einem Zauberverbanne und blickte hinein in die dunkle Wolkennasse, in der es sich mehr und mehr regte, wie wenn hinter einem halb durchsichtigen schwarzen Vorhange Lichter hin und her schienen. Und dann begann ein leises Zittern und Beben in der Luft. Mit rasender Schnelligkeit stieg die Wolkennand plötzlich empor; in der nächsten Minute hatte sie den Mond verdunkelt, und Finsterniß herrschte rings umher.

Eine Ahnung vom Weltuntergang! dachte Reinhold. Und was wird nun kommen?

Es kam ein heifer Windstrom. Die Sträucher und die Gräser rauschten. Dann plötzlich Alles wieder todtstills. Leben war nur oben in den Wolken. Da zuckte es sahl, und das Rollen und Grollen ward stärker, und die Wolke schien sich herabzusinken und die Luft zusammen zu drücken; denn es war nicht mehr Luft, was er einsoog, es war Dunst, Qualm. Die Brust begann stärker zu athmen, als ob Erstidung drohe. Da fuhr ein Blitz grell hernieder, und ein knatternder Schlag gellte, — es war, als könne man Beides mit Händen greifen. Und unmittelbar darauf folgte ein Stoß kalter Luft, Sand und kleine Steine vor sich her schleudernd. Es heulte, es pff, es dröhnte und donnerte, es leuchtete von allen Seiten.

Die wilde Jagd! dachte Reinhold. Sie geht über dich hinweg; hüte dich! Was gilt es hier? Rückwärts oder vorwärts? Oder ausharren?

Für's Erste beugte er sich nieder und schlang den rechten Arm um einen Stein am Wege, denn die Windbraut hätte ihn fast umgerissen. Blätter, kleine Zweige, Ries wirbelten um ihn herum; — dann hörte er es unten im Walde knacken, knachen, rauschen, dumpf fallen. Das waren die Stämme, die der Sturm entwurzelte. Zurück also konnte er nicht; in jedem Augenblicke hätte ihn ein entwurzelter Stamm erschlagen können. Vorwärts war eben so unmöglich. Auf der kahlen Höhe konnte ein einzelner Wanderer dem Sturme keinen Widerstand bieten. Also ausharren! Neben dem Steine kauend, ihn halb umschlingend und als Schutzwand benutzend, beobachtete er den Kampf der Elemente.

Es war Nacht und doch nicht Nacht, denn links und rechts, vor und hinter ihm zuckte, leuchtete, flimmerte es. Eiskalt war der Sturm geworden, als käme er von den Feldern des Nordpols, und noch war kein Regentropfen gefallen. Es wird schnell vorübergehen, dachte Reinhold; Gewitter, die mit solcher Hestigkeit auftreten, pflegen nicht lange zu währen. Da zuckte es neben ihm nieder, ihn blendend, und zugleich umgab ihn ein Rässeln und Krochen, das ihm den Athem benahm. Dann wieder, — und nun zum dritten Male. . . . Fast vergingen ihm die Sinne.

War es ein Gebet, das er sprach? Er wußte es nicht. Aber was er dachte und fühlte, war Gebet. „Soll es geschieden sein von dieser Erde, in Sturm und Wetter, in der Kraft der Jugend, so nimm mich gnädig auf! In Deiner Hand steht das kleine Menschen-dasein. . . .“ Da war es, als ob der Herr der Heerscharen selber durch die Luft einherfahre; ein scharfes, zischendes Brausen, den Sturm noch übertönend mit seinem schneidenden Klang, stürmte heran, und dann prasselte es nieder auf Kopf und Schultern. Unwillkürlich erhob Reinhold in jähem Schreck die Hände und preßte den Hut, den er abgenommen, da er ihn vor dem Sturme nicht schützen konnte, wieder auf das Haar, das wild nach allen Seiten flatterte. . . .

Gott sei Dank! Es waren nur wenige Minuten. Aber auf das Rässeln des Hagels folgte eine Fluth von Regen, ein Wollenbruch. Nur noch in einzelnen Stößen heulte der Sturm über die Bergebene; die Blitze zuckten ferner, der Donner grollte dumpfer, — aber wie eine einzige feste Wassersäule schlug der Regen nieder, den Athem raubend, so schmerzhaft fast, wie der Hagel.

Reinhold wußte, daß die Stärke des Gewitters nun gebrochen sei, falls es nicht zurückkehrte. Aber was half ihm das? Er fühlte sich wie zerichlagen, wie gebrochen. Und wenn der Regen anhält? Mehr durch-näht konnte er zwar nicht werden, und auf seine kräftige Gesundheit durfte er tropfen. Aber irgendwo mußte er ein Obdach suchen. Nach Wallenburg zurückkehren? Nein. Er fürchtete sich nicht vor dem spöttischen Wiede seines Freundes Olbers; er fürchtete die Rückkehr in Verhältnisse, die er stiechen wollte. Also vorwärts!

Trotz der finsternen Nacht und des strömenden Regens ließ sich der Lauf der Chaussee im Allgemeinen erkennen. Reinhold hatte in Wallenburg gehört, daß die nächste Station auf dieser Straße, die nach dem Oberharz führt, ungefähr drei Wegstunden entfernt sei. Der Name war ihm freilich entfallen, aber mindestens drei Stunden war er langsam emporgestiegen; die Station konnte also nicht mehr fern sein. Er erhob sich und schritt weiter. Seltsam! Es war ihm leichter um's Herz geworden. Trotz des beschwerlichen Weges, trotz des strömenden Regens hätte er ein lustiges Lied singen können. War seine Absicht erreicht? Hatte das unerwartete Naturereigniß eine Scheidewand zwischen dem Jetzt und der Vergangenheit errichtet? Hatte der Sturm die schwüle Bedrängniß seines Herzens hinweggefegt, das Leuchten des Wetters ihm Selbstkenntniß in's Herz gesucht? Er dachte nicht darüber nach, aber er schritt vorwärts. So wenig, wie vorher der drückenden Schwere im heißen Thale, achtete er jetzt des Regens und des kühlen Windes auf der Höhe.

Freilich ein böser Weg! Der schlammige Boden der Chaussee schien ihm die Sohlen von den Schuhen ziehen zu wollen, und umgestürzte Bäume oder gewaltige Wasserfäden zwangen ihn, auf das durchweichte Ackerland zu waten und die Chaussee zu umgehen. In der Ferne wüthete das Gewitter immer noch mit derselben Macht. Wehe dem friedlichen Ort, auf den es seine ganze entfesselte Gewalt ausschüttete! Nie hatte Reinhold, dem Zufwandern sonst das größte Vergnügen war, sich so herzlich nach einem Obdach gesehnt, wie in dieser Nacht.

Aber es wollte sich gar nicht zeigen. Die nächste Station mußte entfernter sein, als man ihm gesagt, oder er war vielleicht auch langsamer gegangen, als er selbst geglaubt. Nun, endlich einmal mußte er doch ein Obdach erreichen, und wie freute er sich auf den Schlaf und den nächsten frischen Morgen! Bereits lag Wallenburg mit allem Schönen und Schweren, das es ihm gebracht, wie etwas längst Vergangenes hinter ihm. . . . Da schlug ein Hund an. Durch den Regen und die Dunkelheit bemerkte Reinhold zu seiner Linken etwas tiefere Schattirungen von bestimmten Umrissen; das mußten Häuser, Mauern und Bäume sein. Also endlich ein Dorf! Aber wie um diese Zeit, in diesem Wetter ein Gasthaus finden? Gewiß lag Alles, nachdem die Wuth des Gewitters sich erschöpft hatte und die ärgste Gefahr beseitigt war, in tiefem Schlafe. Sollte er auf's Gerathewohl an eine Thür, an ein Fenster klopfen? Der Regen war nicht mehr ganz so mächtig, wie vorher; Reinhold wagte es, seinen Rod aufzuknöpfen und nach der Uhr zu sehen. Erkennen konnte er auf dem Zifferblatte nichts, aber er ließ die Uhr repetiren. Zwei Uhr: wohl die ungünstigste Zeit, in der man bei bösem Wetter einen unbekanntem Ort betreten kann!

Langsam schritt er weiter, aber doch nicht vorsichtig genug. Denn gerade, als ihm der Gedanke durch den Kopf zuckte, was wohl Fritz Olbers für ein Gesicht machen würde, wenn er ihn hier in diesem Aufzuge sehen könnte, glitt er auf einem schlüpfrigen Steine aus und stürzte mit solcher Hestigkeit nieder, daß ihm für einen Augenblick die Besinnung schwand. Gleich darauf versuchte er, sich aufzurichten. Das gelang ihm auch, aber mit einiger Mühe; und als er auftreten und weitergehen wollte, stieß er einen lauten Schrei aus: der rechte Fuß versagte ihm den Dienst, und in der Gegend des Knöchels empfand er einen unsagbar empfindlichen Schmerz. „Sapristi!“ murmelte er vor sich hin, sich auf seinen Stod stützend und mit der Linken nach einem anderen Gegenstande zur Stütze suchend. „Das ist ja eine tolle Geschichte! Den Fuß verstaucht, verrenkt, oder gar gebrochen. Liebe Braut, — das wäre doch eine gar zu harte Strafe, weil ich Dir ein wenig untreu geworden bin! Nun, so schlimm wird es hoffentlich nicht sein. Ich klopfte an die nächste Thür. In dieser Nacht schläft ja doch kein Mensch ruhig. Da kommt es auf ein bißchen mehr oder weniger Störung nicht an!“

Sein guter Humor hatte ihn also trotz Allem nicht verlassen. Aber wo war die nächste Thür? Und wie sollte er sie erreichen? Bei jedem Schritte, den er versuchte, mußte er wiederum laut aufschreien. Da geschah etwas, das Reinhold fast ein Wunder dünkte, um so mehr, da er sich in seinem Künstlerherzen den frommen Kinderglauben bewahrt hatte. Die schwarze Wolkennand am Himmel theilte sich für einige Secunden; der schon tief stehende Mond sandte einige schwache Strahlen durch

den matten Regen hernieder, und in diesem dünnen Lichte erkannte er zu seiner Linken eine steinerne Pforte, an deren einem Pfeiler sich ein Klingelzug befand. Nicht einen Augenblick bejann er sich. Er zog den Griff und lehnte sich, tief aufstöhnend, gegen den Pfeiler. Dann zog er abermals und dann nochmals. Deutlich hatte er in einiger Entfernung den schwachen Ton einer Hausglocke vernommen.

Es wahrte auch nicht gar zu lange, so hörte er eine Thür sich bewegen. Es war wieder finsterner geworden, und Reinhold bemerkte deshalb die dunkle Gestalt jenseit der Pforte erst, als sie sich dicht neben derselben befand. So weit sich bei der Dunkelheit etwas unterscheiden ließ, schien es ein mittelgroßer Mann in einem langen Gewande zu sein.

„Wer ist da? Läßt mich Jemand zu sich rufen? Und wer ist es?“ fragte eine volle, aber sanfte Stimme.

„Ein verunglückter Wanderer,“ antwortete Reinhold. „Ich bin in dem Unwetter auf der Höhe gewesen, habe schwer den Weg hierher gefunden und weiß nicht, wo ich bin. Wenige Schritte vor dieser Thür bin ich ausgeglitten und habe mir den Fuß verlegt, sodaß ich nicht weiter kann. Ist es möglich, daß irgend Jemand mich nach einem Gasthause geleitet? Ich würde ihm in jeder Weise erkenntlich sein. Ich kenne den Ort nicht, weiß nicht einmal den Namen.“

„Woher kommen Sie denn?“ fragte die milde Stimme wieder. „Und was führt Sie in der Nacht hierher?“

„Ich komme aus Wallenburg, das ich bei dem herrlichsten Mondenschein verließ, um eine Nachtwanderung zu machen,“ antwortete Reinhold etwas hastig. „Und nun, bester Herr, haben Sie die Barmherzigkeit, und senden Sie mir Jemand, der mich zu dem nächsten Gasthause geleitet. Fern darf es nicht sein, sonst erreiche ich es zu Fuß nicht.“

„Es wäre vielleicht besser, wenn Sie zu mir in mein Haus kämen,“ antwortete der Andere, dem Klange seiner Stimme nach ein alter Mann. „Erwarten Sie bei mir den Morgen. Dann wird sich das Weitere finden. Einen Augenblick, — ich muß erst die Pforte aufschließen.“

„Dank, tausend Dank!“ rief Reinhold. „Ich bin in der Lage eines hilflosen Kindes; jedes Obdach, auch das einfachste, wird mir ein Labial sein.“

Die Pforte war geöffnet. „Welches ist der verletzte Fuß?“ fragte der alte Herr. „Dann geben Sie mir Ihren linken Arm!“ fügte er auf Reinholds Antwort hinzu. „Stützen Sie sich mit der Rechten fest auf! So! Es thut sehr weh, wie ich höre. Bezwingen Sie den Schmerz nicht! Schreien Sie laut auf; das erleichtert.“

So hinkte denn Reinhold unter rasenden Schmerzen am Arme des fremden Mannes weiter, wie es schien, durch einen Vorgarten. Dann einige Stufen und eine Thür.

„Nun halten Sie sich eine Minute fest am Thürpfeiler, bis ich die Flurlampe angezündet habe,“ sagte der alte Herr. „Ich bin sogleich wieder zurück. Halten Sie nur aus, — es wird Alles gut werden.“

Reinhold hielt aus und schleppte sich dann am Arme seines unbekanntenen Beschützers in ein einfaches, aber großes und freundliches Vorzimmer. Dort ließ er sich auf einen Stuhl niedersinken. Stab und Mäntel entfielen ihm; er fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Der alte Herr war für einen Moment verschwunden und kehrte mit einem gefüllten Glase zurück. Reinhold leerte es auf einen Zug; es war ein würziger Trank, wie ihn die Leute im Gebirge selbst zu bereiten pflegen. Wohlthuende Wärme strömte ihm durch die ermatteten Glieder; nur in dem Fuße zuckte es noch, wie wenn ein feuriges Eisen hindurchgestoßen würde. Er mußte die Augen eine Zeit lang geschlossen halten; so elend hatte er sich in seinem Leben nicht gefühlt.

Als er die Lider wieder hob, sah er im matten Lichte einer alterthümlichen Akril-Lampe seinen Erretter vor sich stehen, im dunklen Hausgewande, ein freundliches, ehrwürdiges Antlitz, das weiße Haar lang und glatt herabfallend. „Dank, vielen Dank!“ sagte Reinhold. „Wollen Sie mir gestatten, hier bis zum Morgen zu bleiben?“

„Hier? Nein, das nicht!“ erwiderte der alte Herr. „Sie sind vollkommen durchnäßt; Sie würden sich auf den Tod erkälten, wenn Sie in ihren Kleidern blieben. Ich frage Sie für jetzt nicht weiter nach Ihrem Erlebnis; ich sehe, daß Sie ein Tourist sind. Nehmen Sie meinen Arm; hier nebenan ist unser Fremdenzimmer!“

Er unterstützte Reinhold, der sich mit einigen leisen Dankesworten mühsam erhob, ergriff die Lampe und geleitete seinen Gast in ein freundliches Zimmer, in welchem zwei Betten standen. Weiter sah Reinhold nichts genau. Mit dem wohlthuenden Gefühle der Stärkung durch den dargereichten Trank war zugleich eine Ermattung über ihn gekommen, wie er sie nie gekannt. Er vermochte nur noch mechanisch den An-

weisungen des alten Herrn Folge zu leisten, der ihm sich entkleiden half, den kranken Fuß untersuchte, denselben mit einer scharf riechenden Flüssigkeit einrieb und dann fest einband. Schon während dieser Manipulationen waren Reinhold trotz des Schmerzes, der immer wiederkehrte, die Augen zugefallen, und ohne daß er sich Rechenschaft über das geben konnte, was weiter mit ihm geschah, schlief er ein.

10.

Es war heller Tag, aber kein Sonnenschein, als Reinhold erwachte. Schmerz im Fuße fühlte er für den Moment gar nicht; im Gegentheil, es war ihm außerordentlich wohl zu Muthe. Er schlüpfte in den großen, weiten Hausrock, der vor seinem Bette lag, und war allerdings genöthigt, sich wieder auf seinen Stock zu stützen, als er austreten wollte; aber der Schmerz war doch bei Weitem nicht mehr so empfindlich, wie in der vergangenen Nacht.

Ein freundliches Zimmer, — so einfach und doch nicht ohne eine gewisse Roblesse. Der Kupferstich der Sizinischen Madonna über dem bequemen Sopha war von Künstlerhand; die beiden Figuren in gebranntem Thon auf der Spiegel-Console zeigten nicht den oberflächlichen Charakter der Allerwelts-Waare; sie gehörten jedenfalls zu dem Guten in ihrer Art. In einem kleinen Eschschrank befand sich Alles, was zum Rauchen gehört, von der Cigarre bis zur langen Pfeife; ein anderer kleiner Schrank zeigte ein Sortiment von feinen Dessertweinen und Liqueuren, das auf Bekanntschaft mit dieser, für einen Wanderer nicht unwichtigen Materie deutete. Selbst an verschiedenen Paaren von Hausschuhen fehlte es nicht, — genug, es war Alles vorhanden, was Jemand, der seinen großen Koffer mit sich führt, gebraucht, wenn er irgendwo zu ungewöhnlicher Zeit ankommt und nicht das ganze Haus stören will, — ein echtes Gast- und Fremdenzimmer.

Reinhold hinkte, nachdem er dies Alles mit großem Wohlgefallen betrachtet hatte, zum Fenster und zog die Vorhänge empor. Welch lieblicher, echt ländlicher, ihn an die Heimath erinnernder Anblick! Vor ihm ein Garten mit Obst- und Waldbäumen, Gemüse- und Zierpflanzen, in dem freilich das Unwetter der vergangenen Nacht böse Verwüstungen angerichtet hatte, und hinter diesem Garten, durch eine niedrige Mauer von demselben getrennt, eine kleine, alterthümliche Kirche auf einem Hügel, der früher ein Friedhof gewesen sein mußte, da er noch einzelne schwarze Kreuze und Steindenkmale zeigte. Dazu eine erquickende, balsamische Luft, feucht, leise vom Winde bewegt, ohne Sonnenschein.

„Ich möchte darauf schwören, daß dies ein Pfarrhaus ist,“ sagte Reinhold vor sich hin, „und daß der Pfarrer ein guter und lieber Mann ist, wie ich ihn in der Nacht gesehen. Dies ist am Ende gar“ Sein Selbstgespräch wurde unterbrochen, denn in diesem Augenblicke erschien vor dem Fenster in einiger Entfernung die Gestalt des alten, weißhaarigen Herrn. Er winkte seinem Gaste mit der Hand freundlich zu und rief: „Ich komme!“

Eine halbe Minute später klopfte es denn auch an Reinholds Thür. Dieser streckte dem alten Herrn, sich auf die Linke stützend, herzlich die Rechte entgegen. Das helle Licht des Tages ließ ihn seinen unbekanntenen Wirth voll erkennen; es lag nicht nur Milde und Sanftmuth, sondern auch hohe Intelligenz in diesen Zügen, diesen ernsten, klaren Blicken. Und dabei noch etwas Eigenes, ganz Besonderes, das Reinhold vor nicht gar langer Zeit schon gesehen zu haben meinte, aber auf einem weiblichen Antlitz.

„Tausend, tausend Dank, mein verehrter Herr!“ rief Reinhold. „Dies ist ja das wahre Hospiz von Sanct Bernhard! Besser konnte es der liebe Gott ja gar nicht mit mir meinen, wenn ich nun doch einmal hier bleiben sollte.“

„Vor Allem, was macht der Fuß?“ fragte der alte Herr lächelnd und prüfte dann die verletzte Stelle. Reinhold mußte einige Bewegungen machen, nach rechts und links und oben und unten, mußte aufstehen und gehen. Die Untersuchung erwies sich als außerordentlich günstig für den immerhin nicht unbedeutenden Fall. „Ein gedehnter Muskel,“ sagte der alte Herr. „Nur ein wenig Ruhe, und in zwei Tagen wissen Sie gar nicht mehr, daß Sie einen Fall gethan.“

„Sie sind Arzt, mein verehrter Herr?“ fragte Reinhold. „Ich hätte eher geglaubt . . .“

„In mir einen Pfarrer zu finden?“ ergänzte der alte Herr die zögernden Worte. „So ist es auch. Dort drüben, — er deutete nach der Kirche, — steht das Haus, in dem ich meines Amtes walte. In dessen, jeder Landpfarrer muß auch ein wenig Arzt sein. Garzweiler ist nicht groß genug, um einen eigenen Arzt zu ernähren.“

„Garzweiler?“ rief der junge Künstler lebhaft. „Dann habe ich recht geahnt; dann sind Sie Herr Pfarrer Meißner, der Vater des Forstadjuncten?“

„Das bin ich in der That!“ erwiderte der Pfarrer, angenehm überrascht. „Sie kennen meinen Sohn? Dann möchte ich meinerseits beinahe vermuten, — da Sie ein Fremder sind, aus Wallenburg kommen und sich nach Art der Jünger Apolls tragen, — daß Sie Herr Geiger sind, der Bildhauer, der Marie Ebers modellirt hat.“

„Der bin ich wirklich!“ antwortete Reinhold. „Aber ist denn die Kunde von meiner Anwesenheit in Wallenburg schon bis in dieses stille Gebirgsdorf gedrungen?“

„Durch meinen Sohn, allerdings!“ antwortete der Pfarrer, dieses Mal mit einem ernsteren Blicke die Züge Reinholds streifend, die trotz des verjüngten Scherzes eine leichte Befangenheit nicht verbergen konnten. „Sie sind also im gewissen Sinne ein Bekannter; meine Frau kennt Sie ja auch.“

„Ah, — das ist wahr!“ rief Reinhold mit so freudigem Ausdrucke, daß der Pfarrer an der Aufrichtigkeit dieser Empfindung nicht zweifeln konnte. „O, wenn ich diese liebe, herrliche Frau wiedersehen könnte!“

„Dieses Wiedersehen soll Ihnen zu Theil werden, sobald Sie nur erst Ihr Frühstück eingenommen haben,“ sagte der Pfarrer, dessen Miene sich nach der flüchtigen Verdunkelung wieder aufgehellt hatte. „Jetzt ist es elf Uhr. Wir essen ungefähr um ein Uhr zu Mittag. Wenn Sie sich bis dahin wohl genug fühlen, so wird es uns sehr freuen, Sie bei Tische zu sehen.“

„Und die Frau Pfarrerin?“ fragte Reinhold mit einer gewissen Hast.

„Kommt vielleicht schon vorher auf einen Augenblick zu Ihnen,“ erwiderte Pfarrer Meißner lächelnd. „Wird es Ihnen hier zu eng, so steht Ihnen auch das Nebenzimmer, in dem mein Sohn früher wohnte, zur Verfügung. Leben Sie für jetzt wohl. Ich muß zum Ortsvorstand gehen, kehre aber bald zurück.“

Nach wenigen Minuten klopfte es, und eine Magd brachte Reinhold ein vortreffliches Frühstück, dem er mit um so größerem Behagen zusprach, als er sich durch einen Blick überzeugt hatte, daß der Anzug, den die Magd auf einen Stuhl gelegt, sich wieder in einer respectablen Verfassung befand. Er zögerte deshalb auch nicht, seinen äußeren Menschen in einen möglichst vortheilhaften Zustand zu versetzen, und hörte nicht auf, sich zu wiederholen, daß er hier sei wie in Abrahams Schoß. Dabei war er in das Nebenzimmer gegangen, das dem Fremdenzimmer ähnlich eingerichtet war, hatte einige Familienstücke betrachtet, die sich auf den Tischen und Schränken und an den Wänden befanden, — Zeichnungen, eingerahmte Haarlocken, getrocknete Bouquets aus Feldblumen, bescheidene Malverluche in Aquarell und Oel, — und war nun an das Fenster getreten, um wieder in den Garten hinauszublicken

Da sanken die Arme schlaff an ihm nieder, ein Zittern ging durch seinen Körper, seine Augen blickten wie gebannt nach einer bestimmten Richtung.

Ein junges Mädchen kam langsam durch den Garten gegangen. Sie trug einen hellen Morgenanzug, auf dem vollen, schmucklos und doch nicht ohne Kunst geordneten blonden Haare ein kleines Häubchen, fast französisch, wie man es in jenen Gegenden findet. Sorgsam blickte sie nach allen Seiten, bog hier einen Zweig zurecht, den der Sturm um einen andern geschlungen, hob ein geknicktes Blümchen auf, schüttelte traurig den Kopf, wenn sie gar zu große Verwüstung gewahrte, oder streichelte lieblosend eine Rose, die sich wacker gehalten. Ihre feinen Züge waren von untadelhafter Reinheit, der Ausdruck von süßer Kindlichkeit und Herzengüte und doch wieder voll ernster Sinnigkeit.

„Um Gotteswillen, das ist sie ja! Das ist meine Braut!“ stieß Reinhold wie in Verzückung hervor. „Diese ist es, die ich gesehen! Nun bin ich erlöst, — nun ist Alles gut!“ Und unwillkürlich von der Gewalt seiner Empfindung übermannt, schlug er die Hände vor das Gesicht und schluchzte laut auf, dabei immer still murmelnd: „Das ist sie! Nun habe ich sie gefunden!“

Er hatte nicht bemerkt, daß die Frau Pfarrerin, die zweimal vergeblich an die Thür des Fremdenzimmers geklopft, zuerst in dieses und dann in Georgs Zimmer getreten und auf diese Weise ohne Absicht Zeugin der seltsamen Scene geworden war. Sie hatte auch die Absicht gehabt, sich leise wieder zu entfernen, konnte es aber doch nicht hindern, daß ihr Kleid hörbar einen Stuhl streifte und diesen ein wenig von der Stelle rückte.

„Frau Pfarrerin, Sie sind es!“ rief Reinhold sich unwendend. „Frau Pfarrerin, das ist ja die Braut, die ich suche! O, ich wußte, daß Ihr liebes Gesicht, daß dieses Haus mir Glück bringen würde auf meiner Irrfahrt. Wer ist es? Ist es wirklich Ihre Tochter?“

„Es ist meine Tochter Veronika,“ antwortete die Pfarrersfrau sehr ernst, „meine liebe und einzige Tochter!“

Er hatte ihre Hände ergriffen, beugte sich tief nieder und führte sie an seine Lippen; fast war es, als hätte er auch seine Kniee beugen wollen. Die Augen waren ihm feucht; eine unbefehrbliche Erregung

hatte ihn ergriffen. Die Pfarrerin war nicht erschreckt davon, nur selbst bewegt. Sie kannte der Menschen Herz und wußte, daß sich hier eine reine Natur ihr offenbarte, daß sie diesen leuchtenden Augen, diesen halb gestammelten Worten trauen könne. Den Kopf sanft geneigt, ihre rechte Hand in der seinen lassend, hörte sie seine Beichte; wie ein verhängnißvoller Irrthum ihn zu dem Rentmeister geführt und theils die anmuthige Frische der schönen Tochter, theils aber auch der Wunsch, den Irrthum nicht gar so bald zu verrathen und dadurch das junge Mädchen nicht zu verlegen, ihn an das Haus gefesselt habe. Er berichtete dann auch seine Unterredung mit Georg, und wie er den Entschluß gefaßt, der unklaren Situation durch seine Abreise ein schnelles Ende zu machen. „Erst jetzt bin ich ruhig,“ so endete er, „nachdem ich Ihnen mein Herz aufgeschlossen habe. Nicht ohne Vorwürfe gegen mich selbst habe ich Wallenburg verlassen. Ich hätte vielleicht früher gehen sollen. Der Gedanke, dem Sohne einer solchen Mutter auch nur für eine einzige Stunde Herzeleid bereitet zu haben, betrübt mich tief. Aber ich hoffe, daß Fräulein Marie Alles wieder gut machen wird.“

„Das ist vielleicht schon geschehen,“ antwortete Frau Meißner, die in größter Aufmerksamkeit und Theilnahme und mit stets wachsender Befriedigung die Beichte des Künstlers angehört hatte. „Veronika hat mit der Morgenpost einen Brief von Marie erhalten, und es herrscht bei uns noch die gute alte Sitte, daß die Kinder den Eltern die Briefe mittheilen. Hier ist er! Lesen Sie ihn, — er enthält kein Geheimniß, wenigstens nicht für Sie!“

Reinhold nahm mit großer Lebhaftigkeit das Schreiben und überflog die Zeilen. Er las:

„Liebe Nonika! Wir sind Alle schon wieder auf nach der furchtbaren Nacht, um zu sehen und zu hören, welchen Schaden Sturm und Gewitter angerichtet. Verluste an Menschenleben haben wir hier, Gott sei Dank, nicht zu beklagen. Sende mir nur um Himmelswillen bald eine Zeile, damit ich weiß, ob auch bei Euch Alles in Ordnung ist. Papa behauptet, das Gewitter müsse gerade über Harzweiler fortgezogen sein. Wahrscheinlich kommt Georg selbst hinaus, um sich zu überzeugen. Wasche ihm nur gehörig den Kopf, meine süße Nonika! Denke Dir, er bildet sich ein, ich liebe ihn nicht mehr und hätte eine Neigung zu dem Bildhauer gefaßt! Ich könnte ihm ernstlich böse sein, wenn ich nicht darüber lachen müßte! Geiger ist ein lieber, prächtiger, amüsanter Mensch, in den namentlich Papa jetzt ganz vernarrt ist, nachdem er ihm zuerst die Thür gewiesen, dabei ein guter Mensch. Ich habe ihn sehr gern, und er scheint sich auch bei uns wohlfühlen; aber seitdem er hier ist, grollt Georg und meidet unser Haus. Was soll denn das heißen? Hält er mich für ein Ramschweilchen Leichtsinns? Dann würde ich ihm doch bis zur Verlobung eine recht, recht lange Frist geben, damit er Zeit hätte, sein Herz recht, recht genau zu prüfen. Ist er etwa von der unaussprechlichen Art, die es nicht duldet, daß die Braut oder Frau ein paar freundliche Worte mit einem lieben Bekannten spricht? Da könnte ich ja stutzig werden. Doch Thorheit! Noch gebe ich meine Oberförsterei in schönen, grünen Wald, von der ich jede Nacht träume, nicht verloren; nur muß der Oberförster darin kein Blaubart sein. Sonst fürchte ich mich! Ich liebe ihn ja gerade wegen seines stillen Ernstes, — aber soll ich denn nicht auch mitlachen, wenn in Papa's und Mama's Gegenwart ein artiger Mann eine schnurrige Geschichte erzählt? Du selbst, mein lieber, holder Mondschein, meine Elfe, würdest lachen, wenn er in seiner rheinischen Mundart ein drolliges Erlebnis aus der Knabenzeit oder aus den Künstler-Ateliers zum Besten giebt. Also wasche Georg gehörig den Kopf, hörst Du? Sage ihm, daß ich sehr, sehr böse bin . . .“

„Denke Dir, so eben kommt Herr von Rheineck und bringt einen Brief von dem Bildhauer. Er ist fort! Papa macht ein brummiges Gesicht, — ich bin es ganz zufrieden. Es würde mir doch wehe thun, wenn Georg sich ernstlich härmte. Nach' es nicht zu schlimm mit ihm! Ich werde ihn selbst ein wenig in's Gebet nehmen, falls er davon anfängt. Sonst natürlich kein Wort! Ja, es ist am Ende wirklich am besten, gar nicht über etwas zu reden, was doch zu trübe wäre, wenn's wirklich wäre! Was in aller Welt fangen wir nun mit dem alten, häßlichen Thonklumpen an, der in unserm Zimmer steht, und der ich sein soll, — brrr! Leb' wohl, mein Herz! Tausend Küsse! Auch für Mama und Papa!“

Lächelnd reichte Reinhold den Brief der Frau Pfarrerin zurück, die den jungen Mann während er denselben las, mit freundlicher Aufmerksamkeit betrachtete hatte. „Nun, dem Himmel sei Lob und Dank!“ rief er. „Das wird bald Alles wieder im rechten Gange sein. Ein liebes, braves, herziges Mädchen, Ihre künftige Schwiegertochter!“

„Das ist sie!“ stimmte Frau Meißner ernst bei. „Und doch war mir zuweilen schwer um's Herz, als Georg mir seine Sorge mittheilte. Ich kannte Sie ja noch nicht, wie ich Sie jetzt kenne! Jetzt erst heiße ich

Sie herzlich in unserm Hause willkommen und freue mich des kleinen Unfalls, der Sie hierher geführt.“

„Zu dem Ideal meiner Wünsche und Hoffnungen!“ sagte Reinhold leise, beinahe andächtig.

„Wie Sie darüber urtheilen, wenn Sie Gelegenheit gefunden haben, meine Tochter näher zu sehen, das wird sich ja bald zeigen!“ sagte die Pfarrerin mit einem feinen Lächeln. „Und wenn Sie einsehen sollten, daß Sie sich geirrt haben, so gestehen Sie es nur offen ein. Hier in diesem Hause ist Niemand, der sich dadurch verletzt fühlen würde. Sie haben ja meine Veronika, als sie ihren Bruder Georg nach Euderode begleitete und ein Viertelständchen in dem Zelt auf dem Freischießen verweilte, in gar zu weiter Entfernung und gar zu flüchtig gesehen.“

„Ich irre mich nicht,“ sagte Reinhold ernst und schüttelte den Kopf. „Und würden Sie mir wirklich gestatten, hochverehrte Frau Pfarrerin . . .“

„Wenn Sie es wünschen und es Ihnen Freude macht, so glaube ich, würde mein Mann seiner Tochter nicht verwehren, was er damals seiner Braut gestattet hat,“ erwiderte die Matrone. „Vorausgesetzt, daß Veronika selbst nicht eine unüberwindliche Abneigung dagegen hätte.“

„Jetzt, da ich Sie in der Nähe und mich unter Ihrem Schutze weiß, hoffe ich Alles!“ rief Reinhold mit gläubigstem Vertrauen. „O, das soll ein Werk werden! Die ganze Welt soll ihre Freude daran haben!“

„Auf Wiedersehen um ein Uhr bei Tische, Herr Geiger, wenn es Ihr Fuß erlaubt,“ sagte die Pfarrerin. „Auf Wiedersehen! Und nochmals tausend, tausend Dank!“ rief Reinhold. „Nun ist Alles gut!“

Liebe, schöne Leserin, — es ist nicht mehr viel zu erzählen. In dem holdseligen Pfarrerstöcklein, das in dem stillen Gebirgsdorfe fast unbekannt blühte, fand Reinhold nicht nur die „Braut“ für den königlichen Auftrag, sondern auch seine Braut. Manches Jahr ist verstrichen, seitdem der König zur Hochzeit ein Glückwunsch-Telegramm und einen neuen großen Auftrag sandte; manches Auge und manches Herz hat sich an dem hohen Marmorbilde erquickt, das die Züge der jungen Künstlergattin in kaum veränderter und doch idealer Reinheit wiedergiebt; manches Auge hat sich auch seitdem geschlossen. Doch werfen wir noch einen heiteren Blick auf die Lebenden!

Als Reinhold zu Ende September nach Berlin zurückkehrte, zeigte er dem Düsseldorfer Freunde seine Verlobung mit der „wirklichen“ Braut an und erhielt erst geraume Zeit darauf folgende Antwort:

„Vieles Sohn! Du hast immer ein unmenürliches Glück gehabt; ich gratulire Dir und wünsche es einmal auch mir. Daß das Fräulein oben vom Schloß nicht die rechte war, dachte ich mir längst; es ließ sich ja aber nicht mit Dir reden! Nun, ich habe es Dir eigentlich sehr übel genommen, daß Du mich damals in Wallenburg wie ein hilfloses Kind zurückerstest. Das einzige Gute dabei war noch, daß Du Deinem Briefe die erlösende Baarhaft beifügest, die allerdings nur gerade ausreichte, um die durch meinen Unmuth sehr gesteigerten Bedürfnisse zu befriedigen. Nimm es mir nicht übel, wenn ich Dir noch nichts von Deinen Vorschüssen zurückgeschickt, — im Gegentheil, so ein rundes Sünndchen könnte mir jetzt, da ich durch die horrenden Ansprüche des Sommers fast ausgeplündert nach Hause komme, gerade nicht unerwünscht sein. Rechne es doch auf Deine Auslagen à conto „Brauttschau“, die Dir der König ja sicherlich ersetzt. . . Ich ging damals von Wallenburg nach der Lauenburg zurück, wo es mir eigentlich doch am besten gefallen, und denke Dir, ich habe richtig meinen Warden attrapirt, und, — nur unter vier Augen will ich es Dir gestehen, — der Wader war eine junge schwarze Kage, die dort Vogel-eier suchte. Nun, immer besser als gar nichts! Wenn Dein zukünftiger Schwager erst seine Oberförsterei hat, ist das Pärchen keinen Augenblick vor mir sicher. Grüße also schon im Voraus und schone keine Kosten für die Auslagen! Dein getreuer, Dir wieder wohlwollender
Fritj.“

Es geht denn auch die Sage, daß der „lange Landschafter“ wirklich einmal einen Besuch in dem reizenden Oberförstereihause, zwei Stunden von Harzweiler, mitten im schönsten Buchenwalde, gewagt hat. Er wurde auch freundlich aufgenommen, kam aber nicht wieder, seitdem er dort mit dem Rentmeister Ebers zusammen getroffen. Der Rentmeister konnte den alten Groll gegen den langen „Landsreicher“ nicht überwinden; er hegte ihn treu in seiner Brust, ebenso treu aber die Freundschaft für den Bildhauer. Und so ist denn Reinholds Vision, beim ersten Eintritt in des Rentmeisters Haus, doch noch in Erfüllung gegangen und auf dem schattigen, halbdunklen Flur manch Gläschen kühlen Rheinweines von ihm und Papa Ebers geleert worden.

Ein Wandertag.

Von Martin Greif.*)

1. Aufbruch am Morgen.

Wird es im Gewölke lichter?
Prüfend schaut' ich oft empor,
Doch mir schien es, immer dichter
Sammle sich der Nebelstör.

Schon beschloß ich umzukehren,
Da, voll Jubel über mir,
Lief sich eine Kerche hören,
Und ich sagte Muth von ihr.

2. Ziel der Wanderung.

Da ich aus der Stadt geeilet,
War's ein Thurm, nach dem ich strich,
Doch, wo sich die Straße theilet,
Mußt' ich schon bedenken mich.

Dort das Dorf und seine Felder,
Menschenspuren allerwärts,
Da die dd' verschwiegen Wälder,
Wohin zieht es mehr das Herz?

3. An der Jar.

Die Vöglein singen munter
Im maiengrünen Wald,
Die Jar treibt hinunter
Ein Floß und schwindet bald.

Wohl taucht nach einer Weile
Dem Blick es wieder auf;
Der Kukul voller Eile
Hat wenig Acht darauf.

4. Halt am Wege.

Bei einem Meilensteine
Am Wege mach' ich Halt,
Der stand, bemooßt, alleine,
Von dürem Laub umwallt.

Wohl fiel mir ein die Stunde,
Da ich ihn anders fand,
Als, blinkend in die Runde,
Er unverändert stand.

5. Am Ried.

Und wieder zog ich weiter
Vorbei an dem Ried,
Die Kerche sang so heiter
Ihr tröstlich Abendlied.

Da dacht' ich mir, die Liebe,
Sie wohnt doch überall,
Und wenn ich hier verbliebe,
Mich weckte süßer Schall.

6. Einkehr.

Die Sonne stand am Rande
Der kühlen Erde fast,
Ein Dorf nur, weit im Lande,
Das winkte mir zur Raft.

Kaum konnt' ich es ereilen,
Eh' Nacht den Schritt gehemmt; —
Ach, nur drei kleine Meilen
Von Haus und schon so fremd!

*) Aus der demnächst erscheinenden vierten, vermehrten Auflage der „Gebichte“ von Martin Greif (Stuttgart, Cotta).

Rachdruck verboten.

Dr. Susanna Rubinstein.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 337.



Är und gegen das Studium der Frauen auf Universitäten ist in den letzten Jahren so Vieles vom rein theoretischen Standpunkte aus geschrieben worden, daß es als eine wohlthunende Abwechslung zu betrachten ist, wenn man die Frage einmal vom Standpunkte der Erfahrung aus in's Auge faßt. An solchen Erfahrungen sind wir in Deutschland allerdings viel ärmer, als das in der Schweiz, in England, Rußland, Amerika, neuerdings auch in Frankreich, der Fall ist. Indessen sind doch aus den letzten Jahren einige wenige, wenn auch ganz vereinzelte Fälle zu verzeichnen, daß Damen zu Vorlesungen auf deutschen Universitäten zugelassen worden sind. Es war insbesondere Leipzig, das den Frauen seine Hörsäle gastlich öffnete. Eine der ersten Damen, welche von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht hat, ist Fräulein Susanna Rubinstein, die sich denn auch auf Grund ihres Universitäts-Studiums den Doctorhut erworben hat. Dieses außerordentliche Resultat war das Ergebnis eines vierjährigen Universitäts-Studiums in Prag und dann in Leipzig, dem aber eine ebenso lange häusliche Vorbereitung in den Gymnasialklassen vorangegangen war.

Im Jahre 1847 zu Czernowiz in der Bukowina als die Tochter des kaiserlichen Rathes und Reichsrath-Mitgliedes J. Rubinstein geboren, entschloß sich die junge Dame in ihrem zwanzigsten Jahre, zu studiren und sich den Doctorhut zu erwerben. Da zu dem letzteren Zwecke die Absolvierung eines Gymnasiums

und das Bestehen der Abiturienten-Prüfung nothwendig ist, ließ sie sich zuerst von den Professoren des Czernowitzer Gymnasiums in sämtlichen Gymnasialfächern Privatunterricht erteilen, also insbesondere in den beiden klassischen Sprachen und in Mathematik, Geschichte und Geographie. Nach mehrjähriger, angestrengter Beschäftigung mit diesen Fächern bestand sie das Abiturienten-Examen in glänzender Weise und bezog nun die Universität Prag, mit der Absicht, Geschichte zu studieren. Sie hörte zu diesem Zwecke besonders die Vorlesungen des bekannten Historikers Höfler, wurde aber späterhin durch die fesselnden Vorträge des Philosophen Volkmann so angezogen, daß sie „umsattelte“ und sich ausschließlich der Philosophie widmete. Das besondere Gebiet, auf dem Volkmann sich einen bedeutenden Namen gemacht hat, — er ist seitdem verstorben, — war die Psychologie; und zwar gehörte er der Schule Herbart's an, der bekanntlich der Begründer der wissenschaftlichen Psychologie in Deutschland ist. Mit jugendlicher Begeisterung schloß sich Susanna Rubinstein an diese Richtung an und drang infolge ihres mühevollsten Fleißes bald in die schwierigsten Probleme der Wissenschaft von der menschlichen Seele ein. Um diese Studien zu vervollständigen, bezog sie dann die Universität Leipzig, wo sie bei den namhaftesten Professoren Vorlesungen hörte und zugleich in den ersten Familien der Stadt verkehrte.

Nach vierjährigem Universitäts-Studium, dem regelmäßigen Quatriennium, durfte sie es nun wagen, sich der Promotions-Prüfung zu unterwerfen. Sie bestand das Rigorosum so glänzend, wie einst das Abiturienten-Examen; ihre Inaugural-Dissertation lautete: „Die sensorischen und die sensiblen Sinne“ (Leipzig, Edelmann, 1874). In dieser achtund-siebzig Seiten starken Abhandlung stellte sie das ganze, reiche Leben der Sinnesempfindungen des Menschen, unter Berücksichtigung der Ergebnisse der neueren Physiologie, auf Grund selbständiger Studien, in einer Weise dar, welche in den betreffenden Fachkreisen eine sehr günstige Aufnahme fand.

Durch dieses Resultat ermutigt, setzte Susanna ihre Studien mit dem größten Eifer fort, sodaß sie im Jahre 1878 im Stande war, den ersten Band eines größeren wissenschaftlichen Werkes zu veröffentlichen, dem sie den Titel gab: „Psychologisch-ästhetische Essays“ (Heidelberg, C. Winter's Universitäts-Buchhandlung). Ihre weiteren Studien wurden leider oft durch schwere Krankheit unterbrochen; doch gelang es ihr, bei ihrem eisernen Fleiße und bei ihrer willenskräftigen Selbstbeherrschung, im Jahre 1884 den zweiten Band des Werkes nachfolgen zu lassen. Diese beiden Bände fanden sowohl bei den Fachmännern, als in weiteren Kreisen großen Beifall; die darin behandelten Themata sind folgende: Das Leben der Sinne; Die Schicksale der Vorstellungen; Das Gedächtnis; Einbildungskraft und Phantasie; Die Sprache; Zeit und Raum; Die Bewegungsarten; Leidenschaft und Affect; Naturgeschichte des Witzes; Psychologie der Geschlechter; Charakteristik der jüdischen, der griechischen, der indischen, der christlich-germanischen Phantasie. Außerdem sind in verschiedenen Blättern, z. B. in der (ehemals Augsburger) „Allgemeinen Zeitung“, der „Vossischen Zeitung“, der „Täglichen Rundschau“, in den „Pädagogischen Studien“ u. s. w. einzelne Aufsätze von ihr veröffentlicht worden. In allen diesen Publicationen zeigen sich dieselben wissenschaftlichen und schriftstellerischen Vorzüge, welche am besten mit den Worten der „Allgemeinen Zeitung“ wiedergegeben werden: „In diesen reizenden wissenschaftlichen Cabinetstücken entfaltet die Verfasserin alle ihre Vorzüge, ihren vornehmen, oft hinreißenden, immer ungemein edlen Stil, ihre feine und weitreichende, gediegene Bildung, ihre große Belesenheit... Wir haben eine Leistung vor uns, durch welche sich die Verfasserin als ein über das Mittelmaß weit hinausreichendes Talent erwiesen hat... Das literarische Bild der Verfasserin vereinigt in merkwürdiger Harmonie eine Summe eigenartiger Merkmale in sich: eine nicht gewöhnliche synthetische Begabung neben feinsinniger analytischer Kraft, gründliche Gelehrsamkeit neben künstlerisch vornehmer Darstellungsgabe, erschütterndes sittliches Pathos neben schalkhaften Humors, lehrhaften und logisch gegliederten Vortrag neben sprudelndem Conversations-Talent, männlichen Verstand neben weiblicher Anmuth und Zartheit.“

Die letztere Bemerkung mag dazu überleiten, zum Schluß noch eine nicht unwesentliche Versicherung zu geben: Jeder, der das Glück gehabt hat, mit Susanna Rubinstein in Leipzig, Heidelberg, München, Wien, Berlin oder Dresden, — in diesen Städten lebte sie abwechselnd, — zusammenzutreffen, stimmt darin überein, daß ihre persönliche Erscheinung das Gegenstück desjenigen ist, was man sich gemeinhin unter einem „Blaustrumpf“ vorstellt, nämlich das Musterbild eines echten Weibes im vollsten Sinne des Wortes.

thürmen amphitheatralisch emporsteigt. Besonders jesselt die stolze Marienkirche, welche das Häusergewirr weit überragt, den Blick. Dem Weiterreichenden bietet sich ein stets neues Bild. Ueber die von Schiffen buntelebte Trave fährt der Weg durch die enge, verkehrsreiche Holstenstraße auf den Marktplatz mit seinem berühmten Rathhause und dem neuen Postgebäude, dessen Bauart der mittelalterlichen Umgebung harmonisch angepaßt ist. Wir haben aber nicht Zeit, diese Sehenswürdigkeiten einer genauen Besichtigung zu unterwerfen; daher drängen wir vorwärts und führen den sich unserer Leitung anvertrauenden Fremdling, unter den offenen Bogen-gängen des Rathhauses hindurch, die Breitestraße entlang, bis wir der Jacobikirche gegenüber Halt machen. Wir stehen hier vor einem der sonderbarsten Gebäude der Stadt, in dessen Inneren uns außerdem ein fähler Trunt Erlanger oder Münchener Bieres Labung verspricht.

Aus rothen Ziegelsteinen ist das Haus erbaut; ein gewaltiger Treppengiebel verdeckt das Dach; auf dem höchsten Punkte dreht sich ein vergoldetes Schiff mit vollen Segeln als Wetterfahne. Oberhalb des Einganges ist ein ähnliches Schiff gemalt; an seinen beiden Seiten geht quer über die Wand eine fromme Inschrift, welche Jesus Christus den Herrn der Schiffer nennt, und unterhalb des Bildes steht geschrieben: „Schiffergesellschaft“. Zwei steinerne Wangenstücke ehemaliger Bänke

dem wir uns befinden, ist jetzt an einen früheren Seemann verpackt, der als Restaurateur den Gästen gute Biere und treffliche Speisen vorsetzt, während in den Nebengebäuden Schifferwitwen freie Wohnung gewährt wird. In einem Wand-schranke der Halle befinden sich wohlverwahrt die der Gesellschaft gehörigen silbernen Focale, von denen der größte nur bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. bei dem unter dem Namen „Schiffen“ alljährlich stattfindenden Festeffen, benutzt wurde. Außerdem enthält der Schrant „Schild und Holt“, d. h. silberne Schilder mit dem Wappen der Gesellschaft, — eine Krone zwischen zwei gekreuzten Boishaken, — und eine schwarzhämmene Sargdecke. Die Schiffer tragen ihre Todten, und auch wohl verdiente Kaufleute oder Aelther, selbst zu Grabe, und dabei wird „Schild und Holt“ gebraucht. Große Schilder für die Beerdigung Erwachsener, kleine für diejenige von Kindern sind vorhanden.

Die Pläge der Halle hatten früher ihre feste Bestimmung. An der westlichen Fensterwand befindet sich der erhöhte Sitz der Kelterleute, von dem aus unser Bild aufgenommen ist. Die Bankreihen tragen die Wappen der sogenannten Ostsee-, Bergen- und Westseefahrer, welche nur auf den ihnen zukommenden Bänken sitzen durften. Daß es bei den Zusammenkünften der wackeren Seeleute nicht immer ganz ruhig zugeht, beweist eine Tafel, welche folgende originelle Aufschrift aus dem Jahre 1580 trägt: „Di Nasolgende hebben de Hanffe Broderschap bewilliget: De dieses Huses Gerechtigkeit nich wil dohn ohne Riwen (Streiten), den schall man op disse Tafel schriuen unde schall dar so lang op stahn, dat he dieses Huses Gerechtigkeit beffti gedahn. Beer tappen (Bier zapfen) schall man ehm hier nich, so lange dat he sine late beffti maket schlacht.“

Die oben erwähnten Bilder aus der biblischen Geschichte stammen wahrscheinlich aus dem Jahre 1624, doch ist weder der Name des Spenders, noch der des Malers bekannt. Die Gemälde haben einen geringen künstlerischen Werth und sind so stark nachgedunkelt, daß die Farben kaum noch zu erkennen sind. Unter jedem Bilde befindet sich eine urwüchsigere Unterschrift; so wird z. B. die Geseßgebung mit folgenden Worten erklärt:

„Der barg raucht', die basaan erklang.
Zommer und blyh dem volk that bang.
Aus lauter feur redt damals Gott
Und gab Moß die zehn Gebot.“

Seit etlichen Jahren ist im Schifferhause ein Fremdenbuch ausgelegt, welches neben vielen werthlosen Bemerkungen mancher Besucher auch kunstgerechte Verse und witzige Ausprüche berühmter Männer enthält. Emanuel Geibel pflegte so lange seine angegriffene Gesundheit es gestattete, täglich in dem ihm liebgewordenen Raume bei einem Glase Bier ein Stündchen zu verweilen und führte jeden Gast, der ihn besuchte, hierher. Der Dichter sah stets auf einem etwas erhöhten Plage neben dem Eingange, von welchem aus man sowohl die Straße, als auch die ganze Halle gut übersehen kann. Jetzt ist dort eine Büste des Dichters aufgestellt, und unter Glas und Rahmen befindet sich ein von ihm im Mai 1878 verfaßtes, ursprünglich auf die erste Seite des Fremdenbuches geschriebenes Gedicht. Dasselbe lautet:

Am guten Alten
Zu Treuen halten,
Am kräft'gen Neuen
Sich härten und freuen,
Wird Niemand gereuen.

Es steuert auf dem weiten Meer
Der Schiffer manchen Tag umher,
Hat Sturm und Still' und gute Fahrt,
Trifft Land und Holt von mancher Art,
Sieht heut' die Sonn' am Eisberg glüh'n
Und morgen Palm' und Goldfrucht blüh'n,
Hört fremder Sprachen sel'tnen Laut,
Macht fremder Sitte sich vertraut,

Hält bei den Wilden bald sein Mahl,
Bald in der Weltstadt schmuckem Saal,
Läßt aus und ein zu rechter Stund'
Und freut sich, daß die Welt so bunt.

Doch wenn er dann zum eignen Herd
Aus weiter Ferne heimgekehrt,
Da wandert er, vergnügt im Sinn,
Zum alten Schifferamtsbus hin,
Erzählt mit Lust beim vollen Glas
Von seinen Fahrten dies und das,
Und lobt die Fremde nach Gebühr,
Doch bleibt sein Wahlbruch für und für:
Schön ist's in Nord, Süd, Ost und Westen,
Allein zu Haus ist's doch am besten.

Der Besucher, welcher zum ersten Male, besonders Abends, im Schifferhause sitzt, — wir bemerken, daß hier auch Damen gern ein Glas Bier trinken, — fühlt sich von seltsamen Erinnerungen umweht. Die eigenartige Umgebung übt einen großen Zauber aus, und unwillkürlich ersehen vor dem geistigen Auge Bilder längst entschwundener Zeiten. Man muß an die wettergebräunten Gestalten denken, welche vor Hunderten von Jahren auf demselben Plage gesetzt haben, wenn sie von mühevoller Fahrt oder nach tapferem Kampfe in der Heimath ausruhen durften. Die ganze Größe der Hanfa steigt bei diesen Gedanken in uns auf; wir fühlen, daß der Boden Lübeck's durch eine ruhmreiche Geschichte, durch die Tüchtigkeit seiner Einwohner, durch die von früherem Glanze zeugenden herrlichen Bauwerke der Vergangenheit geweiht ist. Jeder Fremde wird gern wieder in die alte Stadt zurückkehren, welche einst das Haupt des mächtigsten Städtebundes war, und dann auch nicht vergessen, das merkwürdige „Schifferhaus“ zu besuchen.

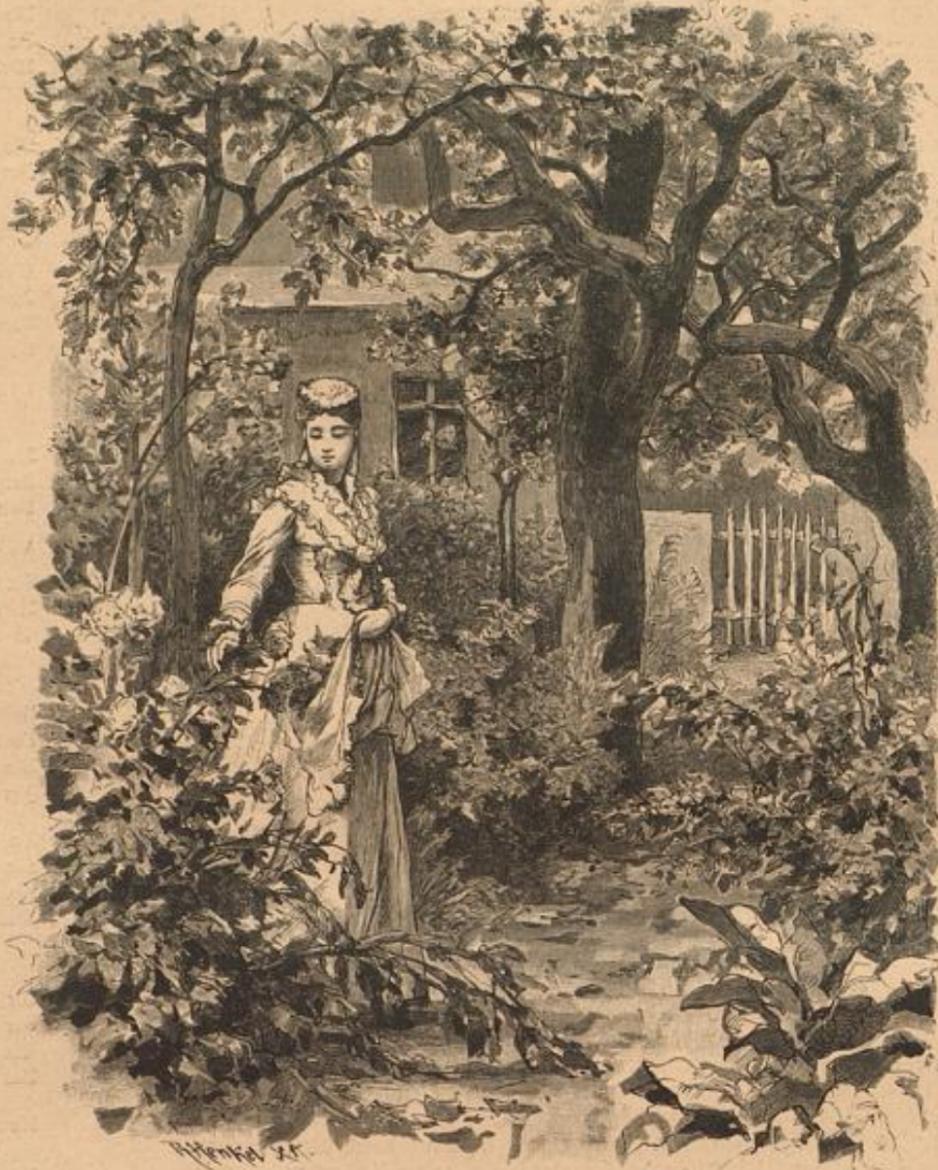


Illustration zur Novelle „Die Braut“. Von Anton von Werner. — Siehe Seite 362.

vor der Thür zeigen unter den verblähten Abbildungen gerüberter Vöte die ebenso einfachen wie wahren Worte: „Allen zu gefallen — ist unmöglich“. Wir sind im Begriffe, in das Haus einzutreten, welches im Volksmunde gewöhnlich kurzweg das „Schifferhaus“ genannt wird.

Innerhalb der Thür, welche wir jetzt durchschreiten, empfängt uns die Figur eines Matrosen, der mit stummer Bitte auf eine Sammelbüchse hinweist, deren Inhalt für die Armen des Hauses bestimmt ist. An ihm vorbei gehen wir in einen der merkwürdigsten Räume, den man sich denken kann. Das ganze Erdgeschloß des Hauses bildet eine von hölzernen Pfeilern getragene Halle, deren Wände unten mit einer Eichen-täfelung, oben mit Darstellungen aus der biblischen Geschichte geschmückt sind. Drei Doppelreihen eisener Bänke mit hohen Lehnen, zwischen ihnen Tische aus demselben Holz, an denen die Jahrhunderte spurlos vorübergegangen sind, nehmen den größten Theil des Raumes ein. Zahlreiche, sauber gearbeitete Modelle alter und neuer Schiffe hängen von der Decke herab und geben der Halle ein ganz eigenartiges Gepräge. In der Mitte hängt ein großer Kronleuchter aus Messing, unfern von ihm ein Kessel und ein Weihwasserbecken aus demselben Metall; letzteres zeigt in getriebener Arbeit eine Darstellung des Sündenfalles. Laternen, in welchen, wenn sie angezündet werden, Schattenspiele ihr Wesen treiben, Nachbildungen von Eskimos in ihren Kanoes, von Libidischen Kapitänen in tapferem Kampfe mit algierischen Seeräubern erbeutete Waffen, Muttergottesbilder, Nüstungen und zahlreiche andere interessante Gegenstände vollenden die Ausstattung des Raumes.

Das Haus wurde von der Schiffergesellschaft im Jahre 1535 erworben und hat im Wesentlichen seit jener Zeit seine Einrichtung behalten. Früher war die Gesellschaft eine mit besonderen Rechten ausgestattete Corporation, im Jahre 1866 wurde sie eine freie Genossenschaft. Das Hauptgebäude, in

Nachdruck verboten.

Das Schifferhaus in Lübeck.

Von Ernst Jungmann.

Siehe das Bild von Fritz Stoltenberg, Seite 360 und 361.

Ueberaus bemerkt der Fremde, welcher Lübeck zum ersten Male betritt, einen Augenblick seinen Schritt, sobald er den Bahnhof verläßt. Das Auge sieht, über wohlgepflegte, mit zahllosen blühenden Rosen besetzte Anlagen hinweg, auf das in unmittelbarer Nähe sich erhebende Volksthor, hinter dem die Stadt mit ihren alterthümlichen Giebeln und hohen Kirch-

Kunstgewerbliches.

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geleglich gezeichnet sind. — Die Preise der letzteren siehe im Inseraten-Beilege.

Filigran. — Wohl keine Leserin, der es vergönnt war, Italiens geweihten Boden zu betreten, hat Genua oder Venedig verlassen, ohne ein Schmuckstück in der zierlichen Filigran-Technik dieser Städte zum Andenken mitzunehmen. Keine Dame pflegt in Kopenhagen bei Christensen vorüberzugehen, ohne eine Nachahmung altnordischen Filigran-Schmuckes oder ein Stück älteren norwegischen Bauernschmuckes zu erwerben. Viele Damen von Geschmack pflegen diesen Schmuck auch selbst zu tragen, andere machen damit billige Geschenke. Und weshalb scheut sich manche Dame, diese zierlichen, leichten Gebilde aus den feinsten Gold- und Silberfäden zu tragen? Eben weil sie billig sind, weil unsere Zeit leider viel mehr auf den materiellen Werth des Damenschmuckes sieht, als dessen künstlerische Qualität würdigt; weil unsere Damen lieber Diamanten und schwer belastende Ketten tragen, als sich wirklich „schmücken“, — denn Schmuck soll nicht beschweren, sondern zieren, er muß daher leicht und zierlich sein.

Erst die alterthümliche Mode hat die Filigran-Technik wieder zu Ehren gebracht: wenn ein Stück „alt“ oder, wie man noch lieber sagt, „echt“ ist, dann verleiht ihm Alter oder Echtheit einen gewissen Werth; darum kann man es ohne Scheu tragen, zumal dasjenige, was alt ist, bei Vielen auch für schön gilt. Und unter dem alten Schmuck, wie ihn viele Landleute als nothwendigen Theil alter Volkstracht in einigen Gegenden Europa's noch tragen oder bis vor Kurzem trugen, hat sich neben manchen Arbeiten in anderen, sonst verlorenen Techniken auch Filigran-Schmuck erhalten. Letzteren sammelten in neuerer Zeit die Museen; viele Damen fanden Geschmack an diesen Arbeiten und legten ihn an; andere machten die Mode mit, und so konnte sogar die Industrie diese Technik wieder aufnehmen.

Aber wie kam das Filigran in jene, oft weit abgelegenen, von dem Strome moderner Conrissen gar nicht oder selten berührten Gegenden? Woher hatten denn die Landleute, deren Geschmack doch bekanntlich „bäuerisch“ ist, jene niedlichen Schmuckstücken zu einer Zeit, da die vornehme Welt sich mit dem geschmacklosesten Zeug bebing? Woher kam ihnen die Fertigkeit, diese Arbeiten herzustellen, während kein geschulter, zünftiger Goldschmied im Stande war, in dieser Technik zu arbeiten? Die Antwort auf diese Frage ist sehr einfach: an jenen abgelegenen Orten hat sich durch Tradition von Vater auf Sohn durch Jahrhunderte eine Technik und deren Muster erhalten, welche, früher allgemein auch in der Stadt geübt und geschätzt, im Laufe der Zeit, infolge von Wechsel im Geschmacke, durch andere Techniken verdrängt und in Vergessenheit gerathen war.

Die Filigran-Arbeit finden wir bei den meisten Völkern, deren Kunstfertigkeit uns aus hinterlassenen Werken bekannt ist; fast überall, wo wir in den ältesten Zeiten Schmuck finden, ist es Filigran-Arbeit. Im Laufe der Jahrhunderte hat sich die Technik fast gar nicht verändert, weil sie sich eben aus dem Material selbst ergab. Seit dem Alterthum kann man deutlich zwei Arten derselben unterscheiden, welche zu verschiedenen Zeiten, je nach Geschmack, mehr oder weniger in Uebung waren. Der Name Filigran, dem Alterthum unbekannt, leitet sich ab vom lateinischen *filum*, der Faden, und *granum*, das Korn; er bezeichnet also eine aus (Metall-) Fäden und Körnchen hergestellte Verzierung oder Verzierungsweise. Das Vorhandensein der Körnchen ist ein wesentliches Erforderniß des Filigrans, oder es muß wenigstens durch Einkerbungen der Fäden oder Drehen derselben der Eindruck des Geförnten hervorgebracht werden. Arbeiten aus einfachen, auf flache Metallplättchen gelötheten Drähten, wie wir sie in barbarischer oder klassisch-antiker Kunst finden, bezeichnet man nicht als Filigran, ohne jedoch dafür einen besonderen Namen zu haben.

Das aus Gold- oder Silberdraht gebildete Muster wird meist auf eine Platte aus gleichem Metall aufgelöthet, der Draht mit Körnchen belegt oder gefeibt. Häufig ist auch der Grund mit ganz feinen, winzigen Goldkörnchen dicht befällt, so daß er ein weiches, sammetartiges Aussehen erhält. Die Herstellung dieser feinen Körnchen ist ebenso einfach, als sie den Meisten unbegreiflich erscheint. Ganz kleine Abschnitte von feinstem Golddraht werden in Kohlenstaub, der sie getrennt hält und vor Vereinigung schützt, zum Schmelzen gebracht, wobei sie die Kugelform annehmen. Die andere Art Filigran ist die Arbeit ohne Unterlage einer Metallplatte; das Ganze ist also ein *à jour* gearbeitetes Geflecht, welches, nur an den Kreuzungsstellen der Drähte gelöthet, oft noch mit einem zusammenhaltenden Reifen umgeben ist. Auf den Löthstellen pflegen dann die meist größeren Körner zu sitzen.

Die ornamentale Verwendung des Filigrans ist naturgemäß eine beschränkte; die Feinheit und Empfindlichkeit der Arbeit läßt es zum Schmuck eigentlicher Gebrauchsgeräthe völlig ungeeignet erscheinen. Auch die Zeichnung muß sich in gewissen Grenzen bewegen: die Spirale oder der Bogen in mannigfacher Form und Verbindung mit Rosetten und Sternen geben geometrische Muster, gestatten auch wohl stilisirte Blumen, niemals aber figurliche Darstellungen. Auch diese Musterung weist von selbst wieder auf den Schmuck hin, und zwar auf den Goldschmuck, da das dehnbare Material die Drahtarbeit besonders begünstigt.

U. Pabst.

(Schluß in nächster Nummer.)



Ungarische Majolika-Lampe, in Bronzefassung ausgeführt von Carl Kaffenius & Co., fgl. Hohllieferanten in Berlin. Ein Viertel natürlicher Größe.

Lampe mit Bronzefuß, ausgeführt von E. C. Bask, norm. Paul Stoh & Co. in Berlin. Höhe incl. Cylinder 55 Cent.

Thermometer, in Bronze ausgeführt von E. C. Bask, norm. Paul Stoh & Co. in Berlin. Höhe 25 Cent.



Ziergefäße aus Feinglüh, mit bunten Ornamenten in echter Emaille. Unter Nachbildung griechischer und altheidischer Muster ausgeführt von Ch. Kommerell in München. 50-55 Cent. hoch.

Nachdruck verboten.

Zigeuner-Schönheit.

Von Hugo Klein.

Jeder hat ein anderes Ideal von Frauenschönheit; wer brächte es aber über das Herz, auch nur Einem Unrecht zu geben? Die Nordländerin hat ihre verführerischen Reize, wie die Tochter des Südens; die blauen Augen haben ihre Poesie, wie die dunklen ihre Gluth; die stolze, majestätische Schönheit imponirt und begeistert, die zierliche Anmuth gewinnt das Herz. Die milchige Venus mag das vollkommenste Bild weiblicher Schönheit sein; wer möchte aber darum die Pinse Canova's schmähcn, das Auge der Grazie ihrer Formen verfluchen? Vermag der Liebreiz der Rafael'schen Madonna den Typus in Schatten zu stellen, den die dunklen Heiligensköpfe Murillo's bieten? Bewundernd verweilt der Blick bei den Madonnen-Gesichtern Correggio's, die in stiller Hoheit über und schweben, und rascher schlägt das Herz, wenn uns die Frauenbilder Tizian's ihre verführerischen Reize enthüllen. Der Werth der Kunstwerke, die der Pinsel des Malers schuf, mag verschieden sein; ist dies aber auch der Werth jenes andern herrlichen Kunstwerkes, das die Natur im Weibe schuf, der Werth der Frauenschönheit? Welche ihrer Varietäten verdient für sich allein den goldenen Apfel? Aphrodite wandelt in unzähligen Gestalten unter uns. Die Kose mag die Königin der Blumen sein, aber welche der Rosenarten ist die schönste? Man hätte eine bittere Dual der Wahl, wollte man bei jeder das Für und Wider prüfen; der Weise aber wird sich nicht beirren lassen, wird sich froh des Rosengartens freuen, seines Glanzes und Duftes, wird kein Blümlein mißhachen und jedem Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Alles das bringe ich hier vor, um für eine Schönheit eine Lauge einzulegen, die nicht allgemein anerkannt, weil nicht allgemein bekannt ist. Besonders Damen lieben es, irgend eine dunkle Schönheit, der sie nicht gewogen sind, wegwertend mit dem Worte abzuhun: „Es ist Zigeuner-Schönheit!“ Verdient aber die Zigeuner-Schönheit wirklich die Mißachtung, und vor Allem, hat die strenge Richterin eine solche Schönheit in all ihrer Pracht bereits vor Augen gehabt? Denn man muß weite Länder durchreisen, um zu ihr zu gelangen. Die Frauen der Gitanos in Sevilla, die Zingari-Mädchen in Mostau sind vielgerühmte Beautés. Ich bin noch nicht in die Lage gekommen, sie kennen zu lernen; wohl aber kenne ich die ungarischen, siebenbürgischen und rumänischen Zigeunerinnen, und wenn ich an sie zurückdenke, tauchen in meiner Erinnerung herrliche Bilder auf, vor welchen ich in rein künstlerischer Bewunderung verstumme, wenn ich am lautesten ihr Lob singen wollte. Sie sind die Töchter eines geächteten und verfolgten Volksstammes, dem Mißachtung und Verfolgung vielleicht nicht ganz ohne Schuld zu Theil geworden, aber ihren Reizen muß man wohl Gerechtigkeit widerfahren lassen. Diese schmucken Geschöpfe, welche im Mittelalter in Deutschland gebrandmarkt wurden, wenn man ihrer habhaft werden konnte, von denen die englischen Ladies noch im vergangenen Jahrhundert ihre jungen Doggen säugen ließen, und die in Frankreich gehebt wurden wie ein Wild, repräsentiren einen eigenartigen und verführerischen Typus der weiblichen Schönheit.

Sie haben auch ihren Maler gefunden. Wer kennt nicht die „Zigeunermädchen“ Georg Vastagh's? Für das Recht, dieselben im photographischen Wege und im Delbrude vielfältigen und verkaufen zu dürfen, wurde dem Künstler ein Vermögen gezahlt, und wer kein Gemälde Vastagh's selbst zu Gesicht bekommen hat, sah zum Mindesten gewiß eine Photographie oder Chromolithographie seiner Bilder. Aber weder Photographie noch Delbrude können von dem natürlichen Reize der Originale einen vollen Begriff geben. Vastagh malt die siebenbürgischen Zigeunermädchen mit dem verführerischen Glanz ihrer weichen, braunen Haut, mit ihren dunklen Augen voll süßigen Feuers, mit ihren vollen, rothen Lippen, um die etwas liegt, wie ein Lächeln oder ein Begehren, mit den schlanken, äppigen Gestalten der Königinnen der Steppe. Er malt sie in dem prächtigen Puz, den sich die weibliche Haus-Industrie der Rumänen zusammenstellen weiß, mit den bunten Röden und Ueberwürfen, den langen, schmalen Schürzen aus teppichartigem Stoffe, mit golddurchwebten Quasten und Troddeln, den weißen Kopftüchern, in deren Bordüren zarte Blumen-Quirlen gestickt sind, — alle diese Gewänder an einzelnen Stellen mit schimmernden, silbernen Plättchen bedeckt, und schließlich mit dem Collier der dünnen, mattglänzenden, goldenen Münzen und Amulette auf dem braunen, sammetnen Nacken. In diesem fremdartigen, malerischen Kostüm kommen die vollen und doch agilen, äppigen und doch schlanken Gestalten prächtig zur Geltung. Nicht jedes Zigeunermädchen kann sich eines solchen Prunkes rühmen, doch ist er allerdings zu Hause bei der Zigeuner-Aristokratie in den Ortshäusern Siebenbürgens, die ein reichliches Gewerbe ausübt, oft Haus und Hof besitzt und Steuern zahlt. Manches Mitglied dieser Gilde wird zwar im Laufe der Zeit fahnenflüchtig und verläßt den heimischen Grund, um in die weite Welt zu ziehen. Das ist dann ein schönes Leben, wieder frei durch das Land wandern zu können, über Berg und Thal, durch den kisternden Wald und über die grünen Wiesen. Dann freilich tragen die braunen Zigeunermädchen keine goldgestickten Jäckchen mehr; die Kleider sind zerfetzt und durch den Staub der Straße geschleift. Auch solche Zigeunermädchen malt Georg Vastagh, — sind diese minder schön?

Es giebt in Ungarn mehr als hunderttausend Zigeuner, und so kann es nicht Wunder nehmen, daß sie auch in der Hauptstadt ihre Colonie haben. In der Budapester Florianigasse, — sie liegt in einer südlichen Vorstadt, — wohnen die Zigeuner-Musikanten der ungarischen Hauptstadt mit Kind und Kegel. Das ode Exterieur der Gasse läßt es nicht vermuthen, daß das lebhafteste Wölftchen hier seine Zelte aufgeschlagen hat; wenn man aber in die weiten, schattigen Höfe blickt, so sieht man die splinternackten Zigeunerkinde zu Duzenden im Sande spielen, und tritt man in ein Haus, so hört man sofort den eigenthümlichen Zigeuner-Dialekt aus dem Kinderlärm heraus. Und aus jedem Hause ertönt Hidelklang und gemahnt den Fremden mit den feurigen Rhythmen des Girdas oder der schmelzenden, melancholischen Weise eines ungarischen Volksliedes, daß man sich in einem „musikalischen“ Viertel befindet. Am Abend ziehen die männlichen Bewohner, mit ihren Instrumenten beladen, aus, um in irgend einem Gasthause oder Privat-Cirkel aufzuspielen. Duzendweise giebt es solche „Banden“, denn man will überall in Budapest Zigeuner-Musik hören, welche bei keinem Feste, keinem Gelage, auf keinem Balle fehlt. Im Sommer musciren die Zigeuner im Grünen und bringen

in ihre ärmliche Behausung, für Frau und Kinder, welchen sie mit rührender Zärtlichkeit zugethan sind, reichen Lohn heim.

In ihren freien Stunden musciren sie zu Hause. Sie spielen da ihre schönsten Lieder, und die Zigeunermädchen singen den Text dazu. Diese Letzteren haben niemals eine Note gefannt, wie ihre Väter und Brüder; sie singen aber nach einmaligem Hören jedes Lied, und wäre es das schwierigste, so fehlerlos und correct, wie die routinirteste Opern-Diva. Es giebt bei diesen Naturkindern viele prächtige Stimmen, frische Stimmen von überwältigendem Klange und verblüffender Tonfülle, wie sie manche Bühne vergebens sucht, vergebens mit allem Golde bezahlen möchte. Diese Sängerrinnen aber dürstet nicht nach Geld und Ruhm. Nach dem ersten empfinden sie nicht jenes unstillbare Sehnen, das andere Menschenkinder erfüllt, und für den letzteren haben sie vollends kein Verständniß. Welche andere Aufgabe, so denken sie wohl, hat ein Zigeunermädchen in der Welt, als zu lieben, wenn möglich zu heirathen und eine Mutter zu werden, die gute Musikanten erzieht? Bei der Genügsamkeit und Anspruchslosigkeit dieses Völkchens, welches heute das leichterworbene Geld fröhlich verpraßt, ohne morgen das Gefühl der Entbehrung hart zu empfinden, wenn es den Hunger nur mit einer trockenen Brodkruste stillen kann, würden die glänzendsten Anerbieten kein Mädchen veranlassen, aus seiner Obscurität herauszutreten; in dieser Beziehung besitzen sie alle eine heilige Schen.

Die Mädchen verstehen sich im Uebrigen auch auf ganz besondere stimmliche Kunststücke. Sie ahnen jedes Instrument, das ihre Brüder und Liebhaber spielen, in überraschender Weise nach; es sind lebendige Flöten, Clarinetten, Violinen, Cello's und sogar Bassgeigen, die man vor sich sieht, und welche ihre hölzernen Kollegen schon deshalb in Schatten stellen, weil diese unmöglich jenen Ausdruck besitzen, dessen sich jene rühmen können, nämlich den beredten Ausdruck der dunklen Augen voll flammender Gluth, die den verbissensten Feind der holden Rustia befehren könnten.

Am Abend, wenn die Zigeunermädchen paarweise und in Gruppen, lachend und scherzend, die engen Gassen ihres Viertels durchschreiten, kann man ungehindert diese in Budapest wohltrenomirten Schönheiten bewundern. Freilich ist das Zigeunerblut in der ungarischen Hauptstadt nicht mehr ganz rein, und man findet bei den Zigeunerinnen hier oft sogar Blondhaar und einen glänzend weißen Teint. Unverfälscht tritt uns aber der Typus in allen Fällen in dem weiten ungarischen Pusttenlande und auf den Bergabhängen Transylvaniens, in den Zigeuner-Vierteln Kronstadt's und Hermannstadt's entgegen. Hier heirathen die Zigeunerinnen nur Männer ihres Stammes, die ihnen auch am treuesten und zärtlichsten zugehan bleiben. In den Volksliedern der transylvanischen Zigeuner, welche Heinrich von Wilslocki gesammelt und vor einigen Jahren herausgegeben hat, finden sich viele kleine Dichtungen, in denen diese zärtliche, durch die Stammesverwandtschaft betonte Liebe rührend zum Ausdruck kommt. So singt der arme Zigeuner:

„Schön ist wohl die weiße Maid,
Schön ist auch ihr feidnes Kleid.
Mein Zigeunerliebchen braun
Ist doch schöner anzuschau;
Seht zu mir in's Gras sich still,
Herzt mich, küßt mich, wie ich will.“

Und ein anderes Mal:

„Der Himmel hat seine Sternenschar,
Die Erde viel Blumen wunderbar.
Ich seh' nicht dahin, will lieber nur schau,
Mein armes Zigeunerliebchen braun.“

Sie ist ihm Blume und Stern, dem armen, vielgestohlenen, vielgeprügelten Patron, der in der ganzen Welt bei Niemandem Liebe findet, als bei seinem Weibe, das willig mit ihm das Los der Paria's trägt, jede Entbehrung mit ihm theilt, ihm über alle Landstraßen Europa's, bis in die fernsten Länder folgt, für ihn bettelt und stiehlt, wenn es ihm selbst an „Arbeitsbrot“ gebricht. Ein seltsames Völkchen, fürwahr! Und mag es dem Zigeuner auch sonst nicht am besten ergehen auf Erden, das Eine ist sicher: eine wunderschöne Frauenblume ist ihm zur Gefährtin geworden. Es ist leichter, sie zu bewundern, als sie zu schildern; von Frauenreizen lassen sich mit der schwachen Feder nur dürftige Vorstellungen bieten. Darum will ich nochmals auf die Gemälde des ungarischen Künstlers verweisen. Der gluthvolle Pinsel Vastagh's hat diesen Typus in schimmernden Farben auf der Leinwand festgebant. Seine braunen Mädchen Gesichter lassen es wohl begreiflich erscheinen, wenn sich die Burthen im Dorfe von diesen Beautés mit dem lecken Debrecziner Pfeischn im Munde gern einen Liebestrank brauen, wenn sich vornehme Herren für funkelnde Ducaten von ihnen gern etwas Schönes wahrfragen lassen. Es ist ein eigenartiger, interessanter, verführerischer Typus, — man schmähc mir nicht die „Zigeuner-Schönheit“!



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Literarisches. — „Unsere klassischen Meister“, musikalische Lebens- und Charakterbilder von Otto Gumprecht. Zweiter Band (Leipzig, Daesler). Die folgenden Zeilen gelten dem jüngsten Kinde des Unterzeichneten, das soeben die Presse verlassen. Er nimmt sich die Freiheit, es mit einigen Worten den Leserinnen dieses Blattes vorzustellen, nachdem dessen älteren Geschwistern im vergangenen Jahre die gleiche Günst zu Theil geworden. Allenthalben ist die Liebe Mutter des Verständnisses und nirgend mehr als innerhalb derjenigen Kunst, die in Tönen deutet und dichtet. Die reine Opferflamme dieser Liebe zu nähren, war das Ziel, das dem Verfasser bei seinen musikalischen Lebens- und Charakterbildern vorgeschwebt. Er wollte ein dem allgemeinen Verständniß freundlich entgegenkommendes Haus- und Familienbuch schreiben, in leicht faßlicher Form von den persönlichen Schicksalen der Meister und dem geistigen Gehalte ihrer Schöpfungen gerade so viel mittheilen, als dem Durchschnittsmas musikalischer Wißbegier frommt. Das Werk, in welchem er die Summe seiner in unangesehener, langjährigem Verlehr mit der Zukunft gewonnenen Erfahrungen und Ueberzeugungen niedergelegt, ist jetzt zum Abschluß gelangt. Es gliedert sich in vier Theile, deren jeder wiederum ein kleines Ganzes für sich bildet.

Der erste der beiden, „Unsere klassischen Meister“ betitelten Bände beschäftigt sich mit Sebastian Bach, Händel und Gluck.

Vorausgeschickt ist eine längere Einleitung: „Warum treiben wir Musik?“ Der Einfluß wurde hier in Betracht gezogen, den die Lieblingskunst des heutigen Geschlechts fort und fort auf dessen gesamtes Empfinden übt, namentlich auch der von ihr in der Erziehung unserer Jugend gestiftete Nutzen und Schaden. In dem jüngst veröffentlichten zweiten Bande handelt es sich um die drei Häupter der Wiener Schule. Haydn's Leben gewährt das anheimelnde Schauspiel einer fast ununterbrochenen Idylle, das Mozart's den Anblick eines rastlosen, harten Kampfes um's Dasein, das Beethoven's den Eindruck nie ruhenden, nie sich genugthuenden Strebens nach den höchsten Idealen. Weilt das Auge mit innigstem Behagen auf dem liebendwürdigen, felevollen Antlitz der beiden älteren Meister, so beugen wir uns in bewundernder Demuth vor ihrem Nachfolger. Ja, dieser war ein Titan, ein gewaltiger Streiter, der heldenhaft mit den stürmischen Leidenschaften in der eigenen Brust und der erbarmungslosen Heimsuchung gerungen, die ihm das Schicksal auferlegt. Jenen verdankt aber seine Tonsprache die wie mit feurigen Jüngern redende Kraft und Gluth des Ausdruckes, während die Taubheit des äußeren Ohres die Feinhörigkeit des inneren unendlich gesteigert und zugleich dem aus der menschlichen Gesellschaft Verstoßenen zur Genosin und Trösterin nur noch seine Kunst, die Bethätigung in ihr als einzige Quelle des heißbegehrten Glückes übrig ließ.

Die beiden anderen, unter dem Titel „Neuere Meister“ bereits 1883 in zweiter Auflage erschienenen Bände enthalten die Lebens- und Charakterbilder von Schubert, Mendelssohn, Schumann, Chopin, Weber, Koffini, Auber, Meyerbeer. Stets knüpft der Genus des Kunstwerkes auch ein persönliches Band zwischen uns und dessen Urheber. Wir suchen hinter dem Künstler den Menschen, wollen ihn von Angesicht zu Angesicht schauen, die Hand drücken, die eine solche Fülle von Wohlthaten der Welt gespendet. Diesem Herzensbedürfnis, diesem gebieterischen Drange der Liebe und des Dankes Weg und Ziel zu weisen, ist das Bestreben des Verfassers gewesen.

D. G.

Geschichte der modernen Kunst. Von Adolf Rosen-berg. Zweite Abtheilung. Die deutsche Kunst. Erster Abschnitt, 1795—1848 (Leipzig, Grunow, das Heft N. 2). — Der unbestrittene Erfolg, dessen sich der erste Band des im großen Stile angelegten Werkes, die Darstellung der französischen Kunst, in den zunächst beteiligten Kreisen zu erfreuen hatte, ließ dem nun begonnenen zweiten Theile mit Erwartung entgegensehen. Das vorliegende erste Heft, die Entwicklung der deutschen Kunst vom Ende des vorigen bis in den Anfang dieses Jahrhunderts umfassend, ist wohl geeignet, diesen Erwartungen zu entsprechen. Der Autor zeichnet sich vor anderen Kunstgelehrten durch die ruhige, lichtvolle Vortragsweise aus, die sich von der Prosa, wie von der Rührtheit gleich weit entfernt hält. Der schneidige Kritiker tritt vollständig hinter den objectiven Historiker zurück, den jede Einzelströmung nur insofern interessiert, als sie auf den Gang der Entwicklung im Großen einwirkt. Ueber die jedesmalige Stärke dieser Einwirkung wird sich streiten lassen, und besonders die ästhetischen Puristen und Rassisten werden wenig damit einverstanden sein, daß Rosenberg mit Carstens und Thorwaldsen nicht eben glimpflich verfährt. Aber Niemand wird die Berechtigung des Versuches bestreiten können, die kritische Schwärmerie für diese beiden talentvollen klassischen Meister auf ihr natürliches Maß zurückzuführen. Rosenberg streitet ihnen zunächst die energische künstlerische Individualität ab. Was Carstens anbetrifft, so hat man ihm, um seine offensbaren Schwächen zu vermeiden, ein Märtyrerkreuz angehängt, das sein Talent nicht zur Reife kommen ließ. Rosenberg weist die Unhaltbarkeit dieser Legende nach und zeigt, wie Carstens trotz allseitiger Unterstützung und Förderung aus inneren Gründen nicht über die engen Grenzen seiner wesentlich formalen Begabung hinauskommen konnte. Bei aller Anerkennung für das seine Stilgefühl Thorwaldsen's im Einzelnen deckt er dann die Grund-Irrthümer des Künstlers in der Gesamtaufassung der Antike auf. Mit den Nachahmern der beiden Meister findet sich Rosenberg verhältnismäßig kurz ab: die ganze Richtung verläuft eben thatsächlich im Sande und geht an der Individualitätslosigkeit ihrer Anhänger zu Grunde. — Die Anlage des ganzen Werkes zeichnet sich vor der ähnlicher Unternehmungen hauptsächlich in zwei Punkten aus: einmal behandelt der Autor die drei Schwesterkünste, Baukunst, Bildhauerei und Malerei, in stetem Zusammenhange, und dann ist ihm die Gesamtentwicklung derselben keine aus sich selbst zu erklärende Einzelerscheinung, sondern das Resultat einer Reihe von Einwirkungen, die auf allen Gebieten des Culturlebens zu suchen sind. Was seine Arbeit durch diese Auffassung an Uebersichtlichkeit verlieren mag, das gewinnt sie reichlich an Höhe des Standpunktes und an Weite des Horizontes.

G. R.



Leipzig. — Der Allgemeine deutsche Frauenverein hielt am 28. und 29. September hier seine dreizehnte Generalversammlung ab. Aus dem von der Vorsitzenden des Vereins, Frau Luise Otto-Peters, erstatteten Bericht ergab sich, welche einflussreiche Schritte der Verein in den zwei Jahrzehnten seines Bestehens in Bezug auf Fortbildungs- und Berufsschulen für Mädchen, Mägde-Verbergen, Lyceen u. s. w. gethan, und welche Erfolge er überhaupt im Dienste der Bildung und Humanität erreicht hat. Die Berichterstattung anderer Damen erstreckte sich auf die verschiedenen, unter ihrer Leitung oder Mitwirkung stehenden humanitären Anstalten, und hieran schlossen sich Vorträge über die Gemeinde-Armenpflege über die Lohnverhältnisse der Arbeiterinnen u. s. w. In Bezug auf das letztere Thema wurde nachgewiesen, wie schlimm es damit heute aussieht, und wie notwendig eine den Arbeitslöhnen der männlichen Arbeiter entsprechende Erhöhung des Lohnes erscheine.

Oldenburg. — Durch Verleihung der silbernen Medaille wurde auf der hiesigen Gewerbe-Ausstellung Frau Hermine Wernig zu Olda ausgezeichnet. Die durch die Leistungen ihres Ateliers rühmlichst bekannte Dame hatte vierzehn Stickerien ausgestellt, in denen alle Stilarten und die verschiedensten Techniken, von der Flach- bis zur Applications-Stickerie, vertreten waren. Dabei beruhten sämtliche Muster auf selbständigen Entwürfen, und die Ausführung zeichnete sich durch künstlerische Feinheit aus. Besondere Anerkennung fanden durch ihre vollendete Farben-Harmonie die Arbeiten nach dem Vorbilde der herrlichen italienischen Casar-Stickerien des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, bei welchen neben der Kadel noch der Pinsel des Malers zu Hilfe gerufen war.

Wien. — Die Witwe Hans Canon's, des kürzlich verstorbenen berühmten Malers, der leider außer seinem Ruhme fast nichts hinterlassen hat, würde mit ihrem zweijährigen Sohnelein einer traurigen Zukunft entgegensehen, wenn nicht die Wiener Künstler-Gemeinschaft, deren Kasse Canon durch so viele heitere und glückliche Einfälle reiche Einnahmen zugeführt, es als eine Pflicht der Pietät gegen den Verbliebenen betrachtete, die Existenz seiner Familie sicher zu stellen. Demnach soll im Schoße der Künstler-Gesellschaft vereinbart werden, welche Fürsorge in dieser Richtung zu treffen sei. Inzwischen aber hat Graf Hans Wilczel, der hochherzige Kunstmäcen, wieder einen Act der Munificenz geübt: er überlieferte Frau Canon die Summe von zwanzigtausend Gulden, mit der Bestimmung, daß dieselbe für ihr Söhnelein fruchtbringend anzulegen sei.

Luzern. — Mit großem Glanze wurde hier die Verlobung der Prinzessin Caroline von Bourbon, Tochter des Don Franz Paul von Bourbon, Grafen von Trapani, mit dem Grafen Andreas von Zamolski gefeiert. Die Braut ist eine Cousine Franz II., des ehemaligen Königs beider Sicilien; der Bräutigam, — seine Mutter ist eine geborene Gräfin Potocka, — gehört dem höchsten polnischen Adel an. Die Vermählung soll am 19. November in Paris stattfinden.

Amsterdam. — Im Alter von siebenundsechzig Jahren verschied hier Frau Kleine-Gartman, die berühmteste der niederländischen Tragbühnen. In der von ihr geleiteten Theaterschule hatte sie zahlreiche Künstlerinnen, die heute zu den Zierden der niederländischen Bühnen gehören, herangebildet.

Paris. — Die Trauung der Prinzessin Marie von Orleans mit dem Prinzen Waldemar von Dänemark sollte am 22. October auf Schloß Eu stattfinden, nachdem die bürgerliche Eheschließung vorher auf der dänischen Gesandtschaft zu Paris erfolgt war. Unmittelbar nach der Trauung gedachte das junge Paar sich nach Genua zu begeben, um dort einige Wochen beim Herzog und der Herzogin von Gumberland zu weilen. Ein reiches Hochzeitsangebinde erhielt die Prinzessin durch den Herzog von Amale, welcher derselben aus seinen Revenuen ein Jahres-einkommen von hunderttausend Francs verschreiben ließ. Ohne diese Spende würde es um den Haushalt der Neuvermählten nicht eben fürstlich ausgesehen haben. Prinz Waldemar besitzt eine Jahresrente von etwa achtzigtausend Francs, und der Herzog von Chartres, der außer der Prinzessin Marie noch mehrere Kinder hat, verfügt nur über ein Einkommen von achtzehntausend Francs, jedoch die Wittigst seiner Tochter nicht allzu reich ausfallen konnte.

Vor etwa zwei Jahren verehrte die Herzogin von Uzès dem Maler Jaquet zum Danke dafür, daß er ihr Portrait gemalt, zwei junge Löwen, ein Männchen und ein Weibchen. Die Herzogin gilt für eine etwas genaue Dame, und es wäre möglich, daß sie, indem sie sich gegen den Maler gnädig erwies, zu gleicher Zeit sich auf gute Art zweier Kostgänger entledigen wollte, deren standesgemäße Erhaltung bei den Pariser Reichthümern durchaus nicht wohlfeil zu stehen kommt. Der Maler war von dem Gesichte entzückt, denn die kleine Menagerie erwies sich als eine gute Reklame; die Zeitungen sprachen von Jaquet's Löwen, die amerikanischen Damen wollten diese ungewöhnlichen Hausthiere durchaus sehen, und sein Atelier erfreute sich eines Zulaufes, den seine Bilder bis dahin nicht hatten hervorweisen können. Die Thiere gediehen prächtig und waren ganz zahm, jedoch man sie im Atelier frei herumlaufen ließ. Allein nach einem Jahre wurde die Löwin lungenkrank und verendete nach kurzem Siedthum. Auch der Löwe erkrankte bald nach dem Hinscheiden seiner Gefährtin. Er hatte die Gewohnheit angenommen, sein Nachmittagsschläfchen auf dem kühlen, feuchten Rasen im Garten des Malers zu halten, und holte sich auf diese Weise einen Rheumatismus, der ihm die bittersten Qualen verursachte. Es war kläglich anzusehen, wie er, in warme Decken gehüllt und die mächtigen Hinterpranken in Fittstiefeln steckend, sich in seinem Glimmerstiefel wand und krümmte. Die Löwenmutter des Jardin des Plantes und ein Menageriebesitzer, die zu Rathe gezogen wurden, schlugen allerlei Hausmittel vor, die Löwen gut zu ihm pflegen; sie halfen aber nichts, und vor Kurzem ging auch der zweite Löwe ein.

Die Vermählung der Sängerin Emma Nevada mit ihrem bisherigen Intendanten, Dr. Raimund Palmer, fand am 1. October in der Kirche der Passionisten statt. Der Feier wohnte ein großer Theil der anglo-amerikanischen Colonie bei, darunter auch Mister Maday, die Gattin des bekannten Millionärs. Als Trauzeugen fungirten u. A. Tommaso Salvini, der berühmte italienische Tragöde, und der Marquis del Grillo, ein Sohn der Ristori. Als Brautjungfern dienten Schillerinnen der Frau Rarckoff, bei welcher auch Emma Nevada ihre musikalische Ausbildung erhalten hat. An den Musik-Aufführungen beteiligten sich die ersten Kräfte der Pariser Bühnen. Die Sängerin, welche sich jetzt Palmer-Nevada nennt, wird am 10. November eine Concert-Reise nach America antreten.

London. — Am 20. Juni 1886 tritt die Königin Victoria das fünfzigste Jahr ihrer Regierung an. Schon jetzt beschäftigen sich die Corporationen der englischen Hauptstadt mit Entwürfen, um das Jubiläum der Thronbesteigung in großartiger Weise zu feiern.

Zwei Richten des bekannten Parlaments-Mitgliedes John Bright, die Geschwister Brewett, hatten neulich vom Badeorte Southport aus mit einem Anderen einen kleinen Ausflug auf das Meer gemacht. Zurückkehrend, stießen sie auf einen Mann, der sich beim Schwimmen zu weit in's Meer gewagt und nun, da ihn die Kräfte verlassen hatten, in Gefahr des Ertrinkens schwebte. Ihn in das Boot zu heben, mißglückte, da der halb Bewußtlose die Mädchen nicht zu unterstützen vermochte; so packte ihn denn die eine der Schwestern unter den Armen, während die Andere aus Leibestärkten dem Strande zurückerete. Es gelang den wackeren Mädchen, den Berunglückten an's Land zu schaffen, wo er durch geeignete Mittel wieder in's Leben zurückgerufen wurde.

Die Verurtheilten werden sich noch erinnern, daß Mister Georgina Weldon, die durch ihre Excentricitäten und ihren Prozeß mit Charles Gounod bekannte Dame, wegen Verleumdung des Musikdirectors Riviere zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt worden war. Daß diese Bestrafung ihrer Popularität in gewissen Kreisen keinen Abbruch gethan, zeigte sich am Tage ihrer Freilassung aus der Haft. Am Gefängnisthore wurde sie von ihren Freunden und von Mitgliedern der verschiedenen Vereine, denen sie angehört, empfangen. Die Vereine waren mit Musik-Kapellen und Bannern erschienen. Eines der letzteren trug die Aufschrift: „Alle Ehre und langer Leben für Georgina Weldon, die tapfere Gegnerin der Ungerechtigkeit, die Vorkämpferin für die Rechte des Volkes und die Heldin der Reform der Behandlung von Wahnsinnigen.“ Sobann wurde ein langer Zug formirt, dessen Mittelpunkt eine vierspannige Equipage bildete, in welcher Frau Weldon und einige ihrer Freunde saßen. Unter dem Zusammenfluß einer ungeheuren Volksmenge bewegte sich der Zug unter klingendem

Spielen nach dem Hydepark, wo ein Meeting abgehalten wurde. Eine bei dieser Gelegenheit gefaßte Resolution legt der Regierung die Nothwendigkeit der Bildung eines Criminal-Appellhofes an's Herz. Auf dem Wege nach dem Hydepark, sowie im Park selber war Frau Weldon der Gegenstand überschwänglicher Ovationen.

Philippopol. — Eine hervorragende Rolle bei der Erhebung Ost-Rumeliens hat ein sechzehnjähriges Mädchen gespielt, Nedelja Stojanow, eine Schwester des Redacteurs des bulgarischen Blattes „Borba“. Bei den Bulgaren gilt es nämlich als „historische Sitte“, daß die Entthronung des Regenten, wenn eine solche vom Volke für nothwendig befunden worden, von einem Weibe vorgenommen wird; demzufolge sollte auch in der gleichen Weise die Absetzung Gavril Pascha's, des türkischen General-Gouverneurs, stattfinden. Der Aufstand nahm seinen Ausgang von dem etwa zweieinhalb Stunden von Philippopol belegenen Dorfe Golemo Konare, wo sich die Bauern der umliegenden Ortshschaften versammelt hatten, um in der Nacht, etwa tausend Mann stark, gegen Philippopol aufzubrechen. An der Spitze der Insurgenten ritt Nedelja Stojanow, mit Säbel, Gewehr und Revolver bewaffnet. Im Konak (Palast) des Gouverneurs fanden die Aufständischen die Wachposten bereits von Mitverführern besetzt, und so konnte Nedelja mit einer Anzahl Begleiter unbehindert in das Schlafgemach Gavril Pascha's bringen, den sie im Namen des bulgarischen Volkes und der provisorischen Regierung für verhaftet und abgesetzt erklärte. Zu gleicher Zeit wurden von allen Thürmen der Stadt die Glocken geläutet und die bereits vorher zusammenberufenen Truppen auf Alexander I., den Fürsten des vereinigten Bulgariens, vereidigt. In dem Tumulte, welcher diese Vorgänge begleitete, trat plötzlich Stille ein, denn in der Vorhalle des Konaks erschien Gavril Pascha, von der jungen Amazone geführt. Mit gezogenem Säbel nahm sie neben ihm in dem Wagen Platz, welcher den Gouverneur nach Sophia in's Gefängniß bringen sollte. Langsam bewegte sich der Wagen durch die Straßen der Stadt, und so wurde dem Volke vor Augen geführt, daß die nationale Sitte, die Entthronung durch ein Weib, streng bewahrt worden. Einer Abtheilung jener bewaffneten Bauern, welche Nedelja Stojanow angeführt, wurde die Ehre zu Theil, den Fürsten Alexander bei seinem feierlichen Einzuge in Philippopol zu begleiten, und wiederum ritt die Amazone an ihrer Spitze.

Madrid. — Spanische Blätter erzählen von einem zwölfjährigen Mädchen, Concepcion Inewa mit Namen, das während des Wüthens der Cholera einen wahrhaft bewundernswürdigen Heldenmuth bewiesen hat. In ihrem Heimatdort Balpalmas bei Saragossa wurden zunächst der Schullehrer und seine Frau von der Cholera ergriffen, und während Alles die Nähe des Hauses miß, pflegte die kleine Concepcion die Kranken bis zu ihrem Tode und trug dann die Leichname mit dem Pflarr und dem Arzte nach dem Friedhofe. Am folgenden Tage erkrankte ihr Vater und verstarb nach wenigen Stunden, und noch am gleichen Tage wurde ihre Mutter von dem nämlichen Schicksal ereilt. Die Tochter war nicht einen Augenblick von den Eltern gewichen, und nun, wo sie als Waise zurückblieb, war ihr die Sorge für eine hilflose Großmutter, drei Brüder von neun, sechs und drei Jahren und ein Schwesterchen von vier Monaten überlassen. Concepcion zog das Schwesterchen mit Ziegenmilch auf. Wenige Wochen nach dem Tode der Eltern erkrankte und starb der mittlere Bruder; Concepcion trug ihn auf ihren Armen nach dem Plage, wo die Todengräber ihn abholten, und wenige Tage darauf mußte sie dem jüngsten Brüderrhen denselben letzten Liebesdienst erweisen. Noch immer schien das Unglück nicht erschöpft zu sein, denn auch der älteste Bruder erkrankte. Die Schwester legte sich zu ihm und erweckte ihn mit ihrem Körper, und zu ihrer unaussprechlichen Freude genas dieser Bruder. Bei alledem hatte sie die Pflege der Großmutter und des Säuglings nicht vergessen. Obwohl die Epidemie in dem Dorfe fürchterlich gewüthet hatte, jedoch Alles voller Trauer war, so erwarb sich das furchtlose, aufopfernde Benehmen des Mädchens die ungetheilte Bewunderung Aller, und auf Vorschlag der Behörden wurde die kleine Heldin von König Alfons durch Verleihung eines Ehrenkreuzes ausgezeichnet.

Newyork. — Die Heldin eines fabelhaften Abenteurers ist Miss Kellie Dean, die Tochter eines Millionärs in Chicago. Als die junge Dame kürzlich ihren Vater um eine neue, höchst kostbare Toilette anging, machte er ihr Vorstellungen über ihre Verschwendung, wies darauf hin, wie schwer es sei, Geld zu erwerben, und meinte schließlich, gereizt durch den Widerspruch der Tochter, er sei bereit, für jeden Cent, den sie durch ihrer Hände Arbeit verdiene, ihr einen Dollar zu bezahlen. Das ließ sich die junge Dame, die auf ihre neue Herbsttoilette nicht verzichten wollte, gefogt sein; sie trat in einer Spinnerei gegen ein Tagelohn von sechzig und einem halben Cent als Arbeiterin ein und hielt es in der Fabrik auch richtig eine Woche aus, so daß sie als Gelds von ihrer Hände Arbeit ihrem Vater die Summe von dreihundertneununddreißig Cent's vorweisen konnte. Der alte Herr hielt sein Wort, und Miss Dean befand sich somit im Besitze von ebensoviele Dollars, als sie Cent's verdient hatte. Aber die Erfahrungen, welche sie als Arbeiterin gesammelt hatte, waren bei ihr nicht fruchtlos geblieben; sie begnügte sich mit einer bescheidenen Toilette und verwendete den Ueberschuß des verdienten Geldes für wohlthätige Zwecke.

Der goldene Boden für die selbständige Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechtes scheint der Staat Iowa zu sein. Nach einer von amerikanischen Blättern aufgestellten Statistik sind in diesem Staate neunhundertfünfundfünfzig Harnen Eigenthum von Frauen und werden von den Besitzerinnen auch bewirtschaftet; achtzehn Frauen haben Harnen in Pacht, sechs treiben Viehzucht, zwanzig Milchwirthschaft, fünf Blumenzucht und -handel, neun Gemüsepflanzen. Dreizehn Frauen leiten Landschulen, siebenunddreißig sind Vorsteherinnen höherer Lehranstalten; zehn Frauen wirken als Geistliche, fünf als Rechtsanwältinnen, eine als Ingenieur, hundertfünfundzwanzig als Ärzte, drei als Zahnärzte und hundertzehn als Krankenwärterinnen. Das größte Modewaaren-Geschäft im Staate Iowa ist dasjenige der Mister's Kobles zu Keokuk; im Jahre 1880 begründet, warf es im letzten Jahre einen Reinertrag von achtzigtausend Dollars ab.

Santiago. — In den Städten Chile's sieht man vielfach weibliche Kutscher, und bei den Straßenbahnen sind fast durchweg solche angestellt. Die Einrichtung besteht seit dem Kriege mit Peru, während dessen die gesammte männliche Bevölkerung für den Waffendienst gebraucht wurde. Bei den Straßenbahnen bewährten sich die weiblichen Kutscher so vortheilhaft, daß man sie seitdem beibehalten hat. In ihrer kleidsamen Uniform, den Panama auf dem Kopfe, machen sie, — weiß sind es Mädchen von zwanzig bis fünfundsiebenzig Jahren, — einen sehr schmunzigen Eindruck. Es heißt deshalb auch, daß ein Hauptbergnügen der männlichen chilenischen Jugend im Jahren auf der Trambahn bestehe.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Mode vom November 1785.



Nach einem Stiche aus dem „Cabinet des Modes“ vom November 1785.

Zu Gesellschafts- und eleganten Haus-Toiletten legt man besonderen Werth auf die Form der Taille und deren Ausstattung. Eine der beliebtesten Formen ist die vorn geöffnete Jackettaille mit doppeltem Borderteilen. Die unteren derselben werden beliebig kraus oder glatt, oben geschlossen, rüchig oder herzförmig ausgeschnitten, auch aus anderem Stoffe, als dem des Kleides, gefertigt. So bestehen sie aus unserem Robell, übereinstimmend mit Schärpen und Rock, aus mattlila Seide und sind, wie dieser, mit Spitzenstoff überlegt, während die dem Genre Louis XVI. sich nähernde Taille aus dunkelfarbener Atlas mit langen, geschlitzten Schößtheilen eine reiche, in verschiedenen Tönen lila ausgeführte Stickerei zeigt.



Die ausgesprochene Gunst, deren sich die Schärpen erfreuen, macht es erklärlich, daß man bemüht ist, ihnen in Gewebe, Muster und Farben die größte Mannigfaltigkeit zu verleihen. Zu den verschiedenartigen Schärpen werden nun auch passende Bänder zur Out-Garnitur fabricirt. Decartig zusammengehörige Garnituren findet man nicht nur in Seide, sondern auch in mancherlei Wollengewebe, die wiederum mit den modernen Stoffarten harmoniren. So erschien uns als sehr geblieben und schön unter einer Anzahl Schärpen mit den dazu passenden Bändern eine solche aus blau-roth changiren-



dem bouclé-Stoff in Wolle und Seide, welche, — 3 Meter lang und 26 Cent. breit, — in 40 Cent. Höhe verschieden breite, von dunklen Ghennillo-Fäden begrenzte Streifen in Goldgelb und Roth zeigt, während die Enden eines gleichartigen Bandes (120 Cent. lang, 15 Cent. breit) auf einfarbigem Grunde bunt gestreift waren. An einem anderen Bande heben sich von olivgrünem Wollengrunde 3 Cent.

breite Sammetstreifen ab, welche von perlsch gemusterten, mit Goldfäden durchwirkten Streifen durchschnitten werden. Von besonders reicher Wirkung war ferner eine nur 18 Cent. breite Schärpe aus pfaunenblauem, canavas-artigem Grundstoff, der, zweifach gewebt, eine der Kreuzstich-Stiderei ähnliche Musterung aus Stahlfäden, von einem schmalen Blüschstreifen durchzogen, zeigte; ein zweiter, breiterer Blüschstreifen begrenzte einen der Seitenränder der Schärpe. (Bezugsquelle: H. Schneider, C. Jerusalem Str. 29.)



Für den ersten Frost und später auch zur Schlittschuh-Saison, sowie auf einer winterlichen Reise bildet das aus anschließendem Jäckchen und Haltenrock bestehende distinguirte Kostüm die bequemste Tracht. Aus dunklen, braunem oder grünem Tuch gefertigt und mit Netz oder Krümmer in breiten Streifen verziert, wird der Kleidungsanzug durch einen Reinen, mit voller Schleife geschmückten Kuff und eines der bereits erwähnten Paletts aus einem Filzstampen oder durch eine Capote aus Tuch mit Pelzbesatz vervollständigt. (Bezugsquelle: S. A. Herie, W. Leipziger Str. 87.)

Der Sport in seinen verschiedenen Arten bürgert sich immer mehr bei den Damen ein, und wie es längst bei ihnen Sitte ist, die betreffenden Embleme in Gestalt von Brosche, Armband u. s. w. zu tragen, so finden wir neuerdings auch die Fächer mit derartigen Abzeichen geschmückt. Eine dem Rudersport halbbigende



Dame wählt nicht allein eine hierauf bezügliche Malerei, sondern die Scheibe des Fächers muß auch die Gestalt eines Ruders haben, während die Jägerin eine Jagdscene und die Scheibe in Form eines Waldmessers, und zwar wie dieses aus Horn und Metall zusammengeleht, bevorzugt. (Bezugsquelle: E. Zancwald, W. Leipzigerstr. 20.)

Zur winterlichen Umhüllung des Halses dienen zwei ganz entgegengesetzte Formen: die in langen Enden herabfallende Pelz- oder Plüsch-Boa und der kleine, dicht anschließende Kragen, welcher, wie an unserem Modell aus



Sealstin, vorn in eine mit Halsanschluß verlebene Schnecke anschließt. Passend zum Kragen erscheint der zierliche Ruff mit der außen aufgesetzten, durch eine Feder schließenden Tasche, deren praktischer Werth durch ein in derselben befestigtes Portemonnaie aus Leder noch erhöht wird. (Bezugsquelle: H. Oraby, C. Jerusalem Str. 26.)



Ein kleiner Taschen-Brennapparat ist das Neueste, was die Industrie zur Bequemlichkeit der Damen geschaffen hat. Derselbe besteht aus einem vernickelten, mit einem chemischen Präparat gefüllten und an einem Griff befestigten Metallstäbchen, auf welches sich eine mittelst Feder bewegliche Platte legt. Beim

Nichtgebrauch schiebt man eine gleichfalls vernickelte Hülle über den Apparat. Die Flamme eines Streichhölchens genügt, um das chemisch unschädliche Präparat und durch dieses das Metallstäbchen bis zu einem gewissen Grade zu erhitzen, sodas man überall in den Stand gesetzt ist, den Vöckchen die verlorene Kräftigung wieder zu geben. (Bezugsquelle: Gustav Lohse, W. Jägerstraße 66.)



Eine drollige Idee ist es, die kleinen japanischen Gulen, welche in den verschiedensten Größen künstlich sind, als Gatter für Fischarten zu wählen. Man befestigt letztere in dem mittelst eines Federmessers zu haltenden Holzrahmen des Käuzchens, das gravitatisch neben den Gläsern hockt. Die Ratten selbst können zierlich bemalt oder mit getrockneten Blumen verziert sein.

Die Prinzessin Wilhelm von Preußen erschien in einer rosa, mit weißen Spitzen besetzten Robe, mit rosa Federknauf an Brust und Hand. Die Erbprinzessin Charlotte von Sachsen-Meinungen hatte eine Robe aus rosa und dunkelroth gemustertem Stoff angelegt, dazu Brillantsterne im blonden Haar. Die Großherzogin von Baden trug eine prächtige Toilette aus dunkelrothem Brocat, mit rothen Federn und kostbaren Steinen im Haar.

Das Hochzeitsgeschenk der Großherzoglichen Schwiegereltern, ein großes Brillant-Diadem, trug die Erbprinzessin zur Gratulations-Cour. Alles funkelte an der jungen Fürstin von Edelsteinen, die sie aus dem alten sachsenischen Diamantenschatz in das neue Heim gebracht, darunter ein Brustgehänge von großen Solitaires. Im Anzuge herrschten jarte Farben vor: eine blaurothe Atlasrobe mit silbergesticktem Einfaß; darüber ein Manteau von türkisblauem Sammet, mit reicher Gold- und Silberstickerei; das Diadem übertrug von einer blaublauen Feder. Die Großherzogin Luise trug eine kirchrothe, goldgestickte Cour-Schlepp über einem mit großen Rosen gestickten Kleide, die Kronprinzessin von Schweden eine dunkle, seidengestickte Sammetchlepp über einem Brocatkleide. Die Prinzessin Wilhelm von Preußen erschien in einer mit dunklem Pelzwerk besetzten Robe von weißem Goldbrocat, die Erbprinzessin von Sachsen-Meinungen in Kleid und Schleppe von silbergesticktem rosa Atlas.

Neue Handarbeiten

Raddruck auch im Einzelnen verboten.

Malereien der Nadel müßte man sie nennen, diese entzückende Bilder-Stiderei en miniature, welche die reizvollen Schöpfungen Boucher's wiedergibt und ihm zu Ehren den Namen broderie Boucher führt. Ähnlich den auf Seide ausgeführten kunstvollen Haar- und Seidenstickereien früherer Zeiten, befestigt die broderie Boucher in leichten, feinen Stichen, welche gleich einer Federzeichnung nur die Contouren und Schattenpartien



kräftig markiren, für die mittleren Töne jedoch den Grundstoff selbst wirken lassen und die höchsten Licht-Reflexe mittelst einzelner Stiche im hellsten Tone der betreffenden Farbe nur leicht andeuten. Die Stiderei, welche mit der feinsten Organfin-(Haar-)Seide und haarefinem Goldfaden auf weichen, naturfarbenen Rehlleder gearbeitet wird, läßt sich auch zu anderen Vorlagen, als den zierlichen Boucher'schen Zigarren benutzen, obgleich diese vorzugsweise hierfür geeignet erscheinen. Als Vorlagen der Stiderei dienen entsprechend sorgfältig



naie's, Notizbüchern, Albums u. dergl., sind in entsprechenden Größen durch das Kunststickerei-Atelier von Carl Giani jun., Wien VII, Westbahn-Strasse 21, zu beziehen.

Wirthschaftliches

Raddruck auch im Einzelnen verboten.

Speisezettel für die feine und einfache Küche.

- | | |
|---|-----------------------|
| I. | |
| Fischsuppe | Recept 1119. |
| Gefüllte Gurken | |
| Rauchfleisch mit Kefel-Gemüse | Recept 1120. |
| Tendrons von Kalbfleisch | Recept 1121. |
| Fasensbraten mit Salat von Rothkohl | |
| Reispudding mit Obstsauc | Recept 1122. |
| Verchiedene Compotes mit kleinem Backwerk | |
| Butter, Brod und Käse | |
| II. | |
| Kraftsuppe mit Eierklößchen | |
| Kalbfleisch mit Kapernsauc | Recepte 1123 u. 1124. |
| Kleine Hechte mit feinen Kräutern | Recept 1125. |
| Gebratene Rebhühner mit Sauerkraut | |
| Ballbäuschchen mit Confiture von Kirschen | Recept 1126. |
| Kepfel und Rüsse | |

Recepte.

1119. Fischsuppe. Man kann zu dieser Suppe alle Arten von Süßwasser-Fischen verwenden, doch eignen sich Kal oder Schleie am besten dazu. Von mittelgroßen Kalen streift man die Haut ab, — bei kleineren ist dies nicht nöthig, — nimmt sie aus, kaneibet sie in 3 Cent. breite Stücke und kocht sie dann in kurzer Brühe von halb Wasser, halb Rothwein, worin man vorher Suppenwurzeln ausstochen ließ, gar. Wenn die Kalle abgekühlt sind, gießt man die Brühe durch ein sehr feines Sieb und löst von den Kalstücken das Fleisch ab, um es in möglichst gleichmäßigen Stücken, mit wenig angefeuchtet, in die Suppenterrine zu legen und warm zu stellen. Gleichzeitig hatte man

2 Hände voll kleiner Zwiebeln in Butter, Bouillon und wenig Zucker gar gekocht und glacirt, ebenso auch längliche Fischklößchen von Hecht bereitet und in Bouillon gar gekocht und schließlich 1/2 Liter ganz kleiner Champignons in wenig Butter gedämpft. Die von Rindfleisch, mit einem Zusatz von etwas Kalbfleisch, vorher schon fertig gekochte Suppe vereint man nun mit der Kalbrühe, läßt Alles zusammen noch 10 Minuten kochen und legt während der Zeit die Klößchen, Zwiebeln und Champignons zu dem Kalfleisch in die Terrine, um im Augenblicke des Anrichtens die heiße Suppe darüber zu gießen. — Von Schleien wird die Suppe ebenso bereitet, nur mit dem Unterschiede, daß die Fische nicht abgezogen, sondern geschuppt werden. Auch muß man, da die Schuppen sehr fest haften, die Fische erst einige Minuten in siedendheißes Wasser legen, worauf sie sich dann mit Leichtigkeit schuppen lassen.

1120. Rauchfleisch mit Kefelgemüse. Ein mit Fett durchwachsenes, gut geräucheretes oberes Rippenstück von einem jungen Ochsen legt man mehrere Stunden, auch wohl, wenn es stark geräuchert ist, eine ganze Nacht in Wasser. Alsdann bürtet man es, besonders an den tieferliegenden Stellen, tüchtig ab, um es nunmehr, mit siedendem Wasser bedekt, rasch in's Kochen zu bringen und dann, nachdem es zur Seite des Feuers gezogen ist, in 5-6 Stunden ganz langsam fastig gar und weich zu kochen. Gleichzeitig köcht man von 1 Liter Musköpfeln einen nicht zu dünnen Brei, rührt, wenn er fertig ist, eine mittelgroße, auf dem Reibeisen geriebene Stange recht weichen, jarten Meerrettig dazu, giebt auch die von 4 Orangen auf Zucker abgeriebene Schale, den Saft von 5 Orangen und gestoheuen Zucker in den Brei, rührt Alles gut um und reibt es durch ein Sieb. Kurz vor dem Serviren tranchirt man das Fleisch in große, dünne Schnitten, legt sie in ihrer ursprünglichen Form wieder auf die Rippenknochen zurück und thut hiernach das Ganze auf die Mitte einer Schüssel, um es nun mit einem Theile seiner eigenen, gut abgefetteten Brühe zu begießen und so zu serviren. Das Kefelgemüse, in einer Gemüschüssel angerichtet, wird extra dazu servirt.

1121. Tendrons von Kalbfleisch. Man schneidet von der Brust eines großen, fetten Kalbsalles das Knorpelstück (Tendron genannt) ab, legt es, mit frischem Wasser bedekt, auf das Feuer, läßt es bis beinahe zum Kochen kommen und hebt es dann mit einer Gabel in eine mit frischem Wasser verlebene tiefe Schüssel. Wenn es abgekühlt ist, trocken man es mit einem dicken Tuche gut ab, schneidet es in fingerbreite, möglichst gleichgerunt, ovale Scheiben und legt diese in eine breite, flache Casserole, deren Boden man vorher schon mit feinen Speckscheiben, Schinkenabfällen und feingehackten Suppenwurzeln bedekt hatte. Hiernach gießt man, bis zur Höhe der Tendrons, gute fette Fleischbrühe dazu, bedekt das Ganze mit einem bedutterten Papier und läßt die Fleischscheiben langsam gar und weich kochen. Der Fond muß zuletzt so kurz eingekocht sein, daß die Tendrons, nachdem man sie in den letzten 15 Minuten fleißig begossen, — während dieser Zeit muß die Casserole in einem gut geheizten Ofen stehen, — hüßlich glacirt erscheinen. Hiernach richtet man auf einer runden Schüssel gebratene kleine, ganz starkgeleichen an, legt auf die Mitte derselben, einer großen Blume gleich, schmackhaft bereiteten Blumenkohl, lehnt die Tendrons, welche man aus der Casserole gehoben und von etwa Anhängendem befreit hatte, ringsum, eines immer ein wenig über das andere legend, tranzartig daran und servirt eine braune, mit Hülfe des in der Casserole zurückgebliebenen Fonds bereitete kräftige Sauc extra dazu.

1122. Reispudding. 400 Gr. vom besten Reis brüht man ab, läßt ihn auf einem Siebe ablaufen und kocht ihn darnach in 1/2 Liter Sahne oder guter Milch langsam weich, doch so, daß die Körner ganz bleiben. Hiernach rührt man sogleich 175 Gr. frische, ungefaltene Butter, 175 Gr. mit wenig Vanille gestoheuen Zucker, an welchem man vorher das Gelbe einer Citrone abgerieben, und eine Prise Salz an den Reis, um ihn dann zum völligen Abkühlen in eine tiefe Schale zu schütten. Wenn der Reis nur eben noch lauwarm ist, thut man, unter beständigem leichten Rühren, nach und nach 2 ganze Eier, 6 Eidotter, 80 Gr. ausgefeinte Rosinen, 50 Gr. sehr feinvürflig geschnittene, candirte Orangenschale und zuletzt den festgeschlagenen Schnee von 6 Eiweiß dazu. Die Masse wird dann sogleich in eine mit Butter bestrichene und mit gestoheuem Zwieback ausgestreute glatte Gylinderform gethan und in einem mittelheißen Ofen in einer Stunde gar gebaden. Man thut gut, die Form während des Backens auf eine Unterlage von Salz oder Sand zu stellen und, sobald der Reis von oben Farbe anzunehmen beginnt, ein Papier darüber zu legen. Beim Anrichten wird der Pudding auf eine Schüssel gefürt, mit eingemachten Früchten verziert und mit einer feinen Obstsauc servirt.

1123. Rindfleisch mit Kapernsauc. Wenn man das Rindfleisch aus der Suppe als selbständiges Gericht essen will, so hat man vor allen Dingen dafür zu sorgen, daß es nach dem Kochen weich und saftig und nicht trocken, faserig erscheint. Man wähle daher ein kurzes, bides, mit ein wenig Fett durchwachsenes Stück, stelle es, mit siedendem Wasser bedekt und in festgeschlossener Casserole, auf das Feuer, wo es eben aufstochen und dann, sogleich zur Seite des Feuers gezogen, ganz langsam, je nach seiner Größe 2 bis 3, auch 4 Stunden kochen muß. Am den Topf nicht mehrere Male unnütz zu öffnen, giebt man das Salz und die übrigen Zutaten zur Suppe gleichzeitig, wenn das Fleisch eine halbe Stunde lang gekocht hat, dazu. Während die Suppe servirt wird, muß das Fleisch, in etwas Brühe liegend, festzugebedekt warm gehalten werden.

1124. Kapernsauc. Zu 75 Gr. Butter und einem Köffel voll Rehl giebt man einige feingehackte Schalotten, macht hiervon eine bräunliche Mehlschwize, verrührt diese mit brauner Kraftbrühe zu einer klaren Sauc und läßt sie zur nöthigen Dide einkochen. Hiernach treibt man sie durch ein Sieb, giebt noch 50 Gr. frische Butter, etwas feingehackte grüne Petersilie und reichlich Kapern mit ihrer vollen Brühe daran, läßt darauf, unter beständigem Rühren, die Sauc nochmals heiß werden, schmeckt sie noch mit Salz und Citronensäure ab und servirt sie zu dem gekochten Rindfleisch. Die Sauc muß sehr bländig, von angenehm-säuerlichem Geschmack und kräftig sein.

1125. Kleine Hechte mit feinen Kräutern. Man löst das Fleisch von kleinen Hechten, ohne es zu zerstückeln, aus der Haut und von der Rückengräte, reibt es mit Citronensaft ein, legt es darnach in eine flache, vorher schon mit heißer, gebräunter Butter und einem Kräuterbouquet verlebener Casserole, streut dann das nöthige Salz darüber, betränfelt die Fischchen auch noch mit etwas heißer Butter, bedekt sie hierauf mit einem bedutterten Papier und stellt sie 15 Minuten vor dem Anrichten in einen gut geheizten Ofen. Nach dieser Zeit hebt man die Fische, alles Anhängende davon entfernend, auf eine passende Schüssel und stellt diese auf eine warme Stelle, am besten auf Wasserdämpfe. Man thut man in die Fischessenz ein Köffelchen voll Weizenmehl, läßt es darin, ohne daß es Farbe annimmt, gehörig durchschweigen und verrührt dann das Ganze mit einem Glase Rheinwein und etwas heller Fleischbrühe zu einer leicht gebundenen Sauc, welche nach 2-3

Minuten langem Kochen durch ein Sieb über die angerichteten Bechte gegossen wird. Mit Fleurons von Blätterteig belegt, wird dies sehr schmackhafte Gericht möglichst warm servirt.

1126. Ballbauschchen. Man giebt 1/2 Liter Milch mit 25 Gr. Zucker, einer Prise Salz und 50 Gr. Butter in eine Casserole, stellt das Ganze auf ein mäßiges Feuer und rührt, sobald die Milch zu kochen beginnt, soviel feines, durchgeseihtes Weizenmehl dazu, bis sich der daraus gebildete Teig von der Casserole ablöst; diesen rührt man dann noch einige Minuten und schüttet ihn darauf in eine andere Casserole. Wenn der Teig abgekühlt ist, giebt man nach und nach, immer erst das Eine verrührend, ehe man das Andere daran thut, 3 Eigelb und 2 ganze Eier dazu. Nun läßt man in einer tiefen Casserole hinreichend Backfett, aus Butter, Schweinschmalz und feinem Olivenöl bestehend, heiß werden, bestreicht zugleich ein in Größe der Casserole rundgeschmittenes Papier mit etwas von dem Fett, setzt dann mit einem mittelgroßen Löffel (Dessert-Löffel) wallnushohe, runde Häufchen von der Teigmasse darauf und legt nun das Papier umgedreht in das heiße Fett, um es aber sogleich, nachdem die Ballbauschchen sich davon abgelöst haben, wieder herauszuziehen. Im Fette schwimmend, werden die Ballbauschchen nun unter fleißigem Mitteln und Schütteln der Casserole zu schöner, brauner Farbe gebaden, was ungefähr so viel Zeit erfordert, bis das Papier von Neuem mit Teighäufchen belegt ist. Die fertiggebathenen Ballbauschchen hebt man einzeln mit einem zugewippten Holzspießchen erst auf Backpapier, richtet sie dann, die mit Vanille-Zucker bestreut, auf einer gebrochenen Serviette an und servirt sie recht heiß. Dazu reicht man eine beliebige Dessertsauc.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Frage.

Auß. — Eine Freundin aus Mecklenburg schrieb mir vor einiger Zeit: „Wir sind gut mit der „Auß“ fertig geworden“. Auf meine Anfrage, was das Wort bedeute, und woher es komme, erhalte ich nur ungenügende Antwort. Darf ich in der „Briefmappe“ um Auskunft bitten? Süddeutsche Verlegerin.

Antworten.

Freitrag v. M. — Ihren Wunsch ist bereits entworfen. „Rein Klotz“, die reizvolle Novelle Waldin Grollers, erschien schon, vorzüglich ausgestattet, in Ed. Wartig's Verlag in Leipzig (N. 2).

M. G. in Wien. — Welche Jubiläen werden zwar noch getragen, doch gelten sie nicht mehr als „modern“.

Ernestine S. in St. — Die Nummer unserer Zeitung vom 16. März d. J. enthält mit Abb. 14 ein Portrait mit Spitzen. Derartige Sachen sind dem Weibel der Mode weniger unterworfen.

S. v. P. in Preußen. — Wir nennen Ihnen die Pensionate der Frau Inthlyath Wella, W. Blumenhof 9, der Frau Dr. Beta, W. Königgräber Str. 29, und des Fräulein von Engelbrecht, N. Dorotienstr. 36.

Frau Dr. S. in A., Glas. — Küchenvorlagen für Laubbügel-Möbel veröffentlichte die technische Nummer vom 16. December 1883, S. 92—94. — Unsere Portrait-Galerie ist nur für hervorragende Zeitgenossen, nicht für Personen der Geschichte bestimmt. Im Uebrigen für Ihre gute Meinung unseren besten Dank!

Bertha in Biberich. — Ein „Hilda-Walzer“ (S. von Rosa Bauer in Wien componirt und die Widmung des Musikstückes auch von dem edelsten bergischen Paare angenommen werden.

S. und M. in L. — Ueber Stifftungen für Männer, nach Art der Jungfrauen-Stifft, haben wir nichts erfahren können.

S. M. und G. W. in B.; Th. W. in M. — Wir können nur immer von Neuem wiederholen, daß wir für Gebilde durchaus keine Verwendung haben; auch werden wir solche nicht jurth und lassen uns nicht auf eine Beurtheilung ein.

G. R. in E. — Wir bitten, die Antworten in Nr. 19 nachzulesen. Jettica, Gfren. — Wenden Sie sich betreffs der Farben an die Kunsthandlung von Carl Miani in Wien. Im Uebrigen wissen wir nicht zu ratzen.

Frau A. Sch. in M. — Wir haben solche Rezepte nicht veröffentlicht. A. v. G. in G. — „Die gute Küche“ von C. Gmeiner (Bielefeld, Bielefeld und Leipzig). Ihrem anderen Wunsche ist bereits durch das „Literarische“ in Nummer 19 entsprochen worden.

Frau Rosa S. in A. — Ein empfehlenswerthes Rezept „Dudesse“ erhalten Sie im Folgenden: Nachdem man reichlich 1/2 Liter Wasser mit 375 Gr. Zucker, 100 Gr. Zucker und einer Messerspitze Salz in eine Casserole gethan hat, läßt man das Ganze eben aufkochen, rührt es dann zur Seite des Feuers und giebt, unter fleißigem Rühren mit einem Holzlöffel, 500 Gr. feines, vorher durchgeseihtes Weizenmehl auf einmal hinein. Wenn das Mehl mit den übrigen Theilen recht glatt und ohne Klümpchen zu einem Teig verbunden ist, verrührt man diesen, über das Feuer gehalt, noch einige Minuten, und zwar so lange, bis er trocken erscheint und die Waller heraus zu glänzen beginnt. Sodann schüttet man den Teig, der sich nun von der Casserole von selbst abhebt, in eine tiefe Schüssel, läßt ihn ein wenig abkühlen und verdrückt ihn darauf mit 9 ganzen Eiern, welche man nach und nach, immer erst eines glatt verrührend, dazu thut. Diesen Teig füllt man in eine, an der Spitze mit einer Tangen, hingehängte Reihe veredelte Spritze und spritzt ihn in 5—6 Cent. lange Stücke, die nebeneinander zu liegen kommen, auf ein sauberes Backblech, um dieselben darauf mit geschlagenem Ei zu bestreuen und in einem mäßig heißen, aber fest geschlossenen Ofen gar und zu goldgelber Farbe zu backen. Alsdenn legt man die Dudesse auf ein Backbrett, läßt sie abkühlen, garnirt sie mit Himbeer-Beeren und glaciert sie darnach mit Zuckerzuck. Nach Weichen kann man den Dudesse auch andere Formen, als die solchen bezeichnen, geben.

A. W. in Böhmeri G. — Das Gebilde in D. ist uns nicht bekannt, dahingegen in Leipzig dagegen als durchaus recht.

G. G. in Berlin. — Zuschriften und Karte wech in kaiserlichen Webermeister Georg Dilen in Reichenburg in Mecklenburg-Strelitz.

Campagna. — „Unsere Zeit“ (pro Quartal R. 4.50) ist nicht illustriert. Der Preis für A. Oswald's „Lebensgeschichte“ (Berlin, Jante, 3 Bde.) beträgt R. 12.50, für Heinrich's „Lebensgeschichte“ (Wien, Vertriebs, 2 Bde.) R. 12.50. Am besten erhalten Sie solche Kaufleute von dem Buchhändler Ihrer Stadt. — A. v. d. Erde ist Heidenheim für Angabe von der Dredon; die Trägerin des anderen Pseudonyms wünscht in der Dredonität nicht gekannt zu sein.

Neuigkeiten der Literatur.

Geld. Novelle von Karl Frenzel. Berlin, Paetel. M. 4. Eine Geschichte aus dem Berliner Leben, welche zeigt, bis zu welcher Verworfenheit eine von der Natur reich ausgestattete Frau durch die Sucht nach äußerem Glanze gelangen kann. Die Erzählung ist spannend und das Local-Colorit wohl gelungen; doch sind mit diesen Vorzügen einige sehr bedauerliche Situationen mit in den Kauf zu nehmen.

Veno Donzini. Roman von Alfred Graf Adelman. 2 Bde. Stuttgart, Richter & Kappler. M. 7. Eine interessante Künstlergeschichte. Der hohen Aristokratie angehörig, entläßt der Held dem militärischen Berufe, der ihm eine glänzende Zukunft in Aussicht stellt, und widmet sich der Composition. Schon dieserhalb mit seiner Familie zerfallen, erzieht er dieselbe vollends durch seine Verlobung mit einem bürgerlichen Mädchen; aber seine ausschweifende Treue und der bedeutende Erfolg seiner Werke besiegen alle Hindernisse.

Unter den Tannen des Schwarzwaldes. Novelle von G. Herrmann. Straßburg, Trübner. M. 2. Ein liebliche Idyll, in dessen Mittelpunkt ein berühmter, in der Waldfrische incognito weilender Geigen-Virtuose steht. Das

heitere, frische Gespöschchen, dessen Herz er gewinnt, ist eigentlich dem verwöhnten Manne gar nicht zu gönnen.

Im Bann der Kinderträume. Novellen von Villamaria. Inhalt: Im Bann der Kinderträume. Ora pro nobis! Auch vom Stamm der Nora. Ihr Siebelsbüschchen. — Berlin, Paetel. M. 4.

Novellen aus dem modernen Leben; zum Theil etwas phantastischer Art, aber poetisch empfunden und gut erzählt.

Rüppelbuch. Eine Anleitung zum Selbstunterricht im Spigenkoppeln. Von Sara Kasnuffen. Mit 10 Photographien, 2 lith. Tafeln und zahlreichen Holzschnitten. Kopenhagen, Höst u. Sohn. M. 9.

Die „Schwinger-Kur“ und Entsetzungen im Allgemeinen sowie Wesen und Ursachen der Fettleucht. Gemeinverständlich dargestellt von Dr. med. Oscar Raas. 2. Auflage. Berlin, Steinhilber & Fischer. M. 1.50.

Heilung des Schreibkrampfes und verwandter Muskelaffectionen: Clavier, Telegraphie, Violinrampf u., nach eigener, neuer Methode von Julius Wolff. Mit Abbildungen nebst Anerkennungsschreiben von ersten medicinischen Autoritäten. Frankfurt a. M., Diesterweg. M. 1.

Künstliche Zähne. Rath und Aufklärung für diejenigen, welche künstlicher Zähne bedürftig sind. Von Dr. G. Leman. Leipzig, Hoffmann und Dornstein. 50 Pf.

Flüdererei über die Erhaltung und Beförderung der Gesundheit und über die Verhütung von ansteckenden Krankheiten. Von Sanitätscath Dr. Petri. Deimold, Meyer, Carl. M. 1.

Die neueste Erfindung. Das Antiphon. Ein Apparat zum Hörbarmachen von Tönen und Geräuschen. Von M. Flehner, Hauptmann a. D. 2. Auflage. Rathenow, Schulze & Bartels. M. 1.

Der Kaffee in seinen Beziehungen zum Leben. Für Haus und Familie und für Gebildete aller Stände geschildert von Dr. Heinrich Boehne-Reich. Mit Illustrationen. Leipzig, Thiel. M. 3.

Zu Herzessfreude und Seelenfrieden. Klänge deutscher Dichter aus der neueren und neueren Zeit. Herausgegeben von Karl Julius Vöschke. 3. Auflage, durch Dichtungen aus der neuesten Zeit erweitert und mit vielen Illustrationen versehen. Leipzig, Anzur. Geb. M. 6.

Der städtische Haushalt. Rathgeber für junge Frauen und Jungfrauen. Von Elise Becker. Hannover, Nordd. Verlagsanstalt. Geb. M. 4.

Großmütterchen. Eine Erzählung für Kinder von 8—12 Jahren von Mole'sworth. Autorisirte Uebersetzung von R. Rante. Gotha, F. A. Perthes. M. 2.

In Lehnsplacht. Historische Erzählung aus dem 16. Jahrhundert von H. Brand. 2 Bde. Kassel, Wigand. M. 10.

Baden-Baden. Ein Sagenkranz von Max Barad. Stuttgart, Krabbe. M. 2.

Deckenrosen. Erzählungen von Ella Anjel (E. Westhoff). Inhalt: Die Waife. Das Testament der ersten Frau. Dämonische Nacht. Breslau, Schottlaender. M. 5.

Preis-Concurrenz

der Illustrirten Frauen-Zeitung für die besten Zeichnungen.

III.

Seitens unserer Leserinnen und Leser dürfen wir ein besonderes Interesse voraussetzen an unseren Bestrebungen, den Inhalt unseres Blattes immer mehr zu verbessern und zu verschönern, für welchen Zweck wir keine Mühen und Kosten scheuen. Die ganze bisherige Existenz der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ bildet eine Kette von Vermehrungen des Inhaltes, Vergrößerung des Formates, Verbesserung des Papiers u. s. w., ohne daß wir jemals den Preis um das Geringste erhöht hätten. Während alle Mitarbeiter an dem Blatte, seien es literarische, künstlerische oder technische, mehr oder weniger große Honorare und Gewinne aus demselben bezogen, blieb für die Verlagshandlung nichts übrig, als aufreibende Arbeit und der Verlust von fast einer halben Million Mark. Aber nachdem einmal begonnen, gab es für dieselbe kein Schwanken, das Werk, so gut es nur immer erreichbar war, fortzusetzen, und während die Verlagshandlung jetzt, nach fast zwölf Jahren, durch die steigende Abonnenten-Zahl sich endlich in der Lage sieht, von jenem Verluste jährlich eine, wenn auch nur bescheidene Summe abzutragen, bezieht sie sich auf's Neue, den Dank ihrer Leser zu erringen.

Von einer regen Theilnehmung der deutschen Künstlerchaft wird zum großen Theile das Gelingen unserer gegenwärtigen Anstrengungen abhängen. Ueber den Erfolg der Preis-Concurrenz und die Aufnahme der Musterammlung werden wir unsere Leser stets auf dem Laufenden halten und bringen heute die Einleitung letzterer zu ihrer Kenntniß:

Die illustrierte Presse der drei großen europäischen Länder hat annähernd das gleiche Alter. Die „Illustrated London News“ entstanden 1842; ein halbes Jahr später wurde die „Illustration“ in's Leben gerufen, und wiederum ein halbes Jahr darauf erschien die erste Nummer der „Illustrirten Zeitung“. Das New Yorker „Illustrated Newspaper“ wurde 1855 begründet. Es liegt uns also eine dreißig- und mehr als vierzigjährige Thätigkeit dieser Blätter sammt ihrer Nachfolge vor, zu der auch die Schar der illustrierten Unterhaltungsblätter gehört, und es drängt sich das Bedürfnis auf, einmal den gegenwärtigen Stand zu überhauen.

Die Erscheinungsweise der großen illustrierten Zeitungen der ganzen Welt ist die gleiche: jede Woche eine Nummer vom selben großen Format.

Vergleicht man den illustrativen Inhalt, so will es scheinen, als ob der Weg, den unsere deutschen illustrierten Zeitungen einhalten, nicht der glücklichere sei. So manches Gute und selbst Vorzügliches wir auch produciren mögen, — unsere ganze Richtung dürfte den Leistungen des Auslandes unterliegen. Als Haupt-Charakteristischem der letzteren zeigt sich die breite, offene Behandlung des Schnittes, und diese ergab sich gewissermaßen von selbst aus dem Bedürfnis eines raschen Erscheins und einer wirkungsvollen Darstellung. Es mußte rasch gezeichnet, rasch geschnitten, rasch gedruckt werden. Eine Durchführung der Zeichnung in Linien, an die ein mühsamer, zeitraubender Facsimile-Schnitt gebunden

war, ließ sich also in den meisten Fällen nicht beibehalten. Es wurde viel mit der Gttonpe gearbeitet oder gemalt und dann in Ton-Manier breit geschnitten. Damit wurde zugleich eine kräftige Wirkung erzielt, und ein leichter Druck ergab sich von selbst.

In Deutschland behielt man mehr die Linien-Manier und den Facsimile-Schnitt bei, zumal aber legte man Werth auf eine detaillirtere Ausführung, die indessen stets nur auf Unkosten der Zeit, meist auch der Wirkung erfolgen kann. Die Ton-Manier, wo man sie übte, fand fast ausnahmslos nur einen zähen Ausdruck.

Dazu tritt beim deutschen Holzschnitt noch der große Aufwands des Zurichtens für den Druck in der Maschine ein. Beispielsweise braucht jede Nummer meiner „Robenwelt“ mit ihren acht Seiten Illustrationen, die freilich recht oft aus Gründen der Darstellung sehr in's Einzelne gehen müssen, für die Zurichtung bei zwei der besten Maschinenmeister 35—40 Stunden Zeit, d. h. also vom Einsetzen in die Presse bis zum Liefern des ersten guten Druckes. Manche deutschen Illustrationen sind so minutiös, so staubigartig gearbeitet, daß der englische Drucker mit denselben überhaupt nicht fertig wird, sodaß Gleiches nach England unverkäuflich sind, wenigstens für die Zeitungspreise.

Die freie, flotte Behandlung des Holzschnittes, wie die Engländer, Franzosen und Nordamerikaner sie heute für die periodische illustrierte Literatur anwenden, entspricht aber nicht allein den angeführten practischen Bedürfnissen, sie ist auch in hohem Grade geeignet, den großen Wurf des bildlichen Originales voll zum Ausdruck zu bringen.

Damit ist für die Erfüllung eines wichtigen Grundprincipes von vornherein eine gute Basis gewonnen; auch die feinste Ausführung vermag nicht zu entschädigen für den Mangel an künstlerischer Wirkung; sie ist vielmehr oft ein Hinderniß, letztere zur Geltung zu bringen.

Allerdings macht die Behandlungsweise der Engländer u. s. w. an die künstlerische Thätigkeit des Holzschneiders, an seine Uebersetzung des Originals, ziemlich hohe Ansprüche; aber nicht minder ist auch die Zeichen- oder vielmehr Malweise unserer Nachbarn und der Amerikaner zu Zwecken des Holzschnittes eine solche, welche das zu Erreichende direct in's Auge faßt. Und ob nun die Vorlage für den Holzschneider geeignet, gewichtet oder getulcht sei, das Können des Malers wird stets auch im Holzschneide die Oberhand behalten, und die Ausführungsweise des letzteren, welche in den Blättern dieser Sammlung zur Andauerung gebracht wird, legt gerade hohen Werth auf eine getreue Wiedergabe der Eigenart des Autors.

In Deutschland ist ein Mangel an guten Zeichnern nicht zu verkennen; jeder Künstler verlegt sich so schnell als möglich auf's Malen, und so wird von sehr vielen Malern das Zeichnen nicht besonders gontirt. Hierin dürfte auch der Grund zu suchen sein dafür, daß die deutschen illustrierten Zeitungen gar so viel Gemälde nach Photographien reproduciren. Alles in Allem genommen, scheinen wir also gerade die deutschen illustrierten Zeitungen darauf angewiesen zu sein, in einer selbstständigeren Holzschneide-Technik einen gewissen Erfolg zu suchen für den nicht zu läugnenden Mangel an eigentlichen Zeichnungen. Also im Allgemeinen Malereien, nicht Zeichnungen für den Holzschneider, so lange es sich um das Material für illustrierte Zeitungen handelt! Die strenge Zeichnung und der Facsimile-Schnitt, deren höher, nie zu bestreitender Werth für immer seine Geltung behalten wird, mag den Monatschriften und dem Buche vorbehalten bleiben. Wirkliche Zeichnung und Linienchnitt sind ferner für kleinere Darstellungen kaum zu entbehren. Musterhaftes liefern auf diesem Gebiete bekanntlich die „fliegenden Blätter“, deren Illustrationen bei kleinem Maßstabe zugleich scharf charakterisiren. Der Münchener Verlagshandlung ist es gelungen, einen Stab von Zeichnern um sich zu faren, die ihrer Aufgabe in hohem Grade gewachsen sind, und welche die „fliegenden Blätter“ zu einer Berühmtheit auch auf künstlerischem Gebiete gemacht haben. Von den großen illustrierten Zeitungen Deutschlands ist die Weber'sche auch in der Illustration immer die hervorragendste geblieben. Daß ihr ernstes Streben nicht stets vom besten Erfolge begleitet war, liegt zum nicht geringen Theile wohl daran, daß weder in Berlin, noch in Leipzig die rechten Künstlerhände in genügendem Maße für sie zu finden waren.

Ich gebe nun das Wort einem Maler, der sich über unser Thema äußert, wie folgt:

„Nehmen wir ein deutsches Blatt zur Hand, so finden wir unter gar so vielen Bildern den Bemerk: Nach einem Gemälde von X. in Holz geschnitten; — eigene Uebersetzungen des Künstlers, Zeichnungen, welche für die Beweiskraft durch den Schnitt entstanden sind und das ganze Gepräge, wir möchten sagen, die Handschrift des Malers tragen, suchen wir in deutschen Blättern meist umsonst, und die wenigen Ausnahmen stehen oft genug auf einem künstlerisch sehr niedrigen Niveau. Will man diese Erscheinung erklären, so ist man schnell mit dem „Geschmack des Publicums“ zur Hand, der an Allem schuld ist, der dem wirklichen Künstler, welcher diesem Geschmacks keine Rechnung tragen will, das Zeichnen für Blätter verleidet. Nach unserem Ermessen trägt das Publicum nur zum kleinen Theile die Schuld; die Hauptfänder sind die Buchhändler und die Künstler selbst: die Buchhändler, weil sie mit Vorliebe die nachgerade mehr als langweilig werdenden Holzschneide nach gewissen fähen Bildern bringen: „Mutterglück“, „Vaterfreude“, — nur Alles recht hübsch für's deutsche Gemüth! — und die damit nach Jahrzehnte langer Dredur es fertig gebracht haben, den Geschmack des großen Publicums zu Grunde zu richten. Sie meinen auch noch etwas Besseres zu thun, wenn sie durch den Holzschnitt unsere nationale Kunst „populär machen“. Sie haben in der deutschen Volks eine Liebhaberei für alles Süße, Glatte, Charakterlose groß gezogen, welche auszutreiben ein hartes Stück Arbeit sein wird. Man höre nur einen Durchschnittsdeutschen über ein englisches Blatt urtheilen; da ist ihm Alles zu roh, zu ruppig, zu wenig ausgeführt; das wäre doch in deutschen Blättern viel hübscher; erst kürzlich habe er wieder in diesem oder jenem Blatte einen blonden Mädchentopf gesehen, das wäre doch etwas Anderes, und dann brähte jetzt auch das deutsche Familien-Journal die neuesten Bilder von Ridelsoalkner: „Mama, noch ein Mäuschen“ und „Er spricht mit meiner Mama“, — reizend, wirklich zu süß!

Also die Hauptschuld tragen die Verleger; dann kommen aber gleich die Maler selbst. Unsere Künstler verhalten sich der Illustration gegenüber zu passiv. Es ist bekannt, wie ungeschickt und schwerfällig sich der deutsche Maler anstellt, wenn er etwas zeichnen soll. Wie Wenige von ihnen es wirklich verstehen, mit der Feder, mit dem Bleistift, mit Tusche umzugehen, wissen die Eingeweihten. Sogar eine kleine Zeichnung nach einem Bilde für einen Ausstellungs-Katalog anzufertigen, wird dem deutschen Maler schwer. Er muß in vielen Fällen Jemanden haben, der des Zeichnens mächtig ist, und ihm aus der Noth hilft. Und das im Vaterlande Menzel's und in einer Zeit, wo dessen „Geschichte Friedrich's des Großen“, ein Werk, welches für immer das Evangelium des Zeichners bleiben wird, bereits über ein Menschenalter existirt!

Sehen wir hinüber zu unseren französischen Nachbarn. Dort finden wir die guten Zeitungen und Zeitschriften voll von Handzeichnungen der großen nationalen Maler, und einzelne Zeitungen („Die moderne“, in neuerer Zeit „Paris illustre“ u. s. w.) enthalten nichts Anderes, als Künstlerzeichnungen, Blätter aus Skizzenbüchern. Für „La Vie moderne“ zeichnen fast alle großen französischen Maler, und Meissonier, Reubille, Deltaille, Bonnat, Laurens, und wie sie alle heißen, sind nicht zu stolz gewesen, ihre Skizzen und Croquis für illustrierte Blätter herzugeben. Es sollte sich einmal ein deutscher Buchhändler an unsere „Großen“ mit der Bitte wenden, ihm eine Anzahl Skizzen und Zeichnungen zur Vervielfältigung zu überlassen! Abgesehen davon, daß er das nicht thut, von wie Wenigen würde er auch etwas bekommen. Mein Gott, ich zeichne ja nicht; ich kann gar nicht mit dem Bleistift umgehen; hört man fast allerwegen.

In Frankreich ist die künstlerische Entwicklung eine ganz andere; dort legt man von vornherein mehr Werth auf das Zeichnen; der Franzose drückt sich technisch besser aus; er hat mehr Freude am Skizziren, — daher die vielen Croquis, welche dort veröffentlicht werden.

Das Haupt der französischen Illustration ist Daniel Bierge, ein geborener Spanier, der Ende der sechziger Jahre in den französischen Journalen eine Fülle von Illustrationen veröffentlichte, welche, obgleich hie und da etwas manierirt, doch eine hervorragende Begabung für die schnelle Interpretation von Tagesereignissen bekunden. Er hat eine ganze Schule von Zeichnern herangebildet, und den meisten französischen Berufs-Illustratoren kann man seinen Einfluß nachweisen, speciell den Zeichnern des „Monde illustre“. Paul Jeannot, von dem man, wie von Bierge selbst, seit einiger Zeit nichts mehr sieht, glänzte mehrere Jahre in „Die moderne“ mit Bildern aus dem Pariser Leben, von denen viele auf der Höhe der heutigen Kunst stehen. Ganz besonders charakteristisch und kräftig ist Paul Renouard, ein Künstler, der in seiner Art mehr an unseren Menzel, als an seine Landsleute erinnert.

Bierge war der moderne Doré; an Fruchtbarkeit diesem gleich, übertraf er ihn bei Weitem an solider, realistischer Durchführung. Viele Zeichnungen dieses Illustrators sind Meisterwerke und stehen ganz auf der Höhe der heutigen Kunst. Leider gab er sich bald aus und wurde manierirt; heute sieht man nichts mehr von ihm; er ist gelähmt und kann nicht mehr arbeiten.

Wenden wir nach England, dem Dorado der Illustration. Die Pflege des Manerells entwickelte dort eine große technische Fertigkeit in der Behandlung der getuschelten und der Schwarz- und Weiß-Zeichnungen. Das Interesse, welches das Publicum dort an der Illustration nimmt, erklärt das Entstehen von Black- and White-Ausstellungen. Wer würde sich bei uns eine Schwarz- und Weiß-Ausstellung ansehen?

Welchen Genuß gewährt eine gute Nummer des „Graphic“, der „London News“! Die Tages-Illustrationen eines Woodville, dieses vornehmsten Vertreters der englischen Illustration, bekunden eine Kraft und Lebendigkeit, eine künstlerische Vollendung, welche vielen Delbildern zu wünschen wäre und jene direct neben die allerersten Kunstleistungen auf anderen Gebieten stellt. Und England hat noch viele, Woodville fast ebenbürtige Zeichner, deren ganze Kunst der Illustration gewidmet ist. Wir erinnern nur an die Roman-Illustrationen, die nach unseren Begriffen vielleicht oft

*) Freilich nicht in Holzschnitt, sondern in Zink-Relief, die des Rangens und Werthes einer künstlerischen Wiedergabe entbehrt, da sie nur eine mechanische Reproduktion darstellt.

etwas englisch-langweilig, aber jedenfalls ungemein echt und künstlerisch sind“), — an die Sports- und Schiffs-Zeichnungen. In den letzteren ist Oberend Meister, der auch die Ereignisse im Sudan in vollendeter Weise zeichnete.

Die Höhe, auf der in England das Zeitungswesen überhaupt steht, hat wohl viel zur Entwicklung der Illustration beigetragen, vielleicht auch der Wandertreib des Engländers, die großen Reisen englischer Spezial-Artisten, die colonialen Unternehmungen u. s. w. Vielleicht bringen auch Deutsche Kamerun und die anderen überseeischen Erwerbungen eine neue Aera der Illustration.

Der englischen auf's Haar ähnelt die amerikanische Illustration. In Deutschland hört man oft verächtlich über die junge amerikanische Kunst aburtheilen; Diejenigen, die das thun, kennen die amerikanischen „Monthly's“ nicht. Das Century und vor allen Dingen Harper's Monthly, welche an künstlerischer Vornehmheit ihres Gleichen in Europa nicht haben, sind wahre Muster illustrierter Blätter. Da finden wir die stimmungsvollen Zeichnungen Abbey's, wahre Cabinet-Stücke vollendeter Durchführung. Dieser Künstler hat auch einen Band „Selections from the poetry of Robert Herrick“ mit Illustrationen geschmückt, welche in Deutschland lange nicht genug gekannt und gewürdigt sind. Dann der kräftigere Pyle, der hauptsächlich seine Stoffe in der amerikanischen Geschichte sucht, Reinhart u. s. w. Es mag auch nicht vergessen werden, daß neuerdings die Amerikaner im Holzschnitt das Vorzüglichste leisten.

Alles in Allem, wir können von den Anderen viel lernen.

Weiter schrieb mir schon vor einiger Zeit ein anderer Künstler: „Ich war so frei, der genannten Redaction auch zu verstehen zu geben, daß ich bei Anerkennung ihrer Leistungen doch der Ansicht sei, daß das neue Blatt zu viel Reproduktionen von Delbildern bringe. Das mag allerdings sehr bequem sein, und man erhält nach guten Delbildern Holzschnitte von großer Tiefe und Kraft, der Eindruck der Frische und Unmittelbarkeit aber, den eine Zeitung durchaus haben muß, wenn sie ihren Zweck erfüllen will, geht durch eine Ueberfüllung mit derartigen Bildern total verloren. Und wo bleibt außerdem jene innige Wechselwirkung zwischen Text und Illustration, die doch gegenseitig sich durchdringen und ergänzen sollen? Ist sie etwa in den kurzen, post festum gemachten Beschreibungen jener Bilder zu finden, so große Mühe und Plakerei die Redactionen auch manchmal haben mögen, etwas Passendes, Neues zu dem Mädchen am Brunnen oder zu Großmutter und Enkel ausfindig zu machen? Freilich sollen die Aufsätze sein, „flott“ die Skizzen und Beides wie aus einem Guß!“

Auf welchem Wege sollen wir nun Das erreichen, was angestrebt ist? Mit Dem, was oben über die gezeichneten, bezug genommenen Vorlagen gesagt wurde, kann es natürlich allein nicht gehen sein; es handelt sich zu Zwecken der periodischen Illustration außerdem um eine Neubildung unseres Holzschnittes. Der Zeichner und Maler ist persönlich wohl in den seltensten Fällen in der Lage auf den Xylographen bildend einzuwirken. Von den Holzschnitz-Schulen an unseren Akademien und den Professoren

*) Ich erlaube mir, den freundlichen Schreiber obiger Zeilen auf die gegenwärtig in der „Deutschen Illustrirten Zeitung“ erscheinenden Roman-Illustrationen von Hermann Schüttgen aufmerksam zu machen. S. 2.

**) Ich wage, hier einzumischen, daß die amerikanischen Monatsblätter mit ihrem kleinen Format die Originale bei der photographischen Uebersetzung auf das Holz desto verkleinern, daß nicht selten wahres Augenweide entsteht. Abbey's Herrick leidet gleichfalls unter dieser Femininität-Wanie, die auch in Deutschland Eingang gefunden, aber nicht, soviel man bemerken kann, in England und Frankreich. S. 2.

der Holzschneidkunst“ wird schwerlich etwas zu erwarten sein. Ueberhaupt wird der Staat nichts thun, ebensowenig wie in anderen Ländern, wenn auch der Holzschnitt, das populärste aller Ausdrucksmittel der bildenden Künste, für Millionen die einzige künstlerische Nahrung ist. Wir zählen in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz über fünfzig Millionen Deutsche. Schlecht gerechnet, sehen zwei Drittel dieser Menge außer unseren illustrierten Zeitungen und Familienblättern, die allwöchentlich in Hunderttausenden von Nummern über das ganze Land Verbreitung finden, nichts, was mit den zeichnenden Künsten zu thun hätte. Für diese ungeheure Masse bildungsfähiger Elemente giebt es sonst nur schlechte Lithographien und kaum zu ertragende Oelfarben-Drucke, mehr oder weniger caricirende Portraits landesfürstlicher oder anderer berühmter Persönlichkeiten. — dies ist mit Ausnahmen auch eine der schwachen Seiten unserer illustrierten Presse, — handwerksmäßige Heiligenbilder, verschrobene Kriegsgemälde und dann die Producte des heimischen Photographen, unter denen die Gruppenbilder von Gesangsvereinen, Turnerversammlungen und dergleichen den höchsten Rang einnehmen. Der Staat hat für die hohe und für die gewerbliche Kunst so viel zu leisten, daß für den armen Holzschnitt, für die künstlerische Bildung der eigentlichen Bevölkerung, mit Ausnahme des Publicums der großen Städte, nichts übrig bleibt; verschlingen doch allein die Kupferstich-Sammlungen ganze Kapitale lediglich für einzelne Blätter, die, wenn's hochkommt, nachher von ein paar Hunderten gesehen werden.

Unterstützt von einigen Freunden und Gönnern aus der deutschen Künstlerenschaft, habe ich es daher unternommen, eine Musterammlung von Holzschnitten der oben besprochenen Art herauszugeben, deren Auswahl Herr Franz Starbina freundlichst übernommen hat. Daran knüpfte ich eine Preis-Concurrenz für geeignete Zeichnungen. Die Ausführung derselben im Sinne der Musterammlung wird deutschen Holzschnitzern übertragen werden, die sich im Uebrigen bewährt haben.

Die Sammlung bringt fast ausnahmslos Holzschnitte aus Zeitungen der drei letzten Jahre. Portraits wurden in dieselbe nur der Behandlung des Schnittes wegen aufgenommen; von der Preis-Concurrenz sind solche ausgeschlossen. Daß das tüchtige Genre auf keinen Beifall zu rechnen haben wird, braucht nach den obigen Ausführungen kaum noch gesagt zu werden.

Denen, die mir bei meiner Arbeit helfen, welche dieselbe führen und tragen, ganz besonders den Herren Preisrichtern, sage ich auch hier meinen verbindlichsten Dank.

Franz Zipperheide.

Zu dieser Nummer gehört ein Modenbild, für die Abonnenten der großen Ausgabe zwei Modenbilder und ein Kinderbild.

Von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelbögen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. (1 Guld. 50 Kr., mit Postzusendung 1 Guld. 80 Kr.)

Die Heft-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Wildermappe“; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.)

Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf. (2 Guld. 55 Kr., mit Postzusendung 2 Guld. 85 Kr.) — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Anzeigen,

falls solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ ungenügend von uns angesehen werden sollen, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einpaltige Nonpareille-Beile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureaus, sowie in den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung in Berlin W., Potsdamer Straße 38, und in Wien I., Opernstraße 3. Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugefandt, so lange der Inserirungs-Auftrag dauert.

Kunstgewerbliches.

Inhalt der heutigen Nummer:

Carl Rakenius & Co., fgl. Hoflieferanten
In Berlin NW, Unter den Linden 62/63. M. 51.
Majolika-Kampfe. Preis

L. C. Busch, vorm. Paul Stos & Co., in
Berlin W, Friedrichstr. 71. M. 27.
Kampfe mit Venusfuß. Preis M. 25.50.
Thermometer. Preis

Th. Kommerell, Email-Industrie in Mün-
chen, Thalkir. 1. M. 8-50.
Emailirte Biergefäße. Preis

Bereits in 4. Auflage ersch.
Das Buch der guten
Ein Rathgeber **Lebensart.**
von F. Jozewicz
für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentl. Leben.
4 M. 50 Pf.
In Prachtband 6 M. 3 fl. 60 x 9 W
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, auch direct portofrei vom
Verleger A. Spaarmann in Oberhausen 4 Uhr
Frühspeise, Kritik an gratis u. franco.

Musik
36 ausersahlte Transcriptionen über beliebige Opern-Arien u. Lieder etc. für Piano zu zwei Händen arr. von Krug, Bischoff, Löffler, Potho etc. in einem 110 Seiten starken Bando zusammen nur 2 M. 90 Pf.
Herrmann Lau,
Musikalienhandlung, Danzig.
Kataloge sehr billiger Musikalien auf Verlangen gratis und franco.

6 mal vergrößert mit ersten Preisen.
Zithern
Hiefert in anerkannt vollendeter Arbeit, Güte und mit großer Eleganz gut befeuert, schon von 30, 15, — an, feinste Qualitäten 20, 28, 36—150 M.
Gräter's beste Schule zum Selbstunterricht. Zbl. I M. 3. —, Zbl. II M. 7. —.
Violinen sowie alle übrigen Streich-Instrumente zu den billigsten Preisen.
Preis-Gewinnliste gratis und franco.
Die Saiten-Instrumenten-Fabrik von **Gebrüder Wolff in Arcunah.**

Musterbücher für weibliche Handarbeit.
Neue Folge.
Herausgegeben von Frieda Zipperheide.
Erster Band.

Die Webe-Arbeit mit Hand-Apparat.

Von Frieda Zipperheide und Anna Dorn.

Erschienen in sechsen Lieferungen 4 mit 26 Illustrationen. Diefelbe enthält die Abbildungen: Muster-Vorlagen, Gezeichnete Ausschuss-Verzierungen, Zusammenfügen durch Häkelnarbeit.

Preis M. 1.20 oder 72 Kreuzer.

Das Werk erscheint in etwa 6 vier- bis fünfseitigen Lieferungen von je 16 reich illustrierten Seiten. Lieferung 1, welche einen ausführlichen Prospect enthält, kann als Probe zum Preise von M. 1.30 oder 78 Kreuzer frei unter Kreuzband bezogen werden.

Bestellungen werden angenommen von allen Buchhandlungen.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der photographischen Gesellschaft, Berlin (enthaltend moderne u. klassische Bilder, Waagen- und Galeriewerke, Photographiren etc.), mit 6 Photographien nach Anders, Krüger, Meissel, Moretto ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der photographischen Gesellschaft gegen Einzahlung von 50 Pfg. in Postmarken zu beziehen.

100 versch. Briefmarken: Ägypten, 1 M. Prachtl., Venezuela, Türkei etc. nur 60. Buch. Alm a 2. Preisliste gratis.

Filet-Guipure-Album.

Eine Sammlung stilvoller praktisch ausgeführter Original-Muster. Nebst illustrirter Anleitung von

Erna von Manteuffel.
Preis in eleg. Mappe M. 15.
Verlag und Eigenthum von

Gustav Elkan in Harburg a. d. E.
Die Mehrzahl der Musterbücher für weibliche Handarbeiten ist eine der erfolgreichsten Erscheinungen unserer Zeit. Wie im 16. Jahrh., der grossen Zeit des feinen Geschmackes, gerade die Frauen sich auch mit ihren Arbeiten in den Vordergrund stellten, so haben wir eine ähnliche Thatsache auch in unserer Zeit zu verzeichnen und dass man dabei vor Allem auf praktische Muster Werth legt, beweist, dass diese Bewegung selbst eine feste Grundlage gewonnen hat. Zu den besonders werthvollen Arbeiten auf diesem Gebiete gehört das vorliegende Buch, das allen, welche auf weibliche Handarbeiten etwas halten, im höchsten Grade erwünscht sein muss und dess um so mehr, weil die praktischen Anleitungen und Fingerzeige hier mit klarem Verstandnis und feingebildetem Geschmacke verbunden sind.
Red. Kunst u. Gewerbe. Nürnberg 1885, Nr. 4.

Briefmarken kauft, tauscht und verkauft G. Zechmeyer, Nürnberg.

Verlag von Franz Zipperheide in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Jugendbrunnen.



Alte Reime mit neuen Bildern von Fedor Flinzer.

In elegantem Einband mit farbigem Umschlag.

Preis: 4 Mark.

Inhalt.

1. Höre, mein Mädchen, was ich dir will singen.
2. Elo popeio, was rathelt im Stroh?
3. fünf Engel haben gesungen.
4. D' Engel han's Bedd gemacht.
5. Abc, das Kästchen lies in'n Schnee.
6. Tanz, Mädchen, tanz.
7. Dögel, die nicht singen.
8. Der ist ins Wasser gefallen.
9. Rosmarin und Thymian wächst in unserm Garten.
10. Schnecke, Schnecke, schnecke.
11. Ihr Diener — was machen denn Ihre Händer?
12. Hinter mei'n Gartensaun.
13. Maifester Flug.
14. Pfeffel, willst du nicht gerathen.
15. Pudel, Pudel, beiß mich nicht.
16. Parthönenken, Parthönenken, wat driest up unser Hoff.
17. Ein Hahn und ein Hahn.
18. Es ging eine Zieg' am Weg hinaus.
19. Gedü dich Gott, mein lieb Regert.
20. Sech die Alte im Walde.
21. Gads, du hast die Gans geschöhen.
22. Hora, hora! mein' Käb' sind alle nei.
23. Zwischen Berg und tiefem, tiefem Thal.
24. Herr Demeter.

Dieses neue Bilderbuch enthält auf 24 Blättern fein colorirte Illustrationen zu ebenso viel Kinderreimen, nebst einem colorirten Titel. Flinzer's getreue Wiedergabe der Natur, sein prächtiger, niemals zur Caricatur hinabsteigender Humor gelangen darin zum vollendeten Ausdruck. Die charakteristische Art, in welcher sich überdies die Bildchen in ihrem frischen Colorit dem Text anschließen, macht den „Jugendbrunnen“ zu einem Born der Unterhaltung für die Kleinen, aus dem sie an der erlauernden Hand der Mutter oder älteren Schwester eine Fülle von Anregung schöpfen werden.

Die Ausstattung des Werkes auf festem, starkem Papier ist eine durchaus gediegene.

Sammet und Seidenstoffe
jeder Art, grosse Auswahl von schwarzen, weissen und farbigen Seidenstoffen zu Brautkleidern empfiehlt zu billigsten Preisen. Muster franco. **M. M. Catz, Crefeld.**

Illustrirte
Frauen-Zeitung
Ausgabe der „Modenwelt“ mit Unterhaltungsblatt.

Nr. 22, Erstes Blatt.

Monatlich zwei Nummern.
Vierteljährlich 2½ M. = 1½ Guld.

Berlin, 16. November 1885.

(Ausgabe mit allen
Kupfern: 4¼ M. = 2 Guld. 55 Kr.)

XII. Jahrgang.



Nachdruck verboten.

Der Einsiedler.

Erzählung von Adolf Pichler.

Wenn ich schwer und wüchtig im Hörsaale auf der Kanzel sitze und, während vor dem Fenster die Amseln von Lenz und Liebe singen, meine Zuhörer fleißig kristallographische und chemische Formeln in die Hefte schreiben, denke ich mir manchmal: es ist doch gut, daß die jungen Herren nicht wissen, wie ihre Väter vor vierzig Jahren thaten und ausahen, sonst müßten sie ihnen bei all der Weisheit in's Gesicht lachen. Ja, vor vierzig, eigentlich fünfundsiebenzig Jahren! Da zog ich als lustiges Bürschlein durch das Unterland in die Ferien, das Sommerläppchen mit vier blauen Federchen des Ruffhähners auf dem Gelock, die Guitarre am grünen Seidenbunde über die Schulter; da sang ich beim rothen Weine mit den hübschen Kellnerinnen und Wirthstöchtern, daß es wiederhallte und vielleicht noch eine vom Studentlein den Enteln erzählen könnte. Wäre ich noch so, hätte gewiß manches Dirndl, das jetzt schräg, wie die December-Sonne, am alten, ruppigen Professor vorüberstrahlte, einen Blick, vielleicht sogar ein Bussel für mich; aber die Zeiten sind vorbei, — huldrü!

Zu meinen ältesten Erinnerungen gehört das Häuschen am linken Ufer der Piller, unweit der Brücke bei Straß. Vielleicht ist es längst abgebrochen oder verwittert; die kleine Kapelle gegenüber an der Felsenwand läßt dann wenigstens annähernd die Stelle errathen. Schon damals war es etwas wacklig, wie das Ehepaar, welches dort wohnte. Herr Jodol Kumppler behob hier als Einnehmer den Brückenzoll; ein geborener Kundler, war er mir mütterlicherseits weitläufig verwandt, „so ein Schnittlauch von der hundertsten Suppe“, wie man geringschätzig zu sagen pflegt, aber auf dem Lande nie vergißt. Darum klopfte ich immer an seine Thür; er paffte aus dem Nasenwärmer dicke Rauchwolken, reichte mir die grobknochige, haarige Rechte, zog die buschigen Brauen in die Höhe, blinzelte freundlich mit den hellen Augen und überließ mich dann schweigend seiner Alten, die mir, ehe sie mich aus der Speisekammer abfertigte, eine kleine Rederei in's Gesicht warf.

„Ja, Studentl,“ sagte sie einmal, „früher hast immer ohne Zoll vorbei dürfen, weil Du ein unschuldiges Lämmlein warst, ein rechtes, krauses Osterlammlein; jetzt wächst Dir aber schon der Bart, und die Böcke müssen zahlen.“

„Wenn das Dein Mann hört!“ rief ich dagegen. „Der ist ja im ganzen Gesichte zottelt, daß man ihn rupfen könnt, und hast ihn doch geheirathet! Wie ist es halt kommen, daß er aus einem Dasiel ein Zwoasiedl geworden ist?“ Ich nahm die Guitarre vom Rücken und sang das Schnadahüpfel:

„Der Dasiel im Wald
hat nit warm und nit kalt,
hat die Stuten aufhängt
und ist 'm Radl nachsprengt.“

Da schob Jodol die lange Nase durch den Guder: „Jetzt weiß es der Schlängel auch schon; stek' ihm eine Rudel in's Maul, daß er stille wird, — sonst lehrt er's noch den Spazier!“

Die Alte lief und brachte auf einer Zinnschüssel Gesehltetes und eine Flasche Kranewitter (Wachholder). Ein Studentl hat immer Appetit; ein Stamperl Schnaps half zu besserer Verdauung, bis der Rahmkaffee mit Butter kam. So neigte sich die Sonne zu den Bergen von Sellrain; es war Zeit, den Wanderstab zu ergreifen. Jodol reichte mir wieder die Hand, zog die Brauen in die Höhe und blinzelte, — das war Alles; zungenfertig wurde er bei Gelegenheit erst dann, wenn wir, zur Wette lateinische Verse austauschend, uns mit Horaz und Vergil bombardirten, die er noch immer lieber hatte, als den Goffine und Vater Kochem. Seit ich 1848 als Schützen-Hauptmann ausmarschirt war, küffete er sogar, wenn es eben nicht kalt war, die Mütze mit der großen Quaste.

Sie hatte mir noch Allerlei aufzutragen an Bettern und Vasen bis in's hundertste Glied und kugelte endlich, nachdem ich ihr mit einem christlichen „Bergelt's Gott!“ die Hand gedrückt, in das Haus.

Wie aus dem Dasiel ein Zwoasiedl ward?

Daß Jodol, der Sohn eines mittleren Bauern, aus Kundl stammt, wissen wir bereits; wenn Dich das Jell juckt, so singe dort das Schnadahüpfel vom Ofen, in welchen man die Lappen oder Trottel schiebt und bäckt, bis sie gar werden. Ueberhaupt sind die guten Leute wegen ihrer Einfalt ein bißchen in Verruf; gewiß mit Unrecht, denn unser Jodol war ein findiger Bursch, fast

eine Art Wunderkind, wenn es galt, aus dem höchsten Wipfel eines Obstbaumes die Früchte zu mausen und dann durch einen kühnen Sprung den Brügeln zu entschlüpfen. Vielleicht hatte er römisches Räuberblut in den Adern; denn in Quantala, wie der Ort bei den Alten hieß, siedelten ja Colonen bis in den Anfang des Mittelalters, und wohl nur deswegen lernte er später so leicht „puella, puellae“ decli- und „amo, amas“ conjugiren. Sein offenes Köpfel erregte das Staunen des Lehrers, der sich vom Posten eines Hausknechtes in Niednau zu seinem hohen Amte emporgeschwungen hatte oder vielmehr den Stod in die Hand nehmen mußte, weil er zu schwach wurde, um Holz zu spalten. Bald regte sich in unserem Buben auch der Beruf zum geistlichen Stande. Das geschieht auf dem Lande meistens so: Ein Knabe sieht den Pfarrer vor dem Altare, wie er im goldgestickten Messgewande die heiligen Bräuche vollzieht, angeräuchert wird und zur Orgel singt. Auch daß ihm Alles die Hände küßt, ist gar schön; und erst am Sonntag Vormittag einen Blick in die Küche, wo die schwipende Häuerin den Bratenspieß dreht und im Wasserschaff eine volle Flasche küßt: unser Jodol spürte also Beruf! Er baute sich in der Stube hinter dem Ofen einen Altar mit Kleiderlappen, auf dem Dachboden fand sich ein graufiger „Unser Herr im Glend“, den man verbannt hatte, weil sich die Weiber und Kinder über ihn entsetzten, und der Vater brachte ihm einmal zwei Bogen farbigen Papiere vom Markte; diese wurden zum Messkleid verchnitten, ein Leinenhemd diente als Chorrod. Das Schwesterlein mußte den Ministranten machen. Da war es gar rührend, die große Andacht und die verdrehten Augen zu sehen, mit denen er „Dominus vobiscum!“ sang. Nur einmal sollte die Kleine den Pfarrer machen, und das kam so: Der Zöllner von Straß hatte sein Tochterlein auf etliche Wochen zu seinem Schwager, dem Müller, geschickt, — ein frisches Dirndl mit schwarzen Haaren, wie die „unbesteckte Empfängniß“, welche die Jungfrauen bei den Prozessionen von Altar zu Altar tragen. Als die Tochter eines Amtspächters trug sie auch herrliche Kleider und erregte dadurch die Bewunderung und den Neid der Mädchen. Unserem Jodol gefiel das Gretel ganz ausnehmend; er hatte ihr die fastigen, rothgestriemten Birnen vom Baume des Nachbarn versprochen, wenn sie sich mit ihm von seiner Schwester vor dem Altare trauen ließe. Die Braut bekam allerdings dafür die Birnen, der Bräutigam aber unerwartete Schläge, und der Pfarrer schüttelte über seinen geistlichen Beruf bedenklich das erste Haupt. Damit sollte es aber noch ein tragisches Ende nehmen.

Am Tage des Märtyrers Stephan trug der Priester, wie es die Liturgie verordnet, beim Hochamt ein rothes Messkleid. Genau von der gleichen Farbe war das Seidentuch mit langen Franzen, welches Jodols Mutter heute um den Hals geschlungen hatte. Der Knabe verglich mit blühenden Augen; als sie es in der Kammer abgelegt, schlich er hinein und packte es mit raschem Griffe. Während nun Alle in der Küche auf dem warmen Herde saßen, winkte er dem Schwesterlein und führte sie vor den Altar hinter dem Ofen. Dort schnitt er in das Tuch ein Loch, recht in die Mitte, und stülpte es als Messgewand über den Kopf. Bei der Wandlung läutete die Ministrantin nach Kräften mit der großen Kuhshelle, welche er dem Festtage zu Ehren aus dem Stalle hereingeschleppt hatte. Die Mutter hörte den Lärm und wollte nachsehen; wie sie jedoch den Knaben in seinem Pracht-Ornate erblickte, ließ sie vor Schrecken die Thürklinken fahren, stürzte im nächsten Augenblicke auf den jungen Priester, legte ihn quer über die Kniee und blatterte ihn, trotz der geistlichen Würde, so ausgiebig durch, daß es patzte und ihm auch in Zukunft die Luft zum Messlesen verging. Er war nur froh, daß Gretel längst heimgelehrt war und hoffentlich von der ganzen Geschichte nichts erfahren würde. Von jetzt ab schloß er sich mehr an die Schulkameraden an, theilte ihre Freuden und Leiden, — die Zukunft kümmerte ihn nicht; warum auch? War doch der Tisch nach dem Brauche der Unter-Inntalener fünfmal am Tage gedeckt! Später fand er in der Kumpellammer eine alte Plinte; der Vater ließ sie vom Büchsenmacher neu einrichten; Pulver und Blei, ja sogar ein Stück Geld erhielt er vom Pfarrer, dem er dafür hier und da ein Häslein, eine Wildtaube oder Stodente in die Küche lieferte. So war er wohl auf; ging allmählig von der Werktags- in die Sonntagschule und dann in die Christenlehre über, bis er mit einem sehr günstigen Zeugnisse freigesprochen wurde. Was nun? Die Bauernarbeit freute ihn nicht recht; um so weniger, seit er öfters im Widum (Pfarrhaus) eingelehrt war und mit Gymnasialisten, welche die Ferien nach Kundl geführt hatten, Umgang pflegte. Diese malten ihm das herrliche Studentenleben, zeigten ihm die Käppchen, die Bänder und die Ziegenhainer mit den eingesehnittenen Namen; bald sang er auch ihre Lieder in einem klaren Tenor. Er war sechzehn Jahre alt, für unsere Begriffe so alt; damals galt aber der Spruch: Ein braver Bursch muß sieben

hirschslederne Hosen in der ersten Klasse zerreißen, dann erst wird etwas aus ihm. Mit dem Vater wollte er vorläufig nicht sprechen, doch vertraute er sich einigen Bettern und Vasen an; diese geriethen in helle Freude: die ganze Verwandtschaft habe keinen Geistlichen und auch die Gemeinde nicht; man müsse es sich zur höchsten Ehre anrechnen, wenn endlich einmal zu Kundl die Piller nicht bloß auf dem Schießstande, sondern auch bei einer Primiz trachten, daß alle Heiligen droben vom Pulverdampfe niesen müßten. Als es der Vater erfragt, schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen: „Wo das Geld hernehmen?“ Da stellte sich der Serviten-Prior von Rattenberg ein, welcher Jodols Glockenstimme kannte, und meinte, wenn er bisher zu Ehren des Teufels, manch Liedlein gesungen, könne er es auch zur Ehre der Mutter Gottes thun. Er fände sogleich eine Anstellung im Chor der Serviten zu Innsbruck; diese gäben ihm zu essen und hier und da auch eine Tachtel, wenn er nicht gut thue. Daheim koste er dem Vater auch was; diese vierzig bis fünfzig Gulden jährlich könne er leicht aufbringen. Bald werde er etwas durch Unterrichten an jüngere Schüler verdienen, ja sogar einen Bierkreuzer für die Vacanz übrig haben. Da konnte der Alte nicht mehr widerstehen, und auch die Mutter, welche an ihr rothes Halstuch dachte, gab ihren Segen dazu. Der Pfarrer übernahm es, ihm die dürftigsten Vorkenntnisse beizubringen.

Bis er damit fertig ist, schauen wir an der Brücke von Straß nach, was denn das Gretel thut. Die nahm zu an Gnade und Wohlgefallen vor Gott und den Menschen; ob auch an Weisheit, lasse ich dahin gestellt sein, weil man die bezügliche Stelle der heiligen Schrift, wie mir ein ungalanter Kapuziner sagte, auf die Mädchen nicht anwenden darf, es sei denn, man wolle statt Weisheit Bosheit setzen. Sie wuchs auf, schlank und frisch empor, wie die Lärche am Vorsprunge des Klaussecks; aus den Zöpflein, die ihr vorher wie Rattenschwänze im Genick hingen, wurden lange, goldgelbe Zöpfe, die sie nach der Sitte der Unterländerinnen wie ein Krönlein um den Scheitel schlang und mit einem silbernen Pfeil befestigte; um den Hals schmiegeten sich Schnüre von Granaten, die Schultern rundeten sich, der Schritt wurde elastischer. So war sie mit dem vierzehnten Jahre ausgeschult; sie wußte sich zwar besser, als die Bauernstöchter ringsum; das stieg ihr jedoch nicht zu Kopf, und ihre Herzensgüte glich jeden Unterschied aus, um so mehr, weil ihr die Bursche, als seine Kenner, doch nicht den höchsten Preis der Schönheit zuerkannten. Benzeln-Tindels-Andl hatte rundere und rothere Wangen, Stangl-Sepp's-Rathel sprang beim letzten Weigenstrich höher, und wenn wir uns über die Knöchel versteigen dürfen, was man damals leicht konnte, weil die Röde nur wenig unter das Knie reichten, so konnten sich die Waden der Loifeler-Zörgs-Urschel immer mit den Säulen, welche das Vordach der Kirche trugen, messen, und zum Einstampfen des Sauerkrautes wären Gretels Füßchen viel zu klein gewesen.

Die alte Zöllnerin war jedoch ein practisches Weib; sie wußte, daß der Müßiggang aller Lafter Anfang sei, und hielt auch vom Lesen nicht viel. Ja, der „Kogebub und der Belzebub!“ da durften ihr die Fräulein der Gerichtsherrn von Rattenberg, welche sich herabließen, bei ihr manchmal Butter und Honig zu naschen, nicht kommen; sie hätte ihnen die „Eulalie“ und „Klingsberg“ auf den Rücken nachgeworfen. Dafür lernte Gretel Hemden nähen, Socken stricken, Strümpfe stopfen, Butter schlägeln, alles Dinge, nach denen zwar in der Regel kein Bräutigam fragt, so lange er freit, wohl aber der Mann, dem nach und nach das Klavier-trommeln zum Thee verleidet.

Die Pause, bis unser Jodol eintritt, möchte ich wohl benutzen, um den Ton zu entschuldigen, den diese Erzählung manchmal anschlägt, aber ich kraupe vergebens hinter den Thron: die Leute waren damals alle so; jetzt wird es schon besser, weil unsere Tiroler-Fräulein in den Erziehungshäusern zu Thurnfeld, Nymphenburg und Lindau gehobelt werden. Also nichts für ungut!

Jodol hatte mittlerweile sein Schwesterlein verloren; desto lieber wanderte er zum Zoll, meistens quer über's Gebirge, die Büsche umgehängt. In den Auen bei Straß hielt sich allerlei Wassergeflügel auf; wenn es krachte, rief Gretel: „Jetzt kommt er bald!“ und stellte ein Stücklein Kuchen, oder was sie sich sonst abgepart, auf den Tisch. Da jauchzte er dem schon vor der Thür, ein Rohrhuhn oder so was an den Lauf gehängt; sie rupfte sich für das Stroh-hütchen die schönsten Federn aus, und der Zöllner schmunzelte, weil es einen guten Sonntagsbraten gab. Nur den kleinen Bögeln durfte er nichts zu Leide thun; die sangen ja so schön, gerade wie's Gretel selber, wenn es die Kliederblüthe pflückte oder einen Strauß Maiglöcklein zwischen den Erden sammelte. Sie kannte übrigens viele Kräuter, denn der Vater, welcher Apotheker-Lehrling gewesen war, sagte ihr die Namen; manche legte sie sogar zwischen die Blätter verschim-

) Geschichte Erbauungsbücher.

melter Protokolle. Wurzeln und Blüthen wurden auch getrocknet; die holtten dann die Bauerndeiber gegen allerlei Gebrechen und spendeten, wenn die Heilung gelungen, wohl auch ein paar Eier, ein Kügelchen Butter. Ja, sie nahmen diese Dinge lieber aus der Hand der jungen Doctorin, denn was eine Jungfrau giebt, wirkt ja nach uraltem Glauben mehr. Nun brachte Jodol gar den sagenkräftigen Allermannsharnisch vom Sonnenwendjoch; wer dazu den richtigen Segen spricht, den macht er kugelfest. Die Bauern flüsteren: der Einsiedler auf der Brettsfall wisse das mit vielen anderen geheimen Dingen; der Bischof habe es ihm aber verboten, davon zu reden, weil der Teufel die Krallen dreinstede. Um so besser wirkte er in Pfaffen, wenn ein lustiger Bua an einem Schlagring angestoßen war und ein Loch im Kopf mitgebracht hatte, was damals noch öfter geschah, als jetzt, wo das Militär die Jochen*) bändig.

Der Vater hatte ihr ein großes Gartenbeet überlassen. Hatten während des Tages Schnittlauch, Kohl und gelbe Rüben die pflichtmäßige Pflege erhalten, so gehörte der Abend ihr und den Blumen, welche sie dort angepflanzt. Oern half ihr Jodol; er schnitt Stäbchen mit farbigem Anlauf, um die schweren Kelten daran zu binden, holte Wasser zum Begießen und brachte Seltenheiten vom Gebirge, die als Fremdlinge unter den zahmen Kindern des Gartens überraschten. Aber er lernte auch! Sein Blick war bisher über den Reiz und die Lieblichkeit der kleinen Geschöpfe ziemlich gleichgültig hingeglitten; jetzt machte sie ihn auf die feinen Unterschiede der Zeichnung, das bunte Farbenspiel, ja sogar auf die Käferchen, die in glänzenden Metallpanzern durch die Grashalme liefen, aufmerksam. Er haßte ihr manchen Schmetterling, den sie eine Weile bewunderte und dann fortflattern ließ. That sie doch mit den Vögeln, die er ihr zum Ueberwintern gab, nicht anders; kaum wehte das erste Frühlingelüftchen, so öffnete sie die Käfige und sah ihnen lachend nach, wenn sie von Baum zu Baum am Berg emporslogen. Wer sie beisammen sah, mochte sie wohl für friedliche Geschwister halten; sie dachten an gar nichts, und wenn sich Jodol etwa daran erinnerte, wie er sich einmal mit ihr trauen ließ, wagte er doch nicht, darauf anzuspäzeln; er wußte sich nicht zu erklären, was ihm die Junge band.

Da kam Maria Himmelfahrt; im Herbst darauf sollte Jodol nach Innsbruck zur Studi. Diesen Tag begeht das Landvolk besonders feierlich, um der Königin der Engel und der Heiligen, welche nun in die ewige Herrlichkeit aufgenommen wurde, zu huldigen. Da werden die schönsten Blumen gepflückt und um den hochragenden Schaft des Himmelbrandes**), dem nach altem Brauch die Ehre des Tages gebührt, zum Strauß gebunden. Die Mädchen tragen ihn zur Kirche, damit er vor dem Altar die Weihe empfangt; die Senner steigen im Festgewand von den entlegenen Almen, um zu beten und nachher zu rausen. Wie stolz und selbstbewußt blickt der Bursh umher, von dessen Hute eine Staupe der Edeltraute nicht; er hat vielleicht dafür seine Glieder gewagt, denn sie gedeiht nur an den unzugänglichsten Schrofen.

Jodol ließ es sich nicht nehmen; er kletterte barfuß an der Wand der Hochriß empor und holte aus einer Klüft einen Rautenstrauch mit fünfunddreißig Aehren; dann füllte er einen großen Sack mit den erlesensten Jochblumen. Wo bei Münster die Mittagssonne am heißesten auf den weißen Steinschutt brennt, wußte er Himmelbrand; er wählte einen fast mannshohen Stamm, ganz bedeckt mit gelben Blüthensternen. So kam er an den Zoll. Die Alte entsetzte sich: „Hätt'st Du's nicht zu Ehren der Muttergottes gewagt, die Dich wunderbar erhalten hat, sollte Dich Dein Vater schopfventeln!“ Dann lockte sie ihm schleunig eine Pfanne Noden***). Während er einhieb, ordnete Gretel die Blumen zum Strauß, um sie dann, mit Wasser bespritzt, in einen vollen Zuber zu stellen. Es war indeß Nacht geworden; Jodol wurde auf den Heuboden verwiesen, wo er schlief, bis ihn die Festglocken weckten.

Er sprang rasch in die Höhe und lief zum Brunnen, dessen kalten Strahl er über den Kopf rinnen ließ. Vom Kirchplatz donnerte der erste Böller; er nahm eine Hand voll Sand und Steinchen und warf sie gegen Gretels Fenster. Sie zog den weißen Vorhang zurück und lachte wie die Morgenröthe durch ein weißes Wölkchen zu ihm herab; dann sprang sie zurück; er hörte sie über die Stiege hüpfen; frisch und blank trat sie ihm unter der Hausthür entgegen. Sie reichte ihm eine Kette, roth wie seine Weste; er steckte sie mit Salbei und Basilicum, daß es besser rieche, in das linke Knopfloch des grauen Jankers. Nun kam die Mutter nachgetrippelt, musterte wohlgefällig das Tochterlein und nestelte dann am Rosmarinzwieg, den sie um das Haar

geschlungen. Den Böllner hörte man droben in der Kammer hüpfeln; er war schon seit einiger Zeit nicht recht beisammen, kam aber doch zum Frühstück. Da lud mächtig und voll das Geläute zum Gottesdienst; sie erhoben sich rasch, der Vater tauchte den Finger in den Weihbranntopf, der an einem Nagel rechts am Thürpfosten hing, und bespritzte Gretels Stirn; was übrig war, bekam Jodol; denn die Buben könnten es jetzt vor Allen brauchen bei diesem verdorbenen Weltlauf. So traten sie hinaus in den herrlichen Morgen. Der Himmel hatte sein Zelt von blauem Taffet ausgespannt; ein leiser Wind wehte, wie von den Zittichen der Engel, welche ihre Fürstin erwarteten. Auf Jodols Hut schwankte die Edeltraute; eigentlich sah man weder vom Gupf noch von der Krempe etwas, als wäre der Stod anstatt der Haare aus dem Kopfe gewachsen. Er hatte den Gaggelbeten*) mit dem silbernen Heiligkreuz um die linke Hand geschlungen; ein Knabe und doch kein Knabe mehr, führte er Gretel, welche den Blumenbusch, — und keine hatte einen schöneren, — vor sich her trug. In ihrem Auge leuchtete es, wie der Schimmer zu Aufgang des Morgensternes; plötzlich steht er am Himmel, und die Lerche fliegt aufwärts und begrüßt ihn jubelnd. Sie lächelte wohl und nickte mit einem leichten Anflug von Stolz, wenn da und dort ein Bursh rief: „Schau, schau, den Strauß, den hat Dir wohl der Jodol kauft!“

„Du herrlicher Glanz der Jugend, möge bei ihrem Welken nie der Schußengel trauern; mögest du Früchte reifen im Garten Gottes für den Spätherbst, den Heiligen zur Freude und den Menschen, welche guten Willens sind, zu Ruh und Ehre!“ So betete still der greise Einsiedler neben dem Missionskreuz, als er sie lindlich unbefangen daherlaufen sah. Lächelnd rief er: „Was ist denn mit Dir, Jodol? Steigst Du vom Zoll gar nicht mehr hinauf zur Brettsfall? Schau doch nach! Hat mir unlängst so ein Stöber die schöne weiße Henne geraubt; für was hast Du denn Deine Bäckse?“

Ein leichtes Roth überflog die Wange des Burshen: „Heut' wär's Sünde; weißt ja, ist Festtag. Aber morgen in aller Frühe, dann nagelst Du ihn mit ausgepannten Flügeln an die Thür der Zelle, daß sich die andern fürchten.“

„Recht so,“ erwiderte der Einsiedler und schob die Kutte vom Scheitel, den bereits der Reif der Ewigkeit schmückte, in den Nacken zurück, um die Holzdose zu holen. „Recht so! Ich geb' Dir dann den Samen der dunkelblauen Aher mit.“

„Bringt ihn lieber selber,“ fiel Gretel ein und warf einen schelmischen Seitenblick auf Jodol. „Mit dem Buben ist's gar nichts mehr; seit er in die Studi will, ist er wie die alte Potentilla, die Alles vergißt!“

„Du!“ schmollte Jodol, „da hast Du den Beten, den Du liegen liehest, wenn ich ihn nicht vom Sims genommen hätte!“

Der Einsiedler lachte: „Nun, Jodol, ich werd' sie wenigstens mahnen, daß sie Deiner beim Abendrosenkranz gedenkt. Wirft's zu Sprugg droben noth haben; die Studenten gehen ja lieber in die Aneipe, als in die Kirche.“

„Das will ich auch thun,“ sprach die Mutter, welche hinter ihnen stand; „für Jodol bet' ich Morgens und Abends ein Vaterunser, denn er liegt mir an, fast wie ein Sohn.“

Bruder Michael ließ den Blick noch einmal auf das Pärchen gleiten und strich nachdenklich mit der flachen Hand den Bart, welchen der Wind über den braunen Ledergürt zauselte. Plötzlich krachten die Böller hinter der Mauer; die Frauen flüchteten in die Kirche.

„Weißt wohl, sind halt schene Weibskent!“ rief Jodol spottend und folgte ihnen langsam. Als der Tusch von Trompeten und Pauken verkündete, daß der Priester zum Altar getreten, bengt sich der Einsiedler vor der Schwelle demüthig, schlug ein Kreuz und warf sich dann im hintersten Winkel auf die Knie; bei der Wandlung breitete er die Arme aus, als wollte er dem Weihrauchdunst nachschweben; Thränen stoffen in die Furchen der mageren Wangen nieder: „Heilige Maria, Du Zuflucht der Sünder, erbarme Dich eines armen Büßers!“

Er ist jetzt ganz vergessen; als ich noch jung war, wußte man Verschiedenes von ihm zu erzählen. Ich hörte nur mit halbem Ohre hin; so ein Studentlein hat wichtigere Dinge zu denken, und jetzt, wo ich die Sachen brauchte, kann ich nur noch lüdenhaft erzählen.

Nach dem Türkenkriege des Kaisers Joseph kam an einem heißen Sommertage ein Mann in das Dorf, wild und bärtig; die Fressen einer schmutzigen, abgerissenen Montur schlotterten an seinem Leibe; die groben Schuhe waren mit Spagat gebunden. Wo er vorbeiging, stolten die Kinder erschreckt in das Haus, aber die Hunde führen heraus und klappten ihm wüthig nach. Man zögerte im Wirthshaus, ihm ein Krüglein Bier zu reichen; er zahlte jedoch voraus, und man konnte merken,

daß es ihm an Geld nicht fehle. Der alte Pfarrer, der ihn beobachtet hatte, kam später auch und setzte sich zu ihm an den Tisch. Der fremde Mann redete zwar deutsch, aber es klang etwas anders, als man bei uns spricht. Bald waren sie in's Reden vertieft, daß eine Stunde um die andere verging; sie sprachen endlich so leise, daß man nichts mehr verstand, und der Pfarrer sah auch nicht drein, als ob er Zuhörer dulden möchte. Ein paar mal rückte der Fremde den Stuhl zurück und blickte ihn betroffen an. Der Pfarrer konnte aber nicht bloß Geister bannen, er durchschaute auch die Geister und sah Jedem den Unfrieden der Seele an, bis er vor ihm in den Beichtstuhl niederkniete und ihn verließ, rein wie ein neugetauftes Kind. Den Michael nahm er mit in den Widum. Noch um zwölf Uhr brannte das Licht im Zimmer; was die Zwei abgethan, weiß Gott. In der Morgendämmerung trat Michael aus der Thür; er steckte einen Brief in die Brusttasche, kniete nieder, und der Pfarrer machte ein großes Kreuz über ihn, als wolle er den Teufel austreiben. Der Nachtwächter Tondl, — Gott hab' ihn selig! — hat es gesehen, als er heimkehrte. Nach vierzehn Tagen kam der Fremde wieder; sein Gewand klabte wohl Niemand auf, wo er es hinter einen Zaun warf; dafür trug er eine braune Kutte, und es hat ihn Niemand mehr anders gesehen. Am nächsten Sonntage blieb er vor der offenen Kirchthür knieen; nachdem der Pfarrer Allen am Gitter das allerheiligste Sakrament gespendet, schritt er durch den Gang zu ihm hinaus und reichte ihm die Hostie. So bis Ostern. Dort ministrirte der Einsiedler beim Hochamte, kniete dann auf der obersten Stufe nieder, und der Geistliche wendete sich zuerst an ihn. Das Alles machte Aufsehen; man erzählte sich schreckliche Dinge und wich ihm scheu auf der Straße aus. Da ging eines Sonntags Michael mit niedergeschlagenen Augen vor der Predigt fort; der Pfarrer sprach sehr eindringlich über Verleumdung und rief zum Schluß drohend mit erhobener Hand: „Daß dem Einsiedler Niemand was Böses nachredet! Ueber einen reinigen Sünder weinen die Engel aus Freude; über eure Mäuler auch, aber nicht aus Freude! Betet, betet, daß ihr auch so hoch in der Gnade Gottes steigt, wie er! Amen.“

Wer auf der Eisenbahn am Eingange des Zillerthales, zu dessen beiden Seiten hohe Felsenpeiler emporragen, vorüberfährt, erblickt rechts am Rand einer steilen Kalkwand, die bis Rothholz nach Westen zieht, ein kleines Kirchlein mit rothem Dache; Anthor nennt es die Brettsfall; unser etymologischer Freund Christian Schneller würde den Namen aus dem Romanischen ableiten und wohl anders schreiben. An die Kapelle lehnt sich eine kleine Einsiedelei, behütet von den Tannen und Föhren des uralten Waldes, der sich gegen Schlitters und weiter hin ausdehnt. Wer das halbe Stündlein daran setzt, um von der Landstraße hinaufzusteigen, erfreut sich an der weiten Rundschau über die Ufer der beiden Flüsse oder mag in der kühlen Kapelle die Votivbilder anschauen mit den Wandern, welche die Muttergottes dort vom Altar herab wirkte. Und wie sollte sie auch Jemand, der sich aus solcher Tiefe emporkragt, ungetröstet hinabschicken? Ihren Dienst besorgten seit einer langen Reihe von Jahren fromme Waldbrüder, welche das ewige Licht nährten und zu den drei Tageszeiten das Glöcklein die Botschaft einer höheren Welt hinausklingen ließen. Damals war die Kapelle verödet; Niemand mochte da droben die Rechnung mit der Welt abschließen und eine neue für den Himmel auflegen. Die Gemeinde überließ daher das kleine Anwesen gern unserem Michael und verpflichtete sich sogar, ihm etliche Säcke Korn für den Unterhalt zu gewähren; zwei Ziegen versahen ihn mit Milch; um Holz brauchte er nur zur Thür in den Wald hinaus zu greifen. Gemüse lieferte ein kleines Gärtchen an der Sonnenseite vor der Hütte, und was noch fehlte, konnte ein oder der andere Opferpfennig erzielen. Die zwei Zellen, — eine für den Klausner, die andere allenfalls für einen Gast, — trennte ein schmaler Gang mit dem Herde zu hinterst. In jeder stand ein Schrauen, darauf ein Sack mit Laub und ein grober Kogen (Wolldecke); zu Häupten hier die schmerzhafteste Mutter, dort der Gekreuzigte. Wer den anheimelnden Kupferstich Dürer's: „Der heilige Hieronymus“ kennt, vermag sich leicht eine Vorstellung zu machen. So einfach war das Hauswesen für einen Mann eingerichtet, der, ohnehin fast bedürfnislos, sich noch als Büßer manche Entbehrung auferlegte, bis ihn nach einigen Jahren der ehrwürdige Pfarrer ganz los sprach.

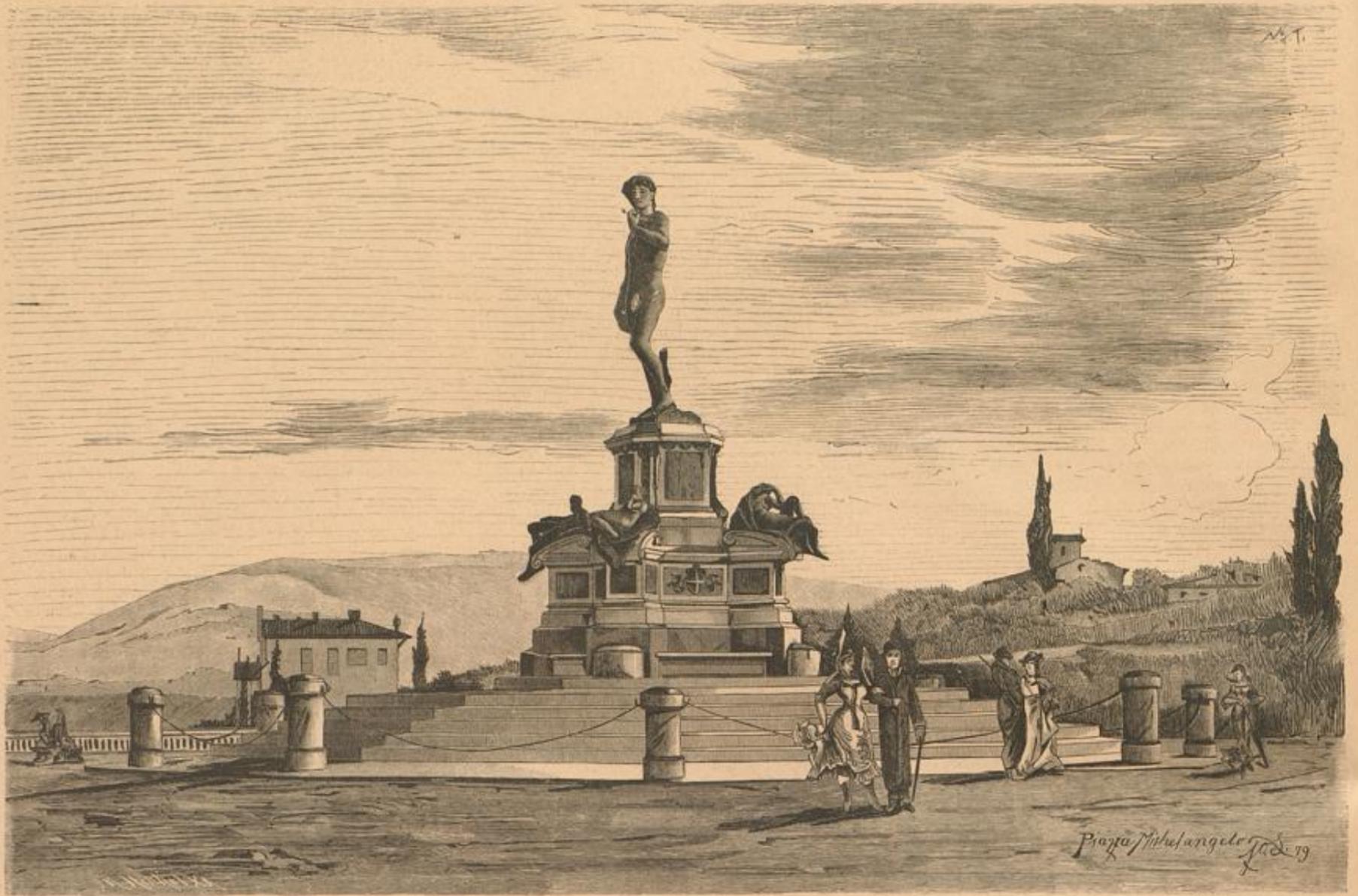
Nachdem die erste Scheu überwunden war, wurde Michael bald in der ganzen Gemeinde beliebt. Man schrieb seiner schlichten Frömmigkeit, der Fürbitte in der Kapelle manchen Erfolg zu, welchen der Mund des Volkes vergrößert weiter trug; seine Trostwort, die aufrichtige Theilnahme bei jedem Leid gewannen ihm besonders die Frauen, die ja immer süßen und klogten; die Hilfsbereitschaft in jedem Falle machte ihn bald zu einem Nothnagel für das Dorf. Der Schullehrer

*) Grober Mensch.

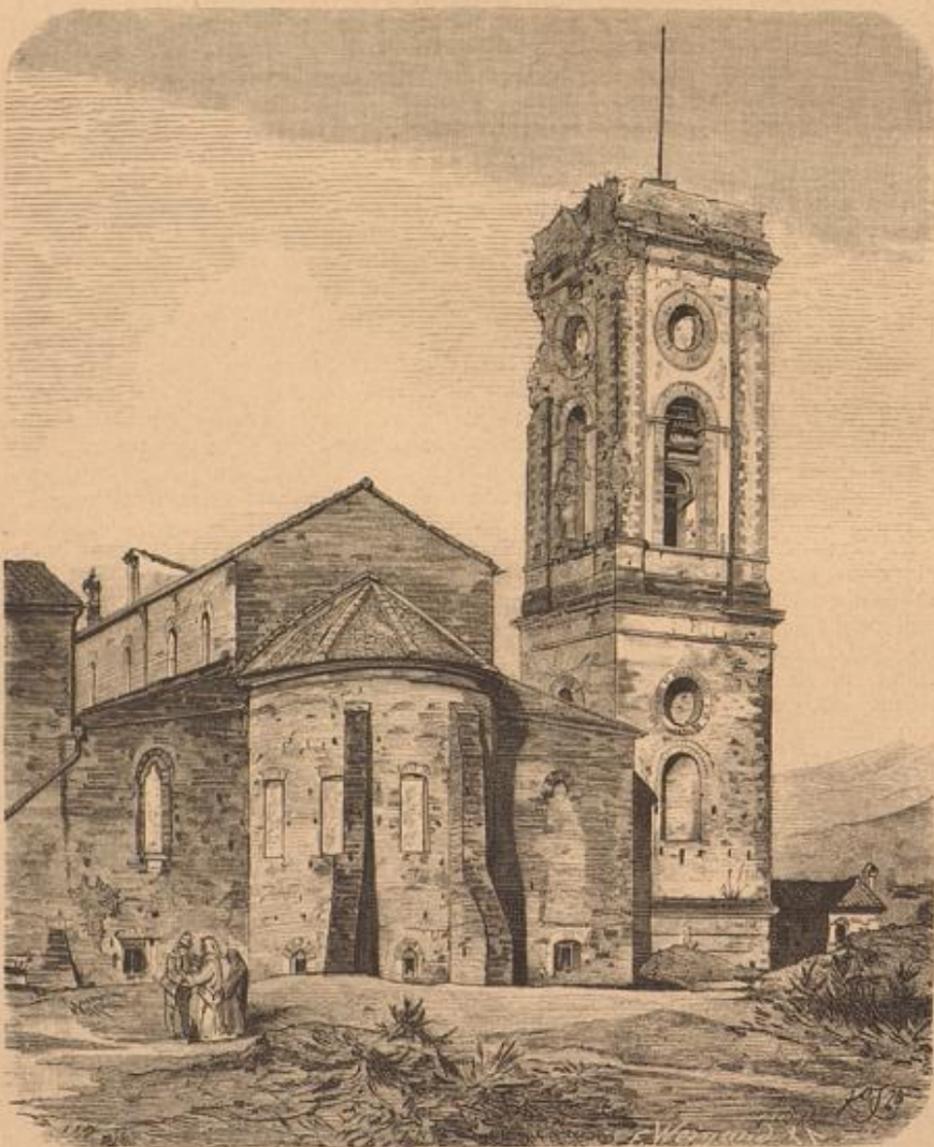
**) Verbascum thapsus, Königskerze.

***) Zette Mehlspeise der Keltier.

*) Rosenkranz aus den Körnern einer Grasart.



Der Piazzale Michelangelo.



Der Glockenturm von San Miniato, nach der Seite des Campo Santo.



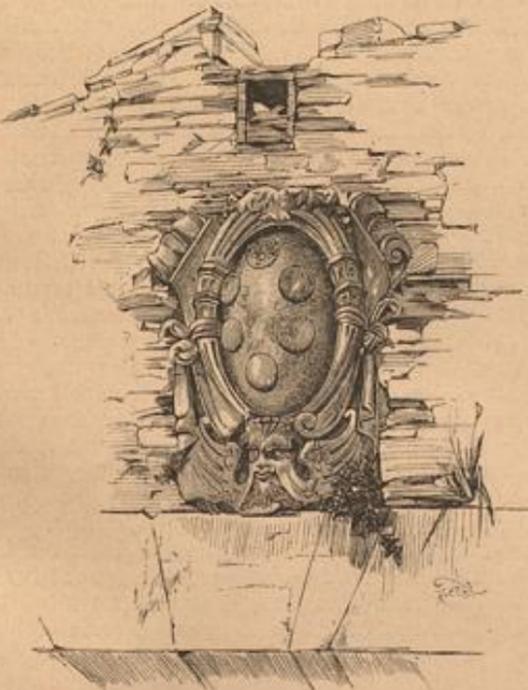
Die Kirche San Miniato, Fassade nach dem Viale dei Colli.

Ansichten aus San Miniato bei Florenz. Von F. Otto Schulze. — Siehe Seite 386.

siechte dahin und starb endlich, ohne daß schnell ein Ersatz zu finden war; er entsprach sogleich dem Wunsche des Vorstehers; die Kinder erzählten lange von dem Vorkart, der ihnen so nette Bildeln ausgeheilt. Der Refner, ein lustiger Musikant, hatte beim Tanz den Fuß gebrochen; er leitete zu Weihnacht den Chor und blies auf der Flöte dem Christkindl ein Wiegenlied, daß die Bauern nie was Schöneres gehört hatten. Durchmarschirende Soldaten schleppten den hitigen Tisfel (Typhus) ein; er eilte von Haus zu Haus, pflegte die Kranken, betete mit den Sterbenden und bahrte die Todten auf. Wo er Noth und Armuth fand, bettete er, — der niemals etwas für sich heischte, — bei den reichen Bauern und schleppte die Gaben auf dem Rücken in einem Sacke Witwen und Waisen zu. Hader und Unfrieden schlichtete er mit Worten der Liebe, sodaß die Leute merkten, er müsse selbst viel gelitten und erfahren haben, denn Alles klang so wahr aus der tiefsten Seele. Ja, der Michael!

Zwar erinnere ich mich dunkel an einzelne Geschichten, mag sie aber nicht erzählen, wohl aber ein Ereigniß, das mit den Wurzeln seines Lebens im Zusammenhang schien.

Auf der rothen Marmelbank vor der Thür des Siminger kauerte in sich zusammengefunken ein Weib vom Aussehen einer Zigeunerin. Das schwarze Haar floß in langen Strähnen um den mageren Hals; aus den tiefen Höhlen stammten die Augen unheimlich, als ob sie sähen, aber doch nicht sähen; die Brust hob und senkte sich, als solle sie bald verathmen. Die Arme: sie mußte viel Elend gebaut haben! An ihrem Schoße lehnte ein halbnackter Knabe an und nagte gierig an einer Speckschwarte, welche ihm die Bäuerin zu einem Stück Schwarzbrot geschenkt. Bisweilen legte wohl eine mitleidige Hand einen Kreuzer neben sie; kaum daß sie mit leisem Kopfnicken zu danken vermochte. Da schritt Michael langsam durch die Gasse; sie sprang auf und stürzte auf ihn zu; er erblickte sie und schrie laut „Maria!“ Dann wurde er aschenfahl, seine Kniee knickten ein, er mußte sich an der Mauer halten. Sie warf sich in den Staub, faßte seine Hand und rief, heiße Thränen darauf weinend: „Ich habe Dich durch die ganze Welt gesucht, Deine Verzeihung zu erbetteln; vergieb, vergieb mir vor Gott und den Menschen!“ Schon versammelten sich die Leute; nun redeten sie eine Sprache, die Niemand verstand; Michael hob das Weib beim Arme auf und führte sie in den Widum. Dort flüsterte er dem Pfarrer etwas in das Ohr; dieser nickte und ließ das Weib in eine Kammer bringen, wo man sie auf ein reinliches Lager streckte. Sie wurde mit den Sterbesakramenten versehen; es that auch noth, denn schon am nächsten Tage verschied sie; die Aufregung hatte das letzte Tröpfchen ihres Deles verzehret. Michaels Brust wollte der Schmerz schier zersprengen; selbst der Pfarrer, der schon an so vielen Sterbebettenden gestanden, weinte, als sie sich gegenseitig um Verzeihung baten und der Klausner den Abschiedskuß auf ihre bleiche Stirne drückte. Man begrub sie auf dem Friedhofe; dort sah man ihn oft noch in später Stunde knien und beten. Den Knaben nahm er zu sich; aber auch diesen riß schon im nächsten Frühling der Tod in den Abgrund. Bald nach der Schneeschmelze schmückt sich die Wand unter der Kapelle mit den Dolben der duftigen Kurikel. Er wollte einen Strauß für die todtie Mutter holen, glitt aus und ward unten zerschmettert aufgehoben. Das Holzkreuz auf dem Grabe der Beiden ist



Wappen der Madel über dem Festungsthor von San Miniato. Siehe Seite 386.

längst vermodert, wie ihre Liebe; die Erinnerung an sie verweht wie Rauch.

Gewiß schüttelt Mancher ungläubig den Kopf; denn Einsiedler gehören nur in Nitterromane, und das Mittelalter ist längst dahin. Bewegte Zeiten werfen jedoch Blasen ganz eigenthümlicher Art. Im Jahre 1850, nach den Kriegen in Italien, trug ein Pilger ein schweres Holzkreuz vor den Altar der Muttergottes zu Absam, beichtete und communicirte; dann baute er sich neben einer Kapelle im Gebirge eine Hütte und starb als frommer Bisher selig in Gott. Er habe als Soldat

hinzustellen; sie schob Todots Jagdtasche beiseite, aus der Wasser tropfte. Er sprang hinzu. „Darauf hab' ich nicht gedacht. Weil nichts, was fliegt oder springt, zu spüren war, schoß ich mir, was schwimmt, aus dem Zireiner See.“ Er legte zwei prächtige Salblinge auf einen Teller.

„Da sollst Du nicht hingehen,“ sagte die Mutter besorgt; „Du hast doch gehört: es ist droben nicht recht geheuer.“

„Der Drache, welcher die Fische hütet, ist mir auch nicht erschienen; so ist das Andre ebenfalls nur ein Märlein.“



Eingangsthor der alten Befestigung von San Miniato. Von J. Otto Schulz. — Siehe Seite 386.

viel Böses gethan. Das Kreuz habe ich selbst gesehen; darum zweifle ich auch nicht an dem, was ich seinerzeit von Michael erfuhr. —

Wir begleiten unsere Freunde nicht zur Brücke und kosten auch nicht den schmachhaften Festkuchen mit den Zuckerstreifen, den die Mutter Tags zuvor so kunstvoll gebaden.

Zodot streifte nach wie vor fleißig über die Föcher; Blumen brachte er seltener, dafür jedoch manche schmachhafte Beere, manche schöne Frucht. Erlesene Zweiglein steckte die Mutter wohl hinter ein Heiligenbild, damit man im Winter auch eine Freude habe, wenn man des Sommers gedenke. Dann folgten die Zapfen der Zirbel, ein Säckchen brauner Haselnüsse. Sie gingen in die Bohnenlaube, von der bereits welke Blätter fielen und knackten lachend und scherzend wie zwei Eichhörnchen, die auf einem Tannenzweig saßen. Zodot erzählte ihr allerlei: als er von jenem Kar*) zwischen den Juntzen (Vogelföhren) herabschaute, da sei der Zoll klein gewesen wie ein Grillenhaus, und er habe Gretel nicht singen gehört. — kaum die Glocken, welche Mittags läuteten. Er deutete mit dem Finger aufwärts: „Siehst Du, wo schon der Schatten in die Klüft fällt, ist ein Brünlein; das Wasser laugt das Gold aus dem Stein; das Venedigermandel**) ist gekommen und hat es in einem Tröglein aufgefangen. Ich hab' lang im Grus gewühlt, aber nichts gefunden. Ja, wenn's mir einmal glückt, dann laß ich Dir einen Haspel machen mit Eisenbeinstäben und Silberplatten; Du mußt Fäden abwinden, fein wie das Mariengarn, welches dort durch die klare Luft schwimmt. Das gäbe ein weißes Prachtgewand für die Fronleichnam's-Prozession; Du gingest mit den Jungfrauen, — Allen voran! — ich wäre unter den Schützen, und für die General-Decharge thät ich doppelt laden, daß Du mich am Schnall von den Andern heraustriffst. Ueberhaupt soll im ganzen Gebirg Gold sein, aber wer glaubt's noch? Der neue Lehrer nennt das eine abgeschmackte Sage, die daher kommt, daß die weißen Köpfe Abends und Morgens besonders hell funkeln.“

Die Zöllnerin trat an den Tisch, um das Gchzeug

*) Felsenwildniß mit Steingeröll.

**) Nach der Volkssage ein Zauberer aus Venedig, welcher das Gold der Alpen sammelt.

Gretel blickte ihn fragend an.

„Siehst Du,“ fuhr er fort, „wenn Du am blumigen Ufer rastest, da sitzt auf einmal ein Fräulein im weißen Kleide neben Dir. Sie sagt kein Wort, sondern schaut Dich mit großen Augen, blau wie der See, unverwandt an. Willst Du reden, ist sie dahin wie ein Nebel. Aber wer sie gesehen hat, geht herum halbwach, und jeder Brunnen, jede Quelle, jedes Bächlein erinnert ihn an sie; es zieht ihn immer mächtiger, er greift zum Bergstod; zurückgekommen sei auch Keiner, oder wenn einer, so war er steinalt, daß ihn Niemand mehr kannte. Nur der Pfarrer fand etwas in einer alten Schrift; er machte ihn beichten, und als er ihm bei der Communion die Hostie auf die Zunge legte, zerfiel er zu einem Häuflein Staub, kaum so viel, wie die Asche, welche der Refner nach dem Hochamt aus dem Weihrauchfaß schüttet.“

Gretel rief erschrocken. „Hast Du sie auch gesehen?“

Die Mutter lachte: „Merkt Du denn nicht, daß alles eitel Reimerei ist?“

„Nun, sehen möcht' ich sie schon!“ meinte Zodot.

„Verzünde Dich nicht an Gott,“ bemerkte jene ernsthaft, „und wenn es sich auch nur um ein Märchen handelt.“

Er wandte sich an Gretel: „Wenn Dich solche Geschichten freuen, lehr' einmal auf der Alm zu Ladoi beim alten Jörg ein; der weiß Dinge, daß er Dir eine ganze Nacht die Ohren aufspreizt. Und erst die Schnadahüpfeln!“ — Er sumnte leise vor sich hin und trommelte mit den Fingern den Tact auf dem Tische; plötzlich begann er:

„Du fachschaarets Dienbl,
Via hou i di gearn,
I mecht wegen deiner
A Spinnradl wearn.“

Gretel schüttelte bedenklich den Kopf: „Na, Zodot, das Dienbl möcht ich nicht sein; wer wird sich die Haare wegschneiden lassen!“ —

Die Mutter trug die Salblinge in die Küche; bis zum Essen flogen ihre Reden hin und her wie Weber-schiffchen: kindliches und kindisches Gepsauder! Der Ernst blickte schon herein; nach und nach sollte er sie immer schwerer anfassen

Es war am 29. September Abends. Ueber die

Möser froh bereits feuchter Nebel, aus dem sich die riesigen Thürme der Feste Kropfsberg düster und unheimlich hoben; um die Zinnen schwebten die Geister der Baiern und Tiroler, welche sich 1704 für das Erbrecht des Hauses Habsburg todtzuschlugen. Grettele war heute ernsthaft; sie öffnete von Zeit zu Zeit das Fenster, um mit gespanntem Ohr hinaus zu horchen, bis sich auf der Straße Lärm und Jubelgesang näherte. Es war eine Schar Studentlein, die sich in die Lustigkeit hineinschrie, gerade wie die Rekruten, obgleich mancher vom Abschied aus der Heimath rothe Augen mitbrachte; ihnen voraus Jodol, welcher zum ersten Male statt des Loden das kurze Tuchröcklein trug. Die meisten Bursche waren angeheitert; darum ging sie ihm nicht entgegen, sondern erwartete ihn auf dem Hausflur, nachdem er den Kameraden versprochen, sie frühmorgens beim Ederwirth zu wecken und abzuholen. Der Abend, der letzte vor der Abreise nach Innsbruck, gehörte dem Zoll; was konnte in den unendlich langen zehn Monaten, bis er dem Alten stolz lächelnd das Studienzeugniß wies, Alles geschehen! Die Jugend macht jedoch einen leichten Sprung in das ungewisse Reich der Hoffnungen; so erschallte bald am gastlichen Tische, wo heute eine Flasche Terlaner funkelte, Scherz und Heiterkeit. Auch der Vater stimmte dazu, wenn er auch schwer schnaufte und nach jedem Trunk hästelte. Vor dem Schlafengehen brachte die Mutter einen Carton mit allerlei Mustern von Fäden, Stoffen und Bändern, die er der Scharmerzenzel überbringen sollte, damit sie durch die Wöthin eine Auswahl schide. Die kurzen Wintertage gehörten der Nadel; in der Hennenstunde kam wohl ein Nachbar oder eine Nachbarin zum Plaudern; nach Einbruch der vollen Dunkelheit schnurrten die Spinnräder am warmen Ofen. Der Vater ermahnte ihn, hie und da zu schreiben, besonders über die Kriegsläufe, denn sonst könnte die Welt untergehen, ehe man es zu Straß nur trachen höre. Der Student versprach es und wandte sich dann zu Grettele. „Auch Du sollst von mir hören, denn ein Student erlebt allerlei Wichtiges; schreib' aber auch, wie es Dir und dem Krummschnabel geht, den ich Dir im Herbst eingethan; ob er immer an den Drähten des Käfigs klettert und Zipp zipp schreit, wenn man ihm einen Tannzapfen hineinsteckt.“

Nach einem tüchtigen Frühstück griff er zu Stab und Kanzen; dieser war schwerer geworden, denn die Zöllnerin hatte für Wurst und Brod gesorgt. Während Grettele ein Sträußchen aus Aftern, Kapuzinerkresse und Lavendel an sein Käppchen heftete, reichte ihm der Alte etliche Silberzwanziger, in Papier eingewickelt, damit er das Porto zahle; mit dem, was übrig bleibe, mög' er ihm beim Bierwästel Gemüthlichkeit trinken. Jodol drückte das Käppchen auf den Kopf; er und Grettele reichten sich die Hand und wendeten sich dann schnell um, sodas ihm die Eltern ein „Behüt Dich Gott!“ nachrufen mußten.

Die Kameraden machten allerlei Späße über das Sträußchen. Einer oder der Andere hätte es ihm gern geschneipft; er packte jedoch gut auf, und so schritten sie fröhlich und wohlgenuth vorwärts, bis ihnen Abends die goldenen Kreuze auf den Knippen und Thürmen Innsbrucks entgegenleuchteten. Auf dem Rennplatz trennten sie sich; nur eine begleitete ihn bis zur Thür der Scharmerzen, die ihn nach einem „Gelobt sei Jesus Christus!“ in sein Schlafkammerlein führte. Essen könne er mit ihr eine Brennsuppe und dann seine Aufträge austragen. Die ersten Tage rannte er fast wie schneeblind durch die Gassen; die Menge neuer Gegenstände verwirrte ihn, bis ihn die Ordnung der Schule in das Geleise brachte. Wie viel hätte er zu schildern gehabt! Er schrieb aber nur einen kurzen Brief und legte Kupferstiche und Holzschnitte mit den Abbildungen verschiedener Gebäude und Plätze bei, vor Allem die schwarzen Mander in der Franziskanerkirche, wie er die Blätter beim Kunsthändler Marzerotti unter den Lauben erhandelt hatte. Grettele schrieb nicht; dafür kam hier und da Obst, ein Zelt (Birnbrod) und so mancher Lederbissen, wie er ihn an Festtagen beim Zoll verzehrt hatte.

Mit der Studi ging es gut vorwärts; er hatte zwar kein Lieblingsfach, spannte aber die Stränge gleichzeitig an, sodas er immer unter die vier, fünf ersten zählte. Die Erfüllung der religiösen Pflichten überwachte die ehrenzuchtige Jungfrau Benzl, wie es damals bei christlichen Quartierfrauen der Brauch war, die nicht bloß das Monatsgeld einsacken wollten, sondern auch das Seelenheil der anvertrauten Schäflein pfliegen. Was sie ihm von der heiligen Gnade des Priesterstandes vorredete, wirkte freilich nicht; je älter er wurde, desto weiter entfernte er sich von diesem Ziel. Seiner schönen Stimme verbannte er nicht bloß die Kost, er wurde bald zu Concerten beigezogen und verstaute manchen Zwanziger in einen alten Strumpf, den die Bauern auch jetzt noch häufig als Schakelklein benutzen. — Der erste Juli! Er zählt Tag für Tag bis zu den Ferien. Da war im Redoutensaal eine Musikprobe; zufällig warf er einen Blick in den Wandspiegel, der ihm seine Gestalt von oben bis unten zeigte. Wie erschrocken! Die Hosen über den Knöcheln, unter

der Weste ein breiter Streifen Hemd, die Arme wie die eines Pavian weit vor gestreckt. Wie würde Grettele schimpfen! So durfte er sich ihr nicht vorstellen, wenn auch die Benz versprach, den gleichen Stoff anzustücken. Er holte den Strumpf; seufzend über die Eitelkeit der Welt, mußte sie mit ihm zu einem Krämer. Bald hatte er ein dunkelgrünes Röckchen mit Seidenknöpfen.

Die Zeugnisse waren vertheilt, das letzte Gaudonius der Schluchneipe gelungen; bei einem Schwärzer kaufte er noch eine Bleibüchse seinen Schmutzstabil für den Zöllner, der Frau die „allerneueste Himmelspforte“, schwarz in Saffian mit Goldschnitt, und für Grettele die Geschichte der vier Haimonskinder und des Kaisers Octavian. Auch die Angehörigen in Kundl vergaß er nicht; weil diese jedoch von unserem Pfad seitab liegen, erwähnen wir nichts weiter. Ein Brief vermeldete seine Ankunft; der Zöllner blieb im Amte, Mutter und Tochter eilten ihm bis Rothholz entgegen. Als er sie dort unter dem Schatten der Linde erblickte, schwang er jauchzend das Käppchen und ließ trotz Staub und Hitze. Auch Grettele trug das Sonntagsgewand. Ei der Tausend!

So verging Schuljahr um Schuljahr, Vacanz um Vacanz, ohne die Verhältnisse wesentlich zu ändern. Nur der Spätherbst von 1805 brachte ein Ereigniß, welches tief in die Geschichte Tirols einschneidet. Napoleon überzog Oesterreich mit Krieg. Seine Heerführer näherten sich dem nördlichen Pässe der Alpen, der Scharniz, wo ihnen die Schützen das Thal sperren und sie im blutigen Ringen zurückwarfen, bis durch die Kopflosigkeit eines österreichischen Generals die Leutatsch verloren ging. Wie eine schmutzige Fluth wälzten sich die Franzosen herein und häuften Brand auf Raub, Mord auf Schande. Ja, in den Wäldern bei Seefeld wurde noch hin und her geschossen; auch die Innsbrucker Studenten rückten mit den schweren Musketen des Zeughauses aus. — bis Jirl; dort mußten sie umkehren, und Jodol, der so manchen Geier aus den Lüften geholt, erlebte die Freude nicht, einer Blaumeise auf die Federn zu brennen. Alles war verloren, Tirol von Oesterreich aufgegeben und der Landsturm nach Hause geschickt.

Am 2. November rückte hoch zu Ross der gewaltige General Rey über die Zaubrücke und fertigte den Bürgermeister Nieß mit einer Ohrfeige ab. Dann wurde erpreßt und gestohlen mit einer Meisterschaft, wie sie nur die Feldherren und Soldaten des großen Kaisers besaßen. Beim Friedensschluß trat Kaiser Franz Tirol an Baiern ab; Alles athmete auf, weil man nun geordnete Zustände erwartete, aber Satan war schlimmer als Belzebub, und die Knechte des aufgeklärten Ministers Montgelas lehrten Alles zu oberst und zu unterst und griffen dem Volke in's Herz. Es lag schwül auf den Bergen, eine unheimliche Gährung kochte in den Tiefen der Thäler. Die Blätter der Geschichte zeugen davon; wir wenden uns wieder zu unserem engen Kreise.

Das Gymnasium wurde in's Bairische übersezt; da war Manches unzulernen, Manches neu; Anderes entfiel, wie die Aloysi-Sonntage und die Mai-Andachten. Es gab Mißverständnisse und Irrthümer genug, trotzdem der neue Vorstand Hubel überall auszugleichen suchte. Die Studenten hatten viel Mühe und Arbeit, Jodol blieb jedoch auf dem geraden Wege und gewann auch jetzt die Zufriedenheit der Lehrer, obgleich diese von seinem Ausmarsche wußten. Die Tragweite der Aufhebung der Universität konnte er noch nicht berechnen; die Nachricht vom Tode seiner guten Mutter traf ihn zwar schwer, um so mehr aber nahm er sich zusammen, um dem betrübten Vater Freude zu machen. Wie erschrocken er jedoch, als er zwei Monate später zu Pfingsten einen Brief erhielt: der Vater habe sich der Haushaltung wegen zur Heirath mit der Dirne entschlossen, die ihn sonst verlassen hätte. Das war ein Drache, den selbst ein Daniel nicht bändigen würde, roh, falsch, wenn auch arbeitssam aus Geiz. Die Zuwage von zwei garstigen Rangen, welche bald nach einander folgten, machte den Ausblick in die Zukunft nicht erfreulicher; Jodol war jedoch noch in den glücklichen Jahren, wo man nur von und in der Gegenwart lebt. Wie er in die Ferien ging, schwoll um Lippe und Kinn wolliger Flaum. Grettele erröthete zum ersten Male bei seinem Händedruck; als er sie wohlgefällig betrachtete, schlug sie die Augen nieder; sie war indeß zur Jungfrau aufgeblüht. Er stotterte ein „Sie“ heraus, da rief sie spottend: „Mir scheint, Du bist bei einem Fräulein zu Innsbruck, Du Bruder Viederlich! Meinst Du, ich hab' es nicht erfahren, wie Du mit so einer aus dem Tacte kampf? Anstatt dolce fiore sangst Du fiorino; Alles lachte und klatschte; Du standest mit offenem Maul, bis Dir die Theaterprinzessin mit dem Fächer einen Klaps gab und ihr von vornen anfing. Siehst Du, das haben mir die Schwalben zugetragen.“

Die Sache war richtig, und daher die Verlegenheit Jodols um so größer; da erbarmte sich die gutmüthige Zöllnerin: „Der Apotheker von Rattenberg, der droben einliefte, hat es uns erzählt; es war eine alte Schachtel, um welche Dich Niemand beneidete; dafür singst Du am Sonntag mit Grettele das Magnificat, und Ihr Zwei werdet Euch wohl nicht irre machen.“

So blieb wieder Alles beim Alten; es hatte sich aber doch Manches entwickelt, was er erst allmählig beobachtete. Die Bauernbursche, welche vor der Kirchthür die Mädchen musterten, tuschelten einander in's Ohr, wenn Grettele kam, ja einer bot ihr sogar einmal eine prachtvolle Nelke, die er vom Hute nahm. Mehr hätte wohl Keiner gewagt, denn sie meinten, Grettele sei nicht für einen Bauern; die werde einmal ein Bräuer oder Postwirth hofen, das Höchste, was sie sich vorstellen konnten. Seiner Würde mehr bewußt war sich der Tagelöhner von Rattenberg; er kam, und man wies ihm nicht die Thür; er ging, man lud ihn nicht ein. Indes Zeit bringt Rath. Jodol nahm die Sache gleichgiltig, obgleich er ihn zum Teufel wünschte, wenn er sie bei der Arbeit im Garten störte. Dem welterfahrenen Münchener schärfte Eifersucht den Blick, und er sah Dinge, die er vorläufig noch gar nicht sehen konnte. Er beschloß, den wahrscheinlichen Nebenbuhler auszubohren; da er es hinter dem Rücken mit heimtückischem Spotte nicht vermochte, wagte er einmal einen offenen Angriff. Jodol und Grettele saßen Abends vor der Thür; er hatte ein neues schönes Lied von einem gewissen Schiller auf dem Schoße ausgebreitet und sang ihr leise die Arie: „Ach, aus dieses Thales Gründen!“ Da stellte sich der Schreiber bolzengerade vor ihn hin und herrschte: „Was steht Er nicht auf?“

Jodol schaute spöttisch herum: „Kommt denn die Monstranz?“

Jener trat einen Schritt näher, ihm fast auf die Zehenspitzen: „Weiß Er nicht, daß ich der Gerichtsschreiber bin?“

Der Student maß ihn von oben bis unten mit einem verächtlichen Blicke: „Also der Schreiber! Warum sagt Er mir das? Ich kann ihn ja doch nicht zum Actuar machen. Solche Schreiber haben wir zu Innsbruck genug; wenn man was will, giebt man ihnen ein kleines Trinkgeld. Vielleicht brauche ich ihn auch einmal, und da werd' ich ihm schon ein Zwanzgerl in die Hand drücken.“

Da rief die Mutter, welche den Streit gehört hatte: „Herr Suiter, pack' Er zusammen; mit dem Jodol hat Er nicht zu haggeln, sonst giebt's blaue Flecke.“

Die Sache wurde bald bekannt, und weil den schmutzigen Kerl Niemand mochte, blieben Sticheleien nicht aus, sodas er sich endlich nach Passau verziehen ließ.

Jodol eilte nach Kundl. Die Stiefmutter ließ sich die Seidenschürze, welche er für sie mitgebracht, gefallen; als er jedoch lieber in den Wald, als auf das Feld ging, um dort Garben zu schneiden oder Heu zu mähen, machte sie allerlei vieldeutige Anspielungen. Am meisten ärgerte es sie, daß er seinen armen Vater hie und da in's Wirthshaus führte, ohne sie einzuladen oder ihr ein Seidel zu bringen. Das Gewitter stand am Himmel, der Ausbruch konnte beim kleinsten Anlaß erfolgen; da kam ein Vergnapp und übergab dem Herrn Jodol Rumpfer einen Brief, worin ihn der Hüttenmeister von Brizlegg ersuchte, seinen Sohn für die Wiederholung einer Prüfung vorzubereiten. Wenn er zustimme, werde der Knappe seinen Koffer aufladen. Er schickte den Mann in's Wirthshaus, wo er ihm zur Labung einen Steinfreg Bier geben ließ, packte schnell, hängte die Büchse über die Achsel und verabschiedete sich von der frohen Stiefmutter mit einem höflichen Knix. Der Vater begleitete ihn eine Strecke; Jodol gab ihm etliche Gulden, die der Alte unter einem Stein verbarg; sie heimzutragen wagte er nicht, hatte ihm doch sein Weib die Silbersechser, welche er angelöthet als Knöpfe trug, von der Weste geschneitten! Das war die Ruthe, welche sich der schwache Greis in seiner Thorheit auf den Rücken gebunden.

Im Mai des nächsten Schuljahres empfing Jodol wieder eine Todesnachricht: der Zöllner war am Fehrfieber gestorben. Was er Tröstliches wußte, bot er in einem wohlgelegten Briefe auf; als er jedoch die Witwe und Grettele, welche Trauerkleider trugen, zum ersten Mal besuchte, weinten alle Drei, als wäre der Vater erst hingegangen. Die Frau setzte den Pacht des Zolles fort; nicht umsonst hieß sie Barbara, denn sie trug Haare auf den Zähnen. Wenn so ein Bäuerlein, um etwas abzuzwickeln, mit ihr markten wollte, gab sie ihm eine Lektion im Einmaleins, die er gewiß nicht vergaß.

Zu Kundl hielt Jodol sich dieses Mal kaum eine Woche auf; hatte doch die Stiefmutter seinen Koffer durchstöbert, ob kein Geld zum Verkauf drin sei. Erzürnt sagte er es dem Vater; dieser bat ihn jedoch mit aufgehobenen Händen, zu schweigen, sonst habe er Tag und Nacht die Hölle. Wieder holte ein Knappe sein Gepäck, denn der Hüttenmeister war mit seinen Leistungen im vorigen Jahre sehr zufrieden gewesen. Nachdem die wichtigsten Arbeiten auf den Feldern gethan waren, bestellte er sich den Vater für eine kurze Sommerfrische, um ein Bischen auszuschnaufen, nach Brizlegg und gab ihn bei einer guten alten Bäuerin in die Kost.

Die Ferien neigten sich dem Ende zu; heuer bezog Grettele mit ihm die hohe Schule zu Innsbruck. Es herrschte nämlich in den wohlhabenden Familien auf dem Lande der Brauch, die Töchter im siebzehnten, achtzehnten Jahre in die Landeshauptstadt zu schicken,

damit sie dort für ihren künftigen Beruf den feinen Schliff erhielten. Da gab es einen Vetter, eine Waise, welche das Nüchlein unter die Fittiche nahmen, oder alte Jungfrauen und Witwen, die eine kleine Zubuße zur Jahreseinnahme bedurften, Geschäfte für die Freunde auf dem Lande besorgten und unter Aufsicht des Clerus ihre Kinder in die strenge Hauszucht nahmen, stets bedacht, den guten Ruf und dadurch die Rente zu wahren. Gewöhnlich hatten diese Damen eine lange Nase, ein spitzes Kinn mit einer oder der anderen grauen Borste. Frau Barbel handelte schon vor Jahren, um nichts zu veräußern, die Sache mit der Zenzel aus; kreuzerweise, wie's üblich und auch die Freundschaft nicht störte. Ein Theil der Kosten wurde in Lebensmitteln abgetragen. Frau Barbel und Gretel, die mit pochendem Herzen von den Blumenstöcken Abschied nahm, tauchten unter die Blache (Leinwanddecke) des Boten, welche mit Haselzweigen ausgespannt war, denn die Stellwagen waren noch nicht erfunden; das Studentl, freilich bereits ein gewaltiger Laggel (Waggel) vor dem Herrn, trottete nebenbei, erklärte und zeigte rechts und links von der Straße alle Merkwürdigkeiten.

Die Gesellschaft traf Abends um neun Uhr zu Innsbruck ein; am nächsten Morgen hatte jedes für sich zu thun. Zenzel führte Barbel, Gretel und ein Fräulein aus Zmsl, mit dem sie nun zusammen das Zimmer theilte, erst in den Pfarrwidum, wo sie lochen lernen sollte, dann zur Schneiderin, zur Weißnäherin, zur Stickerin, zur Hutmacherin; auch ein bißchen wältschen war nöthig, sodaß Jodol nicht so viele Professoren hatte, wie Gretel Lehrerrinnen. Nachmittags wurde in den Läden eingekauft. Am zweiten Tage in der Frühe tauchte Frau Barbel wieder unter die Blache, obwohl sie eine verlässliche Mogd gebingt hatte. Gretel und Jodol sahen sich höchstens Abends auf einen Sprung; sie hatten so viel zu thun! Sonntags gingen sie zu selbst vieren, die beiden Mädchen voran, dann er und die Zenzel rechts in der Stadt herum bis Wiltau, Götting und Mariahilf, dann in den Rosenkranz; während den vierzigstägigen Fasten beteten sie wohl auch den Kreuzweg bei den Franziskanern. Als endlich der Lenz über den Patzschkofel schaute, wurden kleine Ausflüge zur Maibutter, dann auf das Mittelgebirge gewagt. Jodol vergaß den bleieingefassten Stod und den Schlagring nie, denn man hörte hier und da von den Kaufereien mit den Blauen, die sich übermüthig vordrängten; freilich konnten sie gegen die tactfesten Bauern nicht aufkommen, die wohl auch mit den schwer genagelten Holzschuhen dreinschlügen, was jene um so mehr erbitterte.

Am 15. Mai übergab der Amtsdienner ein gesiegeltes Schreiben; Jodol mußte den Empfang im Protokoll bestätigen. Doch wohl keine Rekrutierung? Er war ja Student! — Der Gemeindevorsteher schickte ihm die Abschrift des Testaments seines Vaters, der bald nach Ostern verschieden war; es sei rechtsgiltig, wenn er nicht binnen vier Wochen Einsprache thue. Die Stiefmutter hatte ihm die Krankheit verhehlt, um Hab und Gut für sich zu erschleichen. Ihm wurde nur hinten eine Kammer vorbehalten; die Kost möge er entweder durch Arbeit verdienen oder zahlen; den Antheil, welchen es auf ihn trafe, habe er ja verstudirt. Den Eindruck des Schmerzes schwächte der Jörn und die Erkenntniß, daß hier der Tod ein Erlöser gewesen sei. Die Frist ließ er ungenüßt verstreichen; so wie so wollte er das Testament des Vaters ehren.

Die Garnison zu Innsbruck war unter dem schneidigen Oberst Ditsuri um eine Schwadron Chevaulegers verstärkt; wenn der Soldat auch das Volk verachtete, wollte man sich doch vom Sturm nicht überraschen lassen, den manches stumme Zeichen anzudeuten schien. Nur eine Schwadron, — wie lachten die Bauern! Die hübschen, schlanken Offiziere, welche so flink vor den Fenstern courbettierten und so artig salutierten, suchten die Herzen der Mädchen für sich und den König zu erobern und waren sehr von den nichts weniger als zierlichen Körben, die ihnen zusflogen, überrascht. Die Tirolerinnen und die Tiroler, — ein eigenes Volk!

Am 30. Juli 1808 hatte Jodol das Gymnasium absolvirt. Nun stand er freilich vor einer versperrten Thür, — wo ein und wo aus? Die Universität Innsbruck war aufgehoben, ob er sich zu Landsknecht durchschlagen würde, sehr fraglich. Indes hatte er noch zwei Monate Zeit zum Nachdenken; Gretels Lehrjahr schloß erst mit dem letzten September; bis dahin konnte er ja singen.

Auch sie war der Aufmerksamkeit eines Offiziers nicht entgangen, wies jedoch die Huldigungen, welche jedes Mädchen so gern annimmt, wenn ihr der gefällt, welcher sie darbringt, schnippisch ab und reizte ihn um so mehr. Er hatte gut an der Straßenecke passen; sie verlegte entweder die Stunde oder ließ sich von Zenzel abholen; vor der Wäre aber auch der tapferste Landsknecht ausgekniffen, wie Hans Sachs so anmüthig schildert. Einmal schickte der Offizier einen prachtvollen Strauß; die Alte fing den Burken vor der Thür ab; er möge ihn auf den Altar des heiligen Mose bei den Jesuiten stiften, denn dieser sei der Patron der Keuschheit!

Diantre! Ein tapferer Lieutenant erobert eine Stadt Warum nicht, wenn er aushält, ein Mädchenherz?

Durch eine Hausmagd hatte er erfahren, daß am Michaelstag die ganze Gesellschaft, auch der verfluchte Kerl Jodol, ausziehen werde, um dem alten Wein in Altrans die letzte Ehre zu erweisen. Schlag Zwei öffnete sich die Hausthür. Zenzel voran. Sie trug die braune Pelzkappe, mit dem grünen Schild auf dem Scheitel, wie ich diese Tracht der Bürgerfrauen noch vor fünfzig Jahren, wenn auch bereits selten, beobachtete: ehrsame Himmelsgrenadiere, stets kampfbereit wider den Teufel und die böse Welt! Besonders schön war die Seidenschürze, die aus dem Violet in Gold schillerte. Dann Gretel, dann die Luise aus Zmsl, dann Jodol mit dem knotigen Tremmel (Knüttel) und dem wichtigen Schlagring aus dem Hüfisen einer Hexe, welche der Teufel über Joach in die Hölle geritten hatte.

In der Wirthsstube qualmte Rauch, wie beim Wetter um Sinai; an der langen Tafel saßen Elbogen an Elbogen die Bauern; hinten in die Ecke, unter dem Kreuz, hatte sich ein einsamer Mann gestreckt, den breitkrempigen Hut tief in die Stirn gedrückt, daß man kaum die Züge ausnehmen konnte. Vorspringende Augenknochen, eine gebogene Nase, die Unterlippe eingezogen, — dieses Adlergesicht konnte Niemand vergessen, der es einmal gesehen. Mit einem Päckchen Papier beschäftigt, hatte er unterlassen, den Wein einzuschlecken, der auf einem Zinnteller vor ihm stand. Unsere Bier nahmen in der Fensterische Platz, öffneten aber gleich die Flügel für die frische Luft. Kaum eine Viertelstunde später tänzelte der Lieutenant herein; die Bauern stießen sich an und begannen alsogleich das Trugliedl:

Die Voarn und Faden,
Die sein von o'an Stamm,
Roä Ja und loä Na nit,
Rur wai (wui) bringen's Jam.

Der Offizier richtete sich hoch auf: „Ihr wollt mich necken?“

Höhnisches Gelächter antwortete. Da donnerte es aber aus der Ecke: „Nuh, noch ist nit Zeit!“

Plötzlich Schweigen, als stöge ein Engel durch das Zimmer.

Der Lieutenant kehrte sich um; er begegnete dem durchdringenden Blicke des Bauern im Winkel und mußte unwillkürlich das Auge senken. Nun trat er an den Tisch, wo unsere Bier zechten. Niemand grüßte ihn, Niemand beachtete ihn; Jodol that wie Gulenpiegel, welcher dem Papst den Rücken lehrte, als er von ihm eine Audienz erlangen wollte, und legte sich mit gekreuzten Armen breit auf den Tisch.

Jener wandte sich an Zenzel: „Es scheint, man weiß nicht, daß ich ein Soldat des großen Kaisers bin!“

Sie schaute ihn gütig an, zog den Mund zusammen, daß sich Kinn und Nase fast berührten, und murzte: „Des großen Kaisers, ja! Der Nabuchodonosor war noch größer, ein Kiese, wie's in der heiligen Schrift heißt, und mußte doch Gras fressen, wie ein Ochs.“ Drauf that sie einen Schluck, daß man den Boden des Glases sah; Jodol warf sich in die Lehne des Stuhles zurück, die Mädchen lüchelten.

Der Zurückgewiesene brauchte einen Blüableiter und packte den Studenten bei der Schulter. „Platz, Du Bauernlümmler!“

Der schielte bei Seite, drehte den Knopf des Schlagringes zurecht und antwortete: „Ich meine, der Sohn eines Runderbauern ist gerade so viel werth, als der des Schweinmeggers von Rudorf, wenn er auch in der Montur steckt.“

Er hatte das von einem Russteiner erfahren. Der Hieb sah so gut, daß der hochmüthige Offizier erblaute, dann aber wüthend nach dem Säbel griff. Ehe er ziehen konnte, traf ihn der Schlagring so heftig auf das Gelenk, daß er mit einem Schmerzensschrei zurückfuhr. Dann schob ihn Jodol sachte zur Thür hinaus und lehrte ruhig auf seinen Platz zurück.

Der Wirth eilte jenem nach, — der Offizier stand noch verblüfft da, — und sagte, die Mütze in der Hand: „Herr, Sie sind mein Gast; ich kann nicht dulden, daß Ihnen was geschieht, und werde Sie auf einem Feldweg bis zur Straße nach Antras begleiten; schnell, sonst trage ich keine Verantwortung.“

Er ging voraus, und der Baiier folgte, finster grollend.

(Schluß in nächster Nummer.)

Nachdruck verboten.

Emerich Robert.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 377.



Es ist viel, und ich glaube, jedenfalls in übertriebener Weise, von dem Deutschenhaffe der Magyaren gesprochen und geschrieben worden. Sollte aber dieser Haß wirklich bestehen oder bestanden haben, so hat er doch nicht verhindert, daß eine ganz stattliche Reihe von deutschen Poeten, Schriftstellern, Schauspielern, also so recht eigentlich

von deutschen Sprachkünstlern, aus ungarischem Boden emporgewachsen ist. Das ist immerhin eine bemerkenswerthe Erscheinung. Der Deutsche selbst findet sich trotz der Fähigkeit, sich anzuschmiegen, und trotz des unübleren Anpassungsvermögens, das er im Auslande bekundet, nicht so leicht hinein in die feinsten Mysterien einer fremden Sprachkunst, und Phänomene, wie der trotz seiner deutschen Herkunft durch und durch französische Comique Albert Wolff, gehören zu den sehr seltenen Ausnahmen. Die überlegene deutsche Cultur taugt eben besser dazu, geistige Eroberungen zu machen, als sich selbst erobern zu lassen, und schließlich ist auch die deutsche Nation groß genug, um allen Talenten freien Spielraum zur Entfaltung auf heimischem Boden bieten zu können. Das aber läßt sich beispielsweise von der magyarischen Nation noch lange nicht behaupten.

Adolf Sonnenthal, Siegwart Friedmann, Ludwig Barnay, Emerich Robert, das wären so einige hervorragende deutsche Schauspieler von ungarischer Abstammung, und ihnen schließt sich eine unabsehbare Schar von Göttern geringeren Ranges an. Hier haben wir es heute mit Emerich Robert zu thun, dessen Bildniß die Sitzreife dieser Blätter zielt. — Wir sollten es eigentlich nicht sagen, es klingt fast selbst geziert, wo von dem Bildniß eines Mannes die Rede ist. Aber bei einem Schauspieler ist es einmal so; da spielt auch die äußere Erscheinung eine wichtige Rolle, und der erste Eindruck, den man empfängt, wenn Robert auftritt, zwingt zu dem Befehms: er ist ein schöner Mann. Man ist im Allgemeinen nicht geneigt, für „schöne Männer“ zu schwärmen, aber es kommt doch sehr auf die Art der Schönheit an, und dann gehört die Erscheinung einmal mit zu den Talenten eines Schauspielers.

Robert gehört zu den Sonntagskindern der Bühne. Ihm ist bisher in Kunst und Leben Alles geglückt, und so fährt er ein harmonisch ausgeglichenes Dasein, geachtet als tüchtiger Künstler und als Mensch von der Gesellschaft geradezu verhäthelt. Kein Wunder, daß auf den Mann, der in künstlerisch würdiger, oft in hinreißender Weise die edelsten Idealgestalten deutscher Dichtkunst verkörpert, ein Schimmer jenes Glanzes übergeht, der jene Gestalten verklärt, und daß auch ihm persönlich ein Partikelchen jener Begeisterung zu Gute kommt, die sie erweckt haben.

Geboren wurde Emerich Robert am 21. Mai 1847 zu Budapest als der Sohn sehr wohlhabender Eltern. Seine Schulbildung erhielt er in Wien; doch kaum hatte er daselbst das Gymnasium absolvirt, als er auch schon, — es war im Jahre 1865, — zum Theater ging. Die Anregung, sich der Bühne zu widmen, kam ihm seltsamer Weise aus dem Kreise seiner Lehrer zu. Wie auf jedem Gymnasium, widmeten auch dort die heranwachsenden Jünglinge dem „erhabenen, wetterleuchtenden Schiller“ einen feurigen Cultus, und wenn der junge Robert in idealer Begeisterung in der Klasse Schiller zu declamiren begann, wozu ihm oft Gelegenheit geboten wurde, da lauschten, in inniger Hingebung und sorggerissen von dem Schwunge des Jünglings, Lehrer und Schüler, und Allen schien es eine selbstverständliche Sache: Robert müsse zum Theater.

Sein erster und einziger dramatischer Lehrer war Josef Lewinsky, der berühmte Sprecher des Burgtheaters. Wie Robert in Allem Glück hatte, so auch darin, daß dieser Meister sich dazu verstand, ihn heranzubilden. Nur in einem Punkte wollte es anfänglich nicht glücken. Robert's Eltern wollten durchaus nicht ihre Einwilligung dazu geben, daß ihr Sohn sich der Bühne widme. Er that es doch und gegen ihren ausdrücklichen Willen, und er hatte das um so weniger zu bereuen, als seine Bühnenlaufbahn sich gleich zu Anfang sehr glänzend gestaltete, und als sich seine Eltern wieder vollständig mit ihm aussöhnten, nachdem er nach kaum zweijähriger schauspielerischer Thätigkeit schon auf ein lebenslängliches Engagement am königlichen Schauspielhause zu Berlin hingewiesen in der Lage war.

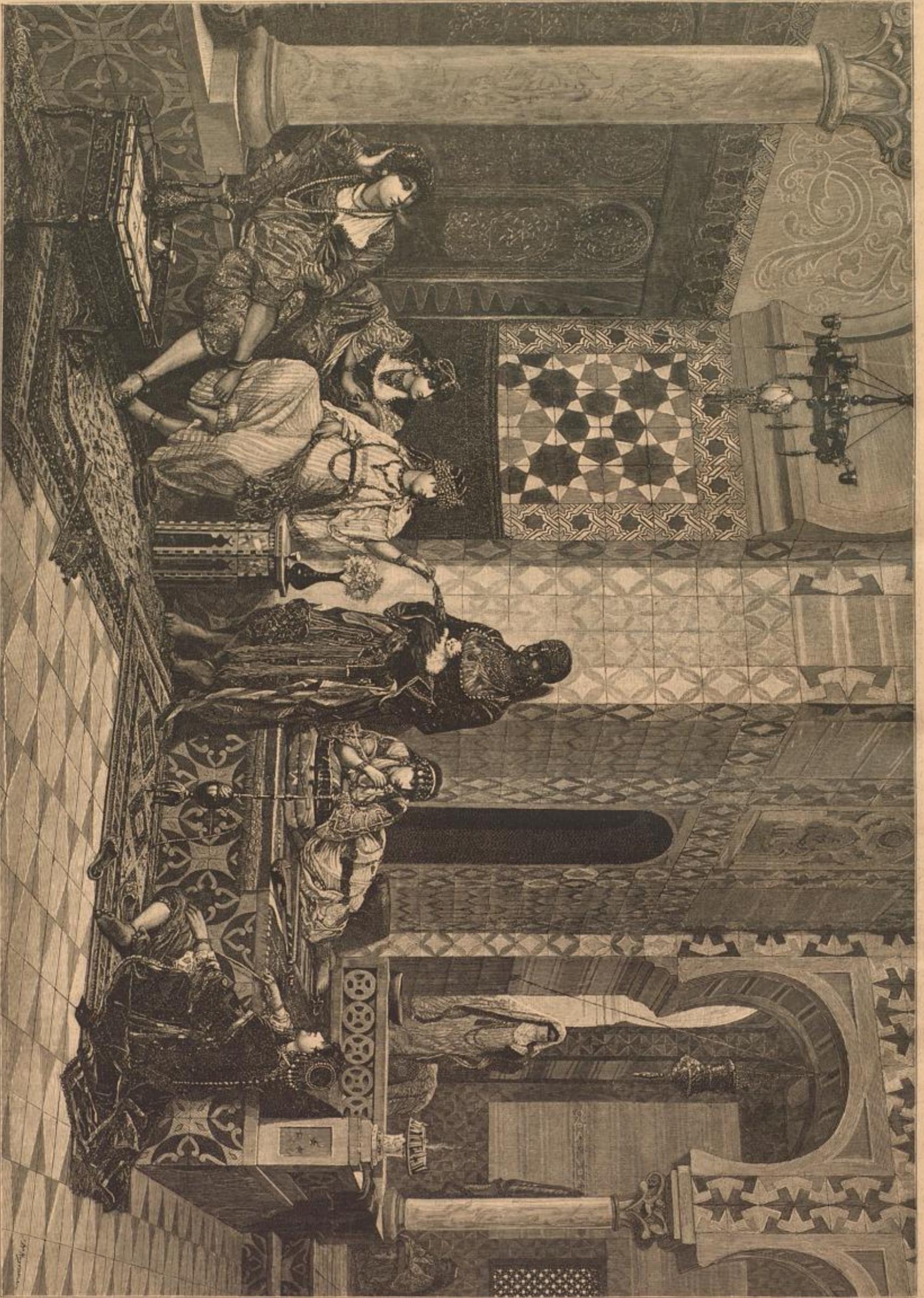
Die künstlerische Eigenverwirklichung an den kleinen Theatern hat Robert niemals Gelegenheit gehabt, kennen zu lernen. Sein erstes Engagement führte ihn nach Zürich, wo er mit Erfolg jugendliche Liebhaberrollen spielte. Das war im Jahre 1865. Ein Jahr später hatte er schon ein festes Engagement am Stuttgarter Hoftheater, und 1867 gastirte er zum ersten Male am königlichen Schauspielhause in Berlin; seine Antrittsrollen waren Romeo und Franz in „Göz von Berlichingen“. Robert's edle, durch jugendliches Feuer durchglähete Leistungen hatten einen außerordentlichen Erfolg, und nachdem er sich noch durch einige andere Rollen in der Gunst des Publicums befestigt, wurde er vom 1. Januar 1868 an auf Lebenszeit an diese Bühne gebunden.

Als aber wenige Jahre später Laube das Wiener Stadttheater gründete, da war es mit eine der ersten Sorgen des erfahrenen Theater-Practikers, sich einer jugendlichen Kraft, wie die Robert's, zu verschern. Auf Robert hinwiederum übte der Name Laube's eine magische Anziehungskraft aus, und er bot Alles auf, um dem Rufe dieses Mannes folgen zu können; aber die Berliner Hoftheater-Verwaltung war durchaus nicht Willens, ihn freizugeben. Es gab langwierige Verhandlungen und schwere Kämpfe, in welchen schließlich Laube's eiserne Hartnäckigkeit siegte. Robert, der schon der erklärte Liebling des Berliner Publicums geworden war, wurde unter der Bedingung freigegeben, daß er sich verpflichtete, eine Reihe von Jahren regelmäßig am Berliner Schauspielhause zu gastiren.

Am Wiener Stadttheater debutirte er in glänzender Weise als Demetrius, und er ward sodann in Wien bald eben so beliebt, wie er es in Berlin gewesen, sodaß er in kurzer Zeit allseitig als ein würdiger Candidat für die deutsche Musterbühne, das Burgtheater, betrachtet wurde; und als er im Jahre 1878 wirklich an's Burgtheater kam, dessen lebenslänglich mit Decret angestelltes Mitglied er nun ist, da erschien das aller Welt als eine ganz selbstverständliche Sache, als etwas, was eigentlich so hatte kommen müssen. Robert verfügt über ein reiches Repertoire; er spielt an der Burg und an sonstigen großen Bühnen, wo er zu gastiren pflegt, den Marc Anton, Mortimer, Fiesco, Camoni, Tasso, Coriolan, den Prinzen von Homburg, Karl Moor, Leontes im Wintermärchen, Effez, Marquis Rosa, den Wilbrandt'schen Grafen Hammerstein, der jedoch seiner Tendenz wegen am Burgtheater nicht gegeben wird; sodann abwechselnd mit Sonnenthal Ariel Acosta, Hamlet, Narciss u. s. w.

Robert hat auch mehrmals mit den Weiningern gespielt und ist Ehrenmitglied des Weiningener Hoftheaters. Er hat mehrere Orden und — ist noch nicht vermählt.

Valduin Groller.



Im Harem. Von Jean B. Goussier. — Siehe Seite 387.

Kunstgewerbliches.

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind. — Die Preise der letzteren siehe im Inseraten-Beilage.

ENTW. PROF. C. QUART

Filigran. (Schluß.) — Das Vollendetste in Filigran-Arbeit hat das griechische und etruskische Alterthum hervorgebracht. Dem feinen Stilgeföhle der Alten ist es, in Verbindung mit der hoch entwickelten Technik, gelungen, Kunstwerke zu schaffen, die auch heute noch als die köstlichsten Muster gelten können. Hier ist es durchaus die Drahtarbeit auf Metall-Unterlage, die zur Anwendung kommt, unter reichlicher Benutzung der feinen Metallförmchen, womit nicht bloß der Fonds, sondern auch hängende Perlen, Kugeln, Spitzen und andere Glieder besetzt sind.

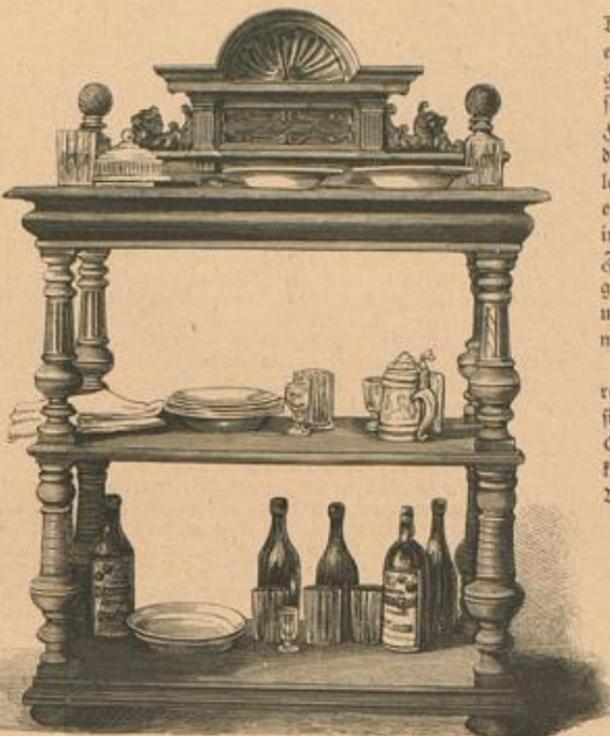
Wie manche andere Kunst, ging auch das Filigran, welches durch die römische Weltherrschaft überall hin verbreitet war, in den Zeiten der Völkerverwanderung zu Grunde. Hier und da findet sich in einem Grab-



Schwarzwälder Kuckucks-Uhr
mit Holz-Gehäuse und metallenen Zifferblatt.
Nach dem Entwurf der Filiale der Großherzoglichen Landes-Gewerbehallen, unter Leitung des Architekten H. Wichweiler, in Surtwangen (Baden) ausgeführt von Gordian Heitich daselbst. Ca. ein Drittel natürlicher Größe.

fund eine Spur davon, daß die Kunst an einzelnen Orten weiter vegetirt haben mag; aber als dann von Osten her, von Byzanz, im zehnten Jahrhundert neue Anregung kam, da gelangten mit der Edelschmiedekunst vor Allem das Email und das Filigran zu neuen Ehren, allerdings in anderem Sinne. Hatte sich das Alterthum ausschließlich auf das Gold-Filigran des Schmuckes beschränkt, so zog die mittelalterliche Kunst, festwurzelnd im Boden der Kirche, diese Technik, und zwar meist in unedlem Metall, vorwiegend zum Schmucke der heiligen Geräte heran.

Seit Ende des zwölften Jahrhunderts stand die Filigran-Arbeit am Rhein, in Köln, Siegburg, Trier, in höchster Blüthe. Die Uebersiedelung heiliger Reliquien während der Kreuzzüge nach dem Abendlande veranlaßte die Herstellung großer Reliquien-Behälter, welche über und über mit kostbarer Email und Filigran bedeckt waren. Der Sarg der heiligen drei Könige zu Köln, derjenige Karls des Großen zu Aachen und die Lade mit den vier großen Heiligthümern ebendasselbst sind die berühmtesten Beispiele dieser Art. Desgleichen werden Kreuze und Einbände der Bücher zu kirchlichem Gebrauche mit Filigran-Arbeit und Edelsteinen geschmückt; vielfach wird diese Technik als Umrahmung von Eisenblechplatten, welche in die Buchdeckel eingelassen wurden, benutzt.



Servirtisch

in Eisenholz. Nach eigenem Entwurf ausgeführt von Otto Weinhold jun. in Olbernhau. Höhe 1 Meter 55 Cent., Breite 1 Meter 5 Cent., Tiefe 52 Cent.

Das Material ist in den Zeiten des Mittelalters durchweg ein starker, vergoldeter Kupferdraht; auch die Kugeln sind größer, als im Alterthume. Das romanische Ornament mit seinen spiralen Bogenwindungen eignet sich vorzüglich für die Filigran-Technik; einen besonderen Reiz verliehen die Künstler diesen Arbeiten noch dadurch, daß das Filigran-Geflecht in leichter Wölbung über der Platte gehoben wird, fast à jour erscheint. Sicherlich fand auch das Gold- und Silber-Filigran im Mittelalter vielfach Verwendung, namentlich in gothischer Zeit zu Frauenschmuck; leider ist uns davon wenig im Original erhalten, doch geben uns die Gemälde jener Zeit mannigfachen Aufschluß.

Wohin die Kirche siegreich vordrang, dahin brachte sie mit der Heilslehre auch Gesittung und Kunstfertigkeit, und bis in den hohen Norden und fernen Osten kam so die Filigran-Technik und berührte dort ihre uralte Heimath, den Orient, wo diese Fertigkeit nie erloschen ist. Und als dann den glänzenden Zeiten der Renaissance und den folgenden Perioden die einfache, an-



Anhänger,

nach eigenem Entwurf ausgeführt von F. Schade in Berlin. Silbergehört, mit weißer Vergoldung. Mit einem Email-Einfaß.

spruchslose Technik nicht mehr zusagte, als Edelstein und Perlen in gold-emaillirter Fassung der Schmuck der Vornehmen und Reichen wurden, als auch die kirchliche Kunst prunkvollere Formen und kunstvolleren Schmuck verlangte, da wandte sich das Filigran wiederum dem Schmuck zu, wie ihn das Volk trug; an die Stelle der Golddrähte traten Silberfäden, vergoldet oder in Naturfarbe; die Metall-Unterlage fiel weg, und die zierliche Arbeit erschien nunmehr als ein Geflecht.

In den süddeutschen Kunststädten, namentlich in Nürnberg, fertigte man aus Silber-Filigran allerlei Geräte, für welche die Technik wenig oder gar nicht passend war: Kästchen und Schüsseln, lehtere oft von großen Dimensionen, Spielzeug, Bilderrahmen, Bucheinbände u. c. In practischem Gebrauche waren die meisten dieser Gegenstände nicht geeignet; es war Luxuswaare und Spielerei. Bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein erhielt sich an einzelnen Stellen diese Technik in derartigen Dingen, namentlich in Oberitalien, wo man mit Vorliebe Schiffe, Vasen u. c. darin fertigte; im vergangenen Jahre war auf der großen Silber-Ausstellung zu Budapest sogar eine Büste Napoleons I. aus Silber-Filigran ausgestellt.

Aber immer geringer wurde die Freude am Filigran-Schmuck. Mit wachsendem Wohlstande verlangte auch die Bürgerfran anderezier, vor Allem Edelsteine. Aus den Städten zog sich die Filigran-Kunst auf das Land zurück, in die Gebirge, wo das Volk, am Altgewohnten und Bewährten hangend, sich noch nach der Weise der Altvordern schmückt. Hier hat sich die Technik Jahrhunderte lang erhalten, gepflegt von kleinen Goldschmieden oder als Haus-Industrie bis in unsere Tage, wo sie gleichsam



Kinderbettstelle,

nach eigenem Entwurf ausgeführt von C. Hoffmeister und Grallier, Holzlieferanten in Koburg. Nachbaumholz Länge 90 Cent., Breite 54 Cent.

wieder entdeckt wurde. Nur an einer Stelle in Europa benutzt man Filigran noch zum Schmuck kirchlicher Gerathe, in Siebenbürgen, wo der Fuß von Kelchen mit einem feinen Gespinnst von Filigran, oft noch durch Email gehoben, geschmückt wird.

Im Orient, woher die Technik des Filigrans ohne Zweifel stammt, ist ihre Uebung nie erloschen; zu allen Zeiten, aus denen wir Kunstwerke des Orients besitzen, finden wir die Kunst dort in Blüthe, bis in unsere Tage hinein. Schon in den Uebergangsländern zum Orient, in den christlich-türkischen Provinzen der Balkan-Halbinsel begegnet man der Technik als Schmuck der Waffen. Ebenso in asiatischen Ländern, wo auch anderes Gerath damit geziert oder daraus gefertigt wird, z. B. die Unterjahr-Schälchen der Kaffeestassen, Kaffeeteller etc. Persischer und indischer Schmuck zeigt Filigran-Arbeit, namentlich als Fassung von allerlei Steinen und Schmelzereien; auch die altrussische Goldschmiedekunst bedient sich derselben. Vollendete Meister sind die Chinesen, welche aus ganz feinen Silberdrähten ihren Schmuck herzustellen pflegen. So zieht sich eine uralte Technik durch Jahrtausende hindurch über die alte Welt, hier in hoher Blüthe, dort erloschen oder zu neuem Leben erstehend.

Erloschen und vergessen war die Technik in der Kunst Europa's, als ein Mann, dessen Verdienste um Hebung des modernen Kunstgewerbes seiner Heimath größere Würdigung verdienten, als ihnen bisher zu Theil geworden, sie wieder aufnahm: Alessandro Castellan in Rom. Seinen Plan, die köstlichen Schmuckstücken der Etrusker, wie sie der Boden seines Vaterlandes spendete, nachzunahmen, der modernen Welt wieder zugänglich zu machen, verwirklichte er dadurch, daß er bäuerliche Goldarbeiter aus einem abgelegenen Dorfe des Apennin nach Rom zog und sie hier Schritt für Schritt zu besseren, wirklich künstlerischen Arbeiten heranzubildete. Bald zeigte der Erfolg, was auf diesem höchst verständigen Wege zu erreichen sei: die Arbeiten gehören zu dem Vollendetsten ihrer Art. In neuester Zeit haben Tiffany in Newyork altcuprischen, Fabergé in Petersburg allgriechischen Goldschmuck in gleicher Weise nachgebildet. Was diese Meister in Nachahmung klassischer antiker Schmuckarbeiten geleistet, das haben Christen in Kopenhagen und Telge in Berlin für altnordisches Filigran, Andersen in Christiania für norwegischen Bauernschmuck gethan. Auch in Deutschland hat die lebhafteste Nachfrage nach altem Bauernschmuck an einigen Stellen fabrikmäßige Herstellung hervorgerufen und Treffliches zu Tage gefördert. Man ist sich bisher dabei freis der Grenzen der Technik bewußt gewesen und wird es hoffentlich bleiben. Die feine Technik eignet sich eben nur für feine und zierliche Gegenstände, namentlich also für Schmuck. A. Pabst.

Kabdruck verboten.

San Miniato bei Florenz.

Von Hans Hoffmann.

Siehe die Abbildungen von F. Otto Schulze, Seite 380 u. 381.

Dich hat, Florenz, dein altes Etruskervolk Mit wahrenm Zug die blühende Stadt genannt . . .

singt Platen; und wer hätte nicht den gleichen Gedanken gehabt, da er die schöne Arnostadt zum ersten Male im Frühlingsglanz oder im Strahle der segnenden Herbstsonne erblickte? Und doch ist auch diese blühende Stadt heute nur noch ein Schatten ihrer selbst und ihrer größeren Vergangenheit. Vierhundert Jahre etwa von heute müssen wir uns zurückerinnern, um Florenz in seiner wahren Blüthe zu finden, da aber auch in einer Blüthe, die ihresgleichen auf dem Erdenrund nicht hatte. Damals, — 1485 also, — stand Lorenzo der Prachtige auf dem Gipfel seiner Macht, er, der gewaltige Herrscher über freie Bürger, der große Freund und Schützer der Kunst und jeglichen geistigen Strebens; damals stand Leonardo da Vinci in der glänzenden Mannesalter, Michelangelo war ein still heranreifender Knabe, Rafael eben geboren; die ältere Generation bahnbrechender Meister aber, die Brunelleschi, Ghiberti, Masaccio, Donatello, Ghirlandajo, Signorelli, Fra Bartolommeo, waren theils noch im feurigen, wahrhaft verschwenderischen Schaffen begriffen, theils hatten sie eben erst den Pinsel oder Meißel weggelegt und im Tode die Summe ihres wunderreichen Wirkens gezogen. Welch ein Reichthum vergangener und zukünftiger Herrlichkeit so eng an einander grenzend!

Nicht aber die bildenden Künste allein, — deren Bedeutung und Einfluß zu jener Zeit freilich unergreiflich viel tiefer und breiter war, als heutzutage, — feierten hier ihre Triumphe, sondern jeglicher Zweig moderner Bildung trieb seine ersten und schönsten Wüthen in Florenz, und selbst auf politischem Gebiete spielte der Staat der Mediceer eine Rolle, die ihn unendlich weit über den Rahmen einer einzelnen Stadt hinaus hob und die Weltmächte der Zeit als mitentscheidende Größe an die Seite stellte. Und wie damals Italien umschritten das weitaus gebildetste Land Europa's und für Frankreich, Deutschland, England ungefähr das war, was diese jetzt für Rußland und das andere Halbkugel sind, so konnte Florenz, als die erste Stadt Italiens, mit vollster und allgemein anerkannter Wahrheit von sich rühmen lassen, daß es „an der Spitze der Civilisation marschiere“. Florenz war für das fünfzehnte und einen Theil des sechzehnten Jahrhunderts noch mehr, als Paris für das siebzehnte und achtzehnte.

Aber die höchste Blüthe grenzte auch hier, wie einst in Athen, ganz nahe an den Verfall. Denselben Geschlechte der Medici, mit dessen Macht die Größe der Stadt untrennbar verknüpft ist, verdankt sie ihren Niedergang und vorab den Verlust ihrer Freiheit. Durch die drei folgenden Jahrhunderte war sie nichts mehr, als eine behäbige, auf ihren Vorbeern ruhende Mittelstadt neben andern ihresgleichen, das Haupt eines gut regierten, ruhigen, thaten- und ruhmlosen Kleinstaates, nur in Nächten ein wenig mit seinen Erinnerungen und Trophäen renommirend.

In unseren Zeiten erst sollte Florenz noch einmal einen kurzen Traum neuer Herrlichkeit erleben. Es erhielt den stolzen Namen der Hauptstadt des geeinigten Königreiches Italien, — auch das noch ein nachwirkendes Verdienst der großen Ahnen, denn die Stadt der lebenden Generation konnte sich weder mit Mailand noch mit Turin, noch mit Neapel oder Palermo messen. Und kurz war auch dieser Traum; der ältere Ruhm der ewigen Roma war noch schwerer; der deutsche Sieg von Sedan ward eine Niederlage für die junge Königsstadt am Arno.

Doch immerhin hat sie die lächliche Zeit ihres neuen Glanzes gut benutzt, sich ihres hohen Berufes würdig mit königlicher Pracht zu schmücken, — zum großen Schaden freilich der städtischen Finanzen, aber zur Ehre und hoffentlich zuletzt

auch zum dauernden Vortheil künftiger Bürgergeschlechter, zur bewundernden Freude gegenwärtiger Besucher. Eine Fülle neuer Prachtbauten und glänzend angelegter Straßen giebt Zeugniß von solchem opferfreudigen Streben, nicht am wenigsten aber jener nun längst weltberühmten Viale dei Colli, die großartige Kunststraße, welche sich am Abhange der reizenden Hügel um den südlichen Theil der Stadt in pompösen Bindungen herumschlingt und so eine ununterbrochene Kette wechselnder Aussichten bietet, wie sie kaum eine andere Stadt in gleicher Fülle und Schönheit so dicht vor ihren Mauern zu gewähren vermag. Auf dem bequemsten Spaziergange kann hier der Florentiner alle Herrlichkeit seiner Heimath in einem stolzen Bild umfassen, die sonnenschimmernde Stadt mit den zahllosen Kuppeln, Thürmen, Kirchen, Palästen, davon jedes einzelne ein Kunstwerk von altem Ruhm und glänzender Erinnerung reich, die unendlich gelegene grüne Ebene des Arno, die Hügel dahinter, deren der lahlste von Wein und Del trieft, und endlich als letzte, wundervolle Begrenzung des strahlenden Bildes die leuchtende Kette der prächtig geschwungenen Apenninen selber.

Ihren Glanzpunkt erreicht die so überaus glücklich angelegte Promenaden-Straße kurz vor ihrem östlichen Ende in dem Piazzale Michelangelo, einem weiten, am Bergeshang in Terrassen vorwärtigen Platz, in dessen Mitte sich ein Denkmal zu Ehren des gewaltigen Meisters erhebt, bestehend aus Bronze-Copien einiger seiner plastischen Hauptwerke in eigenthümlicher Zusammenstellung. Auf mächtigem Unterbau steht die Kriegergestalt des jugendlichen David, jene mit unergreiflicher Technik gearbeitete Kolossalfigur eines Knaben, deren marmorernes Original der noch jugendliche Künstler einst aus dem ihm geschnitten, von einem Andern früher verbanenen Block herausmeißelte und damit seinen Ruhm als des ersten Bildhauers seiner Zeit fest begründete, — und aller Zeiten seit der Antike, wie wir jetzt hinzufügen dürfen. Um den David sind die in weit kleineren Mäßen gehaltenen, doch an sich immer noch kolossalen „vier Tageszeiten“ gruppiert, etwas willkürlich, denn die Originale gehören eigentlich als Theile zu einem andern, grundverschiedenen Ganzen, dem Doppel-Denkmal der Mediceer Lorenzo und Giuliano in der Capella dei Depositi der Kirche San Lorenzo; doch sind allerdings diese allegorischen Figuren der leise erwachenden Morgenröthe, des trotzig aufblickenden Tages, des zur Ruhe findenden Abends und der tief schlafenden Nacht ihren Gedanken nach so völlig allgemeiner Natur, daß sie auch in dieser Umgebung ganz wohl an ihrem Platze sind, wenn auch die architektonische Schönheit der ursprünglichen parallelen Gruppierung dabei verloren geht. Jedenfalls waren keine andern seiner Werke gleich geeignet, die Eigenart dieses Riesengeistes so machtvoll, gleichsam im Auszuge, vor Augen zu stellen, als die vier unergreiflichen Gestalten mit all ihrer Gewaltthätigkeit, ihrer Fremdartigkeit und ihrer unerhörten Größe, ihrem tief dämonischen Zauber. Welches andern Ertlichen Phantasie hätte je ein Gebilde erfinden können, wie diese „Nacht“, so verrent, so häßlich, so zurückschreckend in allen ihren Theilen und so überwältigend erhaben in ihrer Gesamtwirkung? Im Reiche der Kunst leben die vier Tageszeiten auf einem ganz einsamen Gipfel, abgetrennt von Allem, was die menschliche Einbildungskraft und Geschicklichkeit irgend sonst geschaffen.

So schaut denn von solcher naturbegnadeten Stätte aus der Meister in seinen Geschöpfen nach Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht hinaus in das Land und über die Stadt, deren größter Sohn er war. Es ist aber kein Zufall, daß die spätern Nachkommen gerade diese Stelle seinem Gedächtnisse besonders geweiht haben; an dem Hügel hier haftet die Erinnerung an Michelangelo's Thätigkeit in besonderem Sinne; hier wirkte er einst, nicht als Künstler, sondern als Bürger, Patriot und Freiheitskämpfer.

Steigen wir noch eine kurze Strecke den Rücken des Hügels hinan, so gelangen wir an das zierliche Kirchlein San Miniato, umgeben von den Resten starker, alter Befestigungen. Die letzteren sind trümmerhaft und verfallen, auch der freistehende Glockenthurm ist in seiner oberen Hälfte zerstört, die Kirche selbst dagegen bleibt uns mit ihrer marmorleuchtenden Fassade in frischer und unberührter Schönheit entgegen, fast als wäre sie erst mit dem Viale dei Colli gleichzeitig erbaut; und doch übertrifft gerade sie an Alter um mindestens ebenso viele Jahrhunderte die zerbröckelnden Festungsruinen, als diese von unsern Tagen getrennt sind. Das zwölfte Jahrhundert schon sah San Miniato entstehen; sie ist eine der ältesten Kirchen Toskana's und ein höchwichtiges Denkmal der vorgothischen Bauweise in Italien, jenes sogenannten romanischen Stiles, dem auch wir im Norden so manches unserer herrlichsten Architekturwerke, wie die Dome von Mainz, Worms und Speier, verdanken. Die allgemeinen Kennzeichen dieses Stiles, das massige Mauerwerk, die kleinen Fenster, den Rundbogen finden wir hier wie dort, und die Hinterseite der Kirche mit der schlichten Apsis und auch den Thurm an sich könnte man sich ebenso gut im Norden denken; allein etwas dieser Fassade auch nur entfernt Ähnliches würde man in Deutschland oder Frankreich vergebens suchen. Sie vor Allem ist das spezifisch Italienische an dem schönen Bauwerk; es ist hier ein unmittelbares Nach- und Mitwirken antiker Erinnerungen sichtbar, das ihr den besonderen Charakter giebt. Nicht nur in einzelnen Baugliedern spricht sich derselbe deutlich aus, sondern mehr noch in den wunderbar reinen und edlen Verhältnissen der einzelnen Theile zu einander, worin ja bei antiken Gebäuden, wie bei denen der italienischen Renaissance, zumeist der letzte Grund ihrer vornehmen Schönheit zu suchen ist.

Schlicht und klar spricht die Fassade von San Miniato die innere Gliederung des Baues aus; die Dreitheilung der oberen Hälfte in den hochauftretenden Mittelgiebel und die seitlichen schrägen Pultdächer, sowie die drei Thüröffnungen kündigen einen dreischiffigen Raum an, während zugleich die unter dem ruhigen, ununterbrochenen Gesimse hinlaufende reizende Archadentriebe die Eintheillichkeit des Ganzen kräftig betont und dem Auge darstellt. Die Einzeldecoration dieser wohlwogenden Gliederung, — durchweg im Wechsel von weißem und schwarzem Marmor ausgeführt, — ist von einer entzückenden Freiheit und Grazie, bei allem Reichthum und aller Heiterkeit nirgends in's Bunte oder Spielende verfallend. Der antike Geist holden Maßes schwebte befruchtend und bändigend zugleich über der Phantasie des Baumeisters. Michelangelo nannte das amuthige Kirchlein auf der Höhe „seine Braut“; so hoch wußte er die zarte Schönheit desselben zu schätzen. Und gerade für diese seine Braut war es ihm vergönnt, seine Kraft als ritterlicher Vertheidiger einzusetzen.

Im Jahre 1527 hatten die Florentiner durch einen Aufstand die Mediceer aus ihren Mauern vertrieben, — nicht zum ersten Male, denn ebenso der Vater als der Sohn Lorenzo des Prachtigen hatten schon früher dasselbe Schicksal erfahren. Und

doch waren jene älteren Glieder des mächtigen Geschlechtes nicht nur der Vaterstadt ein Stolz und ein Segen gewesen, sondern sie hatten auch trotz aller thatsächlich ausgeübten Herrschergewalt die bürgerliche Freiheit wenigstens dem Schein und der Form nach unangetastet bestehen lassen. Jetzt aber waren aus ihren Nachkommen mit den veränderten Zeiten gereifte Tyrannen geworden, denen der altererbte Freiheitsstimm des Volkes leidenschaftlich widerstrebt. Durch die Vertreibung der Medici gelangten die Republikaner noch einmal für einige Jahre zum Siege. Allein es war nur ein leibtes, jähres Aufstacheln der alten Freiheit; die Mediceer waren längst allzu mächtig geworden, und die Zeitverhältnisse lagen ihnen allzu günstig. Ein Neffe des großen Lorenzo sah unter dem Namen Clemens VII. auf dem päpstlichen Stuhle, und seine Politik führte nach langem Schwanken zu einer Verbindung mit Kaiser Karl V., der, in dem langjährigen Ringen mit Franz I. von Frankreich begriffen, damals jenes ruhmvolle und schreckliche Meer in Italien marschiren ließ, welches eben durch die plötzliche Eroberung und barbarische Plünderung Roms die Welt in Aufregung versetzt hatte.

Dieselbe Armee rückte nun im Jahre 1529 vor Florenz, um die trotzig Stadt der Familie des Papstes wieder zu unterwerfen. Die Bürger machten gewaltige Anstrengungen zu ihrer Vertheidigung; wurde doch in hohem patriotischen Opfermuth sogar der reiche Gürtel glänzender Willen und baulicher Anlagen, der die Stadt in blühendem Kranze umgab, fast gänzlich vernichtet, um dem Feinde keine Stützpunkte zu gewähren. Michelangelo, ein idealistischer Anhänger der republikanischen Freiheits-Idee, wurde zum obersten Leiter der Befestigung von Florenz und der andern, zu dessen Machtgebiete gehörigen Städte ernannt und entsandete eine eindringliche Thätigkeit. Der Angriff des Feindes war zunächst von der Südseite, wo die Höhen unmittelbar an die Stadtmauer stießen, zu erwarten, und so ward zunächst auf dem Hügel von San Miniato der Bau neuer, starker Bastionen beschlossen und von Michelangelo mit solchem Eifer gefördert, daß sie mit erstaunlicher Schnelligkeit in die Höhe wuchsen.

Und wie vorausgesehen, richtete sich auf diese neuen Befestigungen der erste Ansturm des Feindes; am 21. October 1529 begann das Bombardement. Allein Michelangelo's Werk erwies sich als widerstandsfähig genug. Nicht nur von den Bastionen her donnerten die florentinischen Kanonen kräftige Antwort, auch auf der Höhe des Glockenthurmes von San Miniato selbst waren zwei kleine Kanonen aufgestellt, und nicht einmal diese gelang es zum Schweigen zu bringen. Um den schönen alten Thurm zu schützen, ließ Michelangelo von dem überragenden Rande Wollfäden herabhängen, welche, frei in der Luft schwebend, die Kugeln unschädlich auffingen, so daß das Mauerwerk nicht getroffen werden konnte. In ähnlicher Weise wandte der fürsorgliche Künstler die Gefahr von der Kirche selbst ab, indem er vor der Fassade einen hohen Erdwall aufwarf, in welchen die Kugeln einschlugen und stecken blieben. So rettete er seine „Braut“ vor den verderblichen Gräßen eines rauhen Vewerbers; und so steht sie noch heute in unverfälschter Schönheit da.

Für die Stadt aber entsprach dem glücklichen Anfang nicht der Fortgang der Ereignisse. Die Beschießung von San Miniato ward fortgesetzt und am 1. December endlich doch der Thurm in Brand gesetzt. Die Wollfäden geriethen in Flammen, und während der Nacht brannte das Holzwerk aus. Doch gelang es schnell, den Schaden anzubessern und das Feuer auch von oben wieder aufzunehmen.

Allein auch glückliche Ausfälle aus der Stadt und erfolgreiche Kämpfe in dem unliegenden toscanischen Gebiet konnten das Unheil nur verzögern, nicht abwenden. Hunger und Pest begannen in der Stadt zu wüthen und der Verrath im Verborgenen zu schleichen. Vom 12. Mai 1530 an war sie vollständig von allen Seiten eingeschlossen. Und doch hielt sie sich mit heldenmüthiger Ausdauer noch volle drei Monate hindurch; wenigstens nicht ohne Ruhm ward die Freiheit von Florenz zu Grabe getragen.

Michelangelo blieb auf San Miniato in angestrengtester Thätigkeit, oft Tag und Nacht hindurch. Und doch war er so sehr Künstler, daß er selbst jezt sich der schöpferischen Arbeit nicht völlig entschlagen konnte. Wenn einmal an Tagen der Sturm weniger drohend war, wie es bei der lässigen und unregelmäßigen Art der damaligen Kriegsführung vorkam, so meißelte er in aller Stille an seinen Marmorgestalten. Und was er arbeitete, das waren merkwürdigerweise die Denkmäler der beiden Medici, Lorenzo und Giuliano; während er jenes Geschlecht von der Höhe seiner Befestigungen mit Einlegung aller Kraft bekämpfte, verdammt er es nicht, gleichzeitig zwei kirchlich verstorbenen Gliedern desselben, und nicht einmal den bestverdienten, durch sein Werk die Unsterblichkeit zu erwerben, — ein eigenthümliches Beispiel vom Erbsegen edler Ahnen. So ganz war bei Michelangelo der Künstler von dem Politiker getrennt; sein irdisches Wohl und sein Leben setzte er gegen die Tyrannen auf's Spiel, seine Kunst aber stand über den Parteien.

Endlich, nach elfmonatlichem Widerstande, unterlag Florenz dem Hunger, und mehr noch dem Verrath. Am 12. August ward die Uebergabe vollzogen; die Medici waren die Herren der Stadt und blieben es fortan unangefochten, und zwar als erbliche Herzöge und bald Großherzöge von Toskana, bis zum Aussterben des Geschlechtes im Jahre 1737. Und so prangt denn noch heute über dem Eingangsthore der Festungsbaute von San Miniato das eigenthümliche und leicht unterscheidbare Wappen derselben Familie, zu deren Abwehr sie ursprünglich errichtet worden.

Michelangelo hielt sich nach der Katastrophe eine Zeitlang verborgen; doch ihm geschah kein Uebels; selbst die erbitterten Feinde hatten Respect vor dem hohen Namen des Meisters und wagten nicht, ihn im Geringsten zu schädigen. Sie wußten wohl, daß sie ewige Schmach an ihren Namen geheftet hätten. Darum zogen sie es vor, die Großmüthigen zu spielen; man bot ihm nicht nur Freiheit und Sicherheit, sondern ließ auch die früheren künstlerischen Aufträge unverändert fortbestehen. So konnte er die Grabdenkmäler der Medici mit den vier Tageszeiten jezt zu Ende führen.

Auch für die Stadt ward die Eroberung kein Schreckniß, wie Rom es wenige Jahre zuvor erfahren hatte. Kein jähler Fall war Florenz beschieden, sondern ein langsames Sinken. Gewaltig zwar war der Schaden, den die Belagerung angerichtet; das alte herrliche Florenz mit seinem Reichthum, seiner Leppigkeit war verunten und fast zu einer Sage geworden; aber doch waren die nun folgenden Zeiten nicht allzu schwer. Die Herrschaft der Medici ward keine drückende, auslaugende; im Gegentheil, sie thaten viel für den Staat und ließen namentlich auch den alten Mediceer-Ruhm der Kunstliebe nicht verbodren. Nur die politische Freiheit war verloren

nur eine Idee, die sich noch dazu in der Wirklichkeit der alt-florentinischen Republik oft in recht wunderlicher Verzerrung dargestellt hatte; — allein mit dieser Idee war auch die schöpferische Kraft von Florenz gewichen, die seinen Namen neben Athen und Rom gesetzt und für alle Zeiten sprüchwörtlich gemacht hat. Florenz zeugte fürder keinen Genius mehr, der sich auch nur neben die geringeren Geister der Vergangenheit stellen könnte. Das alte unruhige, von Parteien zerrissene, so oft mit dem eigenen Blute besetzte Florenz war die erste Stadt der gebildeten Welt gewesen; das neue, friedliche und mild regierte war die behagliche Hauptstadt des blühenden Ländchens Toskana.

Rachdruck verboten.

Im Harem.

Von A. von Schweiger-Verchenfeld.

Siehe das Bild von Jean V. Huysmans, Seite 384.

Das Leben in den morgenländischen Frauengemächern ist bisher durch Schönschreiber und Sucht nach Pikanterien in einen goldenen Schleier gehüllt gewesen. Der das Wort „Harem“ nur nennen hörte, dem ging eine farbige Welt auf, und sein geistiges Auge schwelgte in phantastischen Paradiesen. Das morgenländische Frauengemach aber ist kein Eden, die Moslemitin keine zaubernde Fee. Schöne Frauen giebt es in einer europäischen Großstadt mehr, als in einem ganzen morgenländischen Königreiche. Als von der Natur besonders bevorzugt gelten die Frauen und Mädchen des Kantais, zumal die Georgierinnen und die Tscherkessen, die zwar kaukasische Stämme sind, doch ihre Heimstätten längst in anderen türkischen Ländern gefunden haben, seit das halbstarrige Tscherkessenvolk aus seinen Heimathorten ausgewandert ist. Als ottomanische Colonisten beglücken die Tscherkessen ihre Nachbarn mit Raub und Mord, ihre Gebieter mit dem lebendigen Schmutz ihrer weiblichen Nachkommenschaft, die sie wie eine Waare an die Großen und Vermögenden des Reiches verkaufen.

Der große Bedarf an kaukasischen Frauen in den morgenländischen, speziell türkischen Harems läßt vermuthen, daß es mit der Schönheit der türkischen Frauen nicht weit her ist. In der That findet man selten hübsche Gesichter, und die meisten würden einen Vergleich mit unseren Frauen nicht bestehen. Vielleicht möchte es befremden, ein so scharf absprechendes Urtheil zu vernahmen, da doch die moslemischen Frauen, der Sitte und dem Koran-Gebote gemäß, ihre Gesichter verschleiern, um das Geheimniß ihrer wirklichen oder angelegten Schönheit entweder hinter dichtem Ruffeln, wie die Osmaninnen, oder hinter einer abscheulichen Koffhaarbende, wie die Araberinnen, zu verbergen. Nun, wer je in Konstantinopel an einem Freitag Nachmittag, — der Freitag ist der moslemische Sonntag, — längs den Wiesen der sogenannten „Süßen Wasser“ gewandelt und den tausendköpfigen, buntschleierten Schwarm türkischer Weiber beobachtet hat, der weiß, daß der Schleier nicht zu eng zusammengezogen und meist von fast durchsichtiger Feinheit sind. Da die Türkinnen überdies leidenschaftliche Raucherinnen sind, der Schleier aber diesem Vergnügen Hindernisse bereiten würde, nehmen sie es mit der Vorchrist des Korans nicht allzu genau.

Die türkische Frauenschönheit wird nach dem Gewichte taxirt, d. h. eine Frau ist um so hübscher, je mehr ihr Leibumfang sich demjenigen behäbiger Matronen nähert. Das runde, volle Gesicht, die mandelförmig geschliffenen, pechschwarzen, aber ausdruckslosen Augen, die meist stark vorspringende Nase können einen Europäer ebenso wenig zu einem Hymnus auf türkische Frauenschönheit verleiten, wie die gedrungenen, kurzen Gestalten und der „wackelnde“ Gang. Zierlicher an Gestalt und feiner im Gesichtsschnitt ist die Araberin. Ihr Gesicht hat nicht die krankhafte Blässe der Türkin; ihr Auge ist von einem wunderbaren Schmelz verklärt. Der Blick eines ägyptischen Fellah-Mädchens kann weit eher bezaubern, als das tofette Augenpiel eines halben Duzend vornehmer Türkinnen. Auch genügt ja Schönheit allein nicht, um von dem Weibe, das die Natur damit geschmückt, einen vortheilhaften Eindruck gewinnen zu lassen. Anmuth der Erscheinung, Zierlichkeit des Gliederbaues und, nicht zuletzt, die beständige Wechselwirkung zwischen äußerem vornehmen Gehaben und innerer Lebensheiterkeit: dies Alles sind Eigenschaften, welche den Jander der Schönheit zumeist ersetzen, ihn aber überall dort, wo er vorhanden, erst zu einer bestrickenden Macht gestalten.

Es wäre verlorene Mühe, die letztgenannten Eigenschaften bei orientalischen Frauen suchen zu wollen. Der Harem ist seinem innersten Wesen nach nichts Anderes, als ein vergoldeter Käfig, in welchem die „Kleinodien“ des vielbeweihten Moslem ein Leben voll Trägheit und Gedankenlosigkeit verbringen. An geistigen Anregungen fehlt es fast ganz. Wohl bemüht man sich in den vornehmen türkischen Häusern, den jungen Damen einige „Erziehung“ angedeihen zu lassen, doch sieht man die Sache von der verkehrten Seite an. Man huldigt dem Formalismus und thut nichts, um Herz und Seele zu veredeln. Musik, Conversation und fremde Sprachen bilden den gesammten Erziehungsstoff.

Der Harem ist übrigens keine Stätte, wo man den Sauerreig des Culturlebens, Sittlichkeit und moralische Kräfte bei geistiger Aufgewecktheit, vorfindet. Die polygamischen Einrichtungen, sowie die Weltanschauung des Orientalen, der das Weib um eine Stufe tiefer unter dem „Herrn der Schöpfung“ stellt, verhindern ein Familienleben nach unseren Begriffen. In den arabischen Harems pflegt es zu geschehen, daß der Hausherr beifällig in die Hände klatscht, wenn ein roher Schlingel von Sohn sich gegen seine eigene Mutter oder gegenüber anderen Harems-Genossinnen roh benimmt. Die Frau ist dem Orientalen meist nur eine schöne Sache, die ihm so und so viel Tausend Pfaster gekostet hat, und deren er sich wieder entledigen kann, wenn er ihrer überdrüssig ist. Das Wort „Du bist entlassen“ genügt, um eine Ehescheidung perfect zu machen. Das Favorit-Unwesen bringt Streit und Haber in die vergoldeten Frauengemächer. Zwar hat Mohammed, der trotz seiner Gültlichkeit nur allzu sehr von Ehe-Fatalitäten heimgejagt wurde, decretirt: man solle keine Frau bevorzugen, sondern sie alle gleich halten. Aber in der vierten Sure des Korans („Die Weiber“) gestattet er jedem Rechtgläubigen, neben den vier legitimen Frauen sich so viele Sklavinnen anzuschaffen, als ihm beliebt.

Durch diese Lizenz umgeht man sogar den auf monogamische Ehe lautenden Ehe-Contract. Die Polygamie ist nämlich, wie

sich leicht denken läßt, auch den Orientalinnen ein Greuel, da keine Frau der Welt sich freiwillig mit anderen Frauen in das Herz ihres Gatten theilt. Vornehme Damen pflegen demnach häufig vor Einwilligung in die Ehe die Bedingung zu stellen, daß jene eine monogamische bleibe. In diesem Falle kann natürlich von einem Haremsleben in landläufiger Vorstellung nicht die Rede sein. Außerdem ist zu bemerken, daß die Ehe auch im Orient, wie überall in der Welt, eine kostspielige Sache ist, sodas minder Vermittelte sich meist mit einer Frau begnügt. In den hohen Kreisen herrscht die Monogamie aus dem eben erwähnten Grunde. Den vielgestirnten Harems-himmel findet man sonach meist in dem weniger vornehmen, aber mit Geldmitteln reichlich bedachten Mittelstande. Nur regierende Fürsten machen hiervon eine Ausnahme, da ein glänzend ausgestatteter Harem dem gesellschaftlichen Range des Betreffenden zur Fülle dient.



Rachdruck auch im Einzelnen verboten.

Weihnachtsbücher.

Eine prächtige Verbindung zwischen darstellender Kunst und Dichtkunst offenbart sich in dem von der Genossenschaft der bildenden Künstler Wien's herausgegebenen „Album in Bild und Schrift“ (Wien, Vechnner, M. 40). Eine silbelle Kappe umschließt zwölf Radirungen hervorragender österreichischer Meister, theils amnuthige Genrebilder, theils stimmungsvolle Landschaften, wozu sich autographische Beiträge ebenso vieler namhafter Autoren gesellen. Je eine Radirung und ein facsimilirtes Autograph treffen in einem gemeinschaftlichen Gedanken zusammen, und um diese Vereinigung von Bild und Schrift noch inniger zu gestalten, umrannt eine zwischen beiden vermittelnde Randzeichnung jedes der Textblätter. So sinnig der Gedanke, so vorzüglich die Ausführung; übrigens erscheint der Werth der Radirungen um so höher, als sie zum größten Theile von den Künstlern selbst besorgt worden sind. Unter den Dichtern, welche zu dem herrlichen Album beigetragen haben, finden die Leserinnen manchen lieben Bekannten. So begleitet Adolf Bichler Baufinger's „In der Wildnis“ mit vier Gedichtchen nach Art der jüngst in diesem Blatte veröffentlichten „Fabeln und Naturbilder“; P. A. Kofegger erläutert mit markigen Worten Schäffer's „Waldbstimmung“, Johannes Nordmann Charlemont's „Schnee“, während Rudolf Baumbach Dall's humorvollem „Wo der Schuh ihn drückte“ heitere Verschen mit auf den Weg giebt.

Als ein Erinnerungs-Album für das fünfundsingzigjährige Jubiläum der preussischen Armee-Reorganisation stellt sich „König Wilhelm und sein Heer“ von Carl Sellmer dar (Rassel, Fischer, M. 23). Die elegant ausgestattete Kappe enthält zwanzig trefflich ausgeführte Kunstblätter: neben dem Widmungsbild und den Portraits des Kaisers Wilhelm, der Feldmarschälle Koon und Mantuffel lebensvolle Soldatenbilder aus Kriegs- und Friedenszeiten; ja selbst die Wägen des Genédarmerie-Dienstes sind in einer humorvollen Scene veranschaulicht. Die Widmung des interessanten Werkes ist vom Kaiser Wilhelm angenommen worden, und die Originale befinden sich im Besitze desselben.

Auf den Boden Indiens führt uns Leopold Jacobi mit seinem hochpoetischen Gedichte „Gunita“ (Hamburg, Richter, geb. M. 10). Dem Stoffe nach überaus reizvoll, gewinnt die Dichtung noch erhöhte Kraft durch die markige Sprache, welche sich in der Form der arabischen Matame anlehnt. Eine werthvolle Beigabe sind die Perlen orientalischer Sprachweisheit, welche, die einzelnen Gesänge von einander trennend, mit Knappheit der Form sinnige Anmuth des Gedankens vereinigen.

Die „Malerische Verherrlichung von Frauennamen“ hat Rudolf Grell in amnuthigen Aquarell-Bildern unternommen (Altona, Seid, M. 15). Die sechs Namen Lucia, Victoria, Martha, Augusta, Luise, Maria wählte er zum Gegenstande der Symbolisirung, indem er Figuren, Blumen und Pflanzen mit landschaftlichen und architektonischen Motiven sinnig vereinigte. Der Text, mit welchem Gustav Fortig die Compositionen begleitet, ist gedankenreich und von poetischem Geiste getragen.

„Die Wunder der Welt“ betitelt sich ein Unternehmen, dessen erster Theil, „Europa“, gezeichnet von Adolf Brenneke, noch vor dem Weihnachtsfeste abgeschlossen vorliegen soll (Straßburg, Schulz u. Comp., die Lieferung M. 1). Wer an der Hand dieses Schilderers die malerische Wanderung durch die Länder und Städte Europa's antritt, wird es nicht bereuen. Mit sicherem Blicke für das Interessante und Merkwürdige, mit fesselnder Unterhaltungsgabe weist der Autor auf die Dinge hin und weiß klar ihre geistliche Entwicklung und culturhistorische Bedeutung darzulegen. Auch die Ausführung der überaus zahlreichen Illustrationen verdient warme Anerkennung.

Das gleiche Lob können wir Friedrich von Hellwald's schon früher erwähnten „Frankreich in Wort und Bild“ spenden (Leipzig, Schmidt und Günther, die Lieferung 75 Pf.). Das rüstig fortschreitende Werk giebt ein sehr anschauliches Bild von dem Stande des heutigen Frankreich, indem es sich nicht bloß auf die Schilderung von Land und Leuten beschränkt, sondern auch tieferen Einblick in Verwaltung und Handel, Industrie und Production gewährt.

Der allgemeinen Beachtung darf auch ein drittes Illustrations-werk sicher sein: „Europa's Kolonien“ von Hermann Kosloschky (Leipzig, Grefner und Schramm, die Lieferung 60 Pf.). Der Verfasser giebt eine eingehende Schilderung Westafrika's vom Senegal bis Kamerun, Rückblicke auf die historische Vergangenheit mit der Darlegung der heutigen, im Vordergrund des politischen Interesses stehenden Verhältnisse verbindend. Natürlich bieten, da jetzt Aller Augen auf den dunklen Erdtheil gerichtet sind, die zahlreichen Abbildungen mit ihrer Vorführung der „schwarzen Landschaften“ und den Ansichten von „Deutsch-Afrika“ einen besonderen Reiz. Auch kartographische Darstellungen sind dem Texte vielfach beigelegt.

Paul du Chaillu's, des berühmten Reisenden, schon früher ausführlich besprochenes Werk „Im Lande der Mitternachts-Sonne“ liegt in einer neuen, kleineren Ausgabe vor, welche geeignet erscheint, dasselbe weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

(Leipzig, Ditt und Sohn, geb. M. 8.) Das reich illustrierte Buch empfiehlt sich mit seinen interessanten Aufschlüssen über Land und Leute im hohen Norden, mit seinen aus siebenjährigen Aufenhalt daselbst gewonnenen Beobachtungen namentlich allen denen, welche Skandinavien zu dem Ziele ihrer Wandellust wählen. Diefem Zwecke entspricht auch das einleitende Kapitel, welches detaillierte Anweisungen über das Reisen und die hauptsächlichsten Reiserouten in Schweden und Norwegen enthält, sowie die beigelegte große Karte. — Der Verfasserin eines anderen, im gleichen Verlage erschienenen Werkes werden freilich nur wenige Leserinnen folgen wollen und können, obwohl Lady Annie Brassey ihre „Familienreise von vierzehntausend Meilen“ (geb. M. 8,50) gar verlockend schildert. Während die lähne Lady auf ihrem wackeren Fahrzeuge, dem „Sunbeam“, ihre früheren Fahrten nach dem Osten gelenkt, wendete sie sich diesmal nach Westen und führt den Leser in die Tropen und durch die Regionen der Passate. Mit Begeisterung spricht sie von der Pracht, die sich ihrem Auge auf festem Lande bot, wie von den Wundern der Tiefe, speziell den herrlichen „Gärten des Meeres“, den Korallenbänken. Freilich war bei allem Schönen auch manches Unbehagliche zu bestehen, doch weiß der Humor der allzeit fröhlichen Dame auch diesem heitere Seiten abzugewinnen. Gegen dreihundert Illustrationen und mehrere Karten dienen zur näheren Veranschaulichung der fesselnden Schilderungen. G. S.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge. 195. Blatt. (Zur Ausgabe mit allen Kupfern.) — Lombardischer Edelmann um 1450. Das Kostüm ist einem im Berliner Museum befindlichen kleinen Rundbilde, „Anbetung der Könige“, entnommen, welches dem Vittore Pisano zugeschrieben wird. Es stellt einen Begleiter der heiligen drei Könige dar. Derselbe trägt einen knappen, rothen Leendner mit Goldstickerei, über welchem ein weiter Trappert von dunkelgrüner Stoffe liegt. Glatt auf Schulter und Brust, erweitert sich der Trappert etwas über Ellbogenhöhe und erreicht das Knie in einer großen Menge symmetrischer Falten. Das Merkwürdigste sind die Aermel. Ein Paar überaus weite Kloden, fallen sie am Rücken, diesen zum Theile bedeckend, fast so lang, wie der Kopf des Trappert herab und verflügen sich, eine Bogenlinie machend, nach vorn. Kopf und Aermel sind mit einer dicken Lage ausgefranster Seiden- und Feinwollentapen besetzt, welche, in vielen Lagen übereinander, eine federartige Garnitur bilden. Unter dem weissen Faltelbesatz der Aermel liegt eine Doppelwollentapen-Nacht von dunklen Felze, unter dem ein mit Goldpunkten durchsetzter, weiter Besatz von rothgefärbtem Felze hervorsteht. Von der Schulter ab laufen schmale Goldbänderchen herab, an welche sich unten bogenförmige Ornamente von Goldstickereien und Quimpfen anlegen. Auf dem Kopfe hat die Figur eine blonde, in sorgfältige Locken gelegte Perle, wahrscheinlich eine Perle. Die Hände sind mit rothen, genähten Strumpfhosen mit Ledersohlen bekleidet, sodas es eines Schuhs nicht bedarf. A. v. S.



Berlin. — Die Bewerbung um das Felix Mendelssohn-Bartholdy'sche Staats-Stipendium hat diesmal den Musik studierenden Damen reiche Ehren gebracht. Den Preis für ausübende Tonkünstler erhielt Fräulein Gabriele Wietrowitz aus Graz und eine ehrenvolle Erwähnung Fräulein Marie Rette aus Ragenburg, beide ehemalige Schülerinnen der königlichen Hochschule für Musik. Kleinere Stipendien aus der Reserve-Beträgen der Stiftung wurden der Schülerin der Neuen Akademie der Tonkunst, Fräulein Ida Bedmann aus Paderborn, und den Schülerinnen der königlichen Hochschule, Fräulein Margarete Will und Fräulein Fanny Richter, zuerkannt.

Potsdam. — Von einem schweren Unfall wurde die Gräfin Katharina Solms-Sonnenwalde, Gemahlin des Majors Grafen Peter zu Solms im Regimente der Gardes du Corps, betroffen. Mit ihrem Gemahl gedachte sie auf einem mit vier Pferden bespannten Wagen einen Ausflug nach dem Wildpark zu unternehmen, doch schon in der Stadt wurden die Pferde scheu, und das Gefährt ward gegen ein Gehäus geschleudert, sodas es zerstückelte. Bei dem Sturze aus dem Wagen blieb der Graf ganz unversehrt, während seine Gemahlin schwere Verwundungen, besonders im Gesichte, davontrug.

Bromberg. — Eine junge Dame der polnischen Aristokratie, Prinzessin Stephanie Woronicka, hat kürzlich hier die Prüfung als Lehrerin an höheren Mädchenschulen bestanden. Ob die Prinzessin das Lehramt auch öffentlich auszuüben gedenkt, ist bisher nicht bekannt geworden.

München. — Prinzessin Therese von Bayern, die einzige unverheiratete Tochter des Prinzen Luitpold, ist eine fleißige Reife-Schriftstellerin. Die hohe Frau hat incognito fast alle europäischen Länder bereist und die hierbei gewonnenen Eindrücke in Tagebüchern verzeichnet, welche zum Theil weiterer Ausarbeitung unterzogen wurden und im Buchhandel erschienen sind; so z. B. die „Reise-Eindrücke über Rußland“, welche unter dem Pseudonym „Th. von Bayer“ veröffentlicht wurden. Voraussichtlich werden die Beobachtungen, welche die Prinzessin auf ihrer kürzlich zurückgelegten Reise durch England, Schottland und Island aufzeichnete, ebenfalls dem Publicum nicht entzogen werden. Erwähnt sei noch, daß die hohe Frau auch eine eifrige Mitarbeiterin an den von Isabella Braun, der beliebtesten Jugendchriftstellerin, herausgegebenen Sammelwerken ist.

Paris. — Durch die am 8. October hier vollzogene Vermählung der Comtesse Marguerite von Imécourt mit dem Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Öhringen ist ein Roman zum Abschluß gebracht worden, der vor einigen Jahren nicht geringes Aufsehen erregte. Musurus Bey, ein junger Grieche, Sohn des türkischen Gesandten in London, hatte zu Anfang des Jahres 1880 das damals kaum sechzehnjährige Fräulein von Imécourt, das er in den Pariser Salons kennen gelernt, bewogen, sich mit ihm heimlich nach London zu begeben, wo sich das Paar durch einen anglistanischen Geistlichen trauen ließ. Auf Jureben ihrer Verwandten kehrte die junge Frau nach einiger Zeit nach Frankreich zurück, um nachträglich von ihrer Mutter die Erlaubnis zu ihrer Verbindung zu erbitten. Doch die Gräfin Imécourt, eine Schwester des Generals Gallifet, ließ ihre Tochter in ein Kloster bringen und reichte zugleich die Klage auf Anglistheits-Erklärung der wider ihren Willen geschlossenen Ehe ein. Musurus Bey klagte andererseits auf Herausgabe seiner Frau, deren Aufenthaltsort er nicht einmal in Erfahrung bringen konnte, und am 15. October 1881 begannen vor dem Pariser Gericht die Verhandlungen, die u. A. die für den Griechen nicht eben rühmliche

Zufolge der Sprache brachten, daß er nicht das geringste Vermögen besaß, während Marguerite von Zmécourt zu den reichsten Erbinnen zählt, und daß er seiner Zeit das junge Mädchen mit Hilfe ihrer Gouvernante zur Flucht bereitet hatte. Der Prozeß endigte mit der Ungültigkeitserklärung der Ehe; seitens der Kirche war schon vorher derselbe Spruch ergangen. Musurus begab sich nach Paris, nachdem alle seine Anstrengungen, den Aufenthalt seiner Frau zu erfahren, vergeblich geblieben waren, und man hörte lange nichts von ihm, bis im Juni 1884 die englischen Zeitungen berichteten, daß er sich mit einem Fräulein Antoniadès, der Tochter eines reichen Kaufmannes in Alexandrien, verlobt habe. Diese wird er inzwischen wohl heimgeführt haben. Prinz Kraft zu Hohenlohe, der jetzige Gemahl der Gräfin Zmécourt, ist der am 19. Januar 1861 geborene älteste Sohn des Prinzen Felix zu Hohenlohe und seiner 1871 verstorbenen Gemahlin Alexandrine, einer Tochter des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen aus dessenmorganatischer Ehe mit der Fürstin Gertrude von Danau.

Eine interessante Frage beschäftigt gegenwärtig die künstlerischen und literarischen Kreise von Paris. Das „Institut de France“, d. h. die Vereinigung der fünf französischen Akademien, gewährt heute den Frauen keinen Zutritt, während dieselben bis zum 8. August 1793, an welchem Tage der Convent die Auflösung des Instituts decretirte, in der Akademie der schönen Künste zu Mitgliedern gewählt werden konnten. Anne Vallayer-Coster, die Malerin von Blumenstücken und Stillleben, die von 1771 bis 1817 alljährlich die Pariser Ausstellungen mit ihren Gemälden besuchte, war Mitglied der genannten Akademie; ebenso Anna Dorothea Biewolska, die Berliner Malerin, welche die Ehre der Aufnahme einem Gemälde im Stile Gérard Dow's, „Zecher, von einer Kerze beleuchtet“, zu danken hatte. Später bewarben sich die Malerinnen de Kosewond, Capet und Collet zu gleicher Zeit um die Aufnahme, doch gestatteten die Statuten der Akademie nicht mehr als drei weibliche Mitglieder. Die beiden letzten Frauen, welche Sitze in der Akademie einnahmen, waren Madame Vigée-Lebrun, deren Gemälde noch heute bewundert werden und hoch im Preise stehen, und Madame Guhard, die ihrer Zeit sehr geschätzte Portrait-Malerin. Diese Künstlerin verließ, um die Mitglieder der erlauchteren Corporation von ihrem Talente zu überzeugen, auf die Idee, sie sämmtlich zu portraituren, eine sehr mühevollen Arbeit, die jedoch ihren Zweck erreichte. Als man im Jahre 1795 das Directorium die Akademie in beschränkterem Umfange als „Institut national“ wieder in's Leben rief, war von der Mitgliedschaft von Frauen nicht die Rede, und ebenso kam bei den mannigfachen Wandlungen, welche das Institut weiterhin erfuhr, die Zulassung weiblicher Mitglieder nicht in Frage. Trotzdem aber findet sich in den Statuten der Akademie kein Paragraph, welcher die Frauen direct ausschließt, jedoch formell einer „weiblichen“ Candidatur nichts im Wege stände. Mit Recht sagt man nun heute, wo die Frage wieder angeregt worden, daß eine Madame de Staël, eine George Sand wohl eher der Mitgliedschaft der Akademie würdig gewesen wären, als mancher Mann, dessen Schriften heute vergessen sind, und daß, um von den Lebenden zu sprechen, eine Rosa Bonheur vollberechtigte Anwartschaft habe, unter die „Unsterblichen“ gezählt zu werden.

Eine Entfesselung Piccini's, des berühmten Componisten, der einst als Nebenbuhler Gluck's in der Gunst der Pariser galt, lebt hier im tiefsten Elend. Zweinndsechzig Jahre alt und halb erblindet, wurde sie von ihrer nur in ärmlichen Verhältnissen befindlichen Tochter unterhalten; jetzt aber bedarf diese, durch eine Feuersbrunst aller Habe beraubt, selbst fremder Hilfe. So hat denn die alte Dame in den Zeitungen die öffentliche Wohlthätigkeit angerufen.

Das Theater der Bouffes hat jetzt einen weiblichen Director, Madame Ugalde, die ehemalige beliebte Sängerin des Théâtre Lyrique. Die Dame hatte dieselbe Bühne schon früher geleitet, ebenso das Theater der Folies-Marigny, indessen mit beiden Directionen wenig glücklichen Erfolg erzielt. Trotzdem will sie es jetzt zum dritten Male versuchen, indem sie eine besondere Anziehungskraft für ihre Bühne von ihrer Tochter Marguerite erwartet, die gegenwärtig „Stern“ am Theater der Nouveautés ist, aber mit Ende dieses Jahres dieses Engagement aufgibt.

Carlotta Patti, die von der Seinderlegung, welche sie sich im September durch einen Fall zugezogen, vollständig wieder hergestellt ist, will dem Concert-Saale ganz entsagen und sich nur noch dem Gesangsunterricht widmen. Auf die Nachricht hiervon liefen bei der Künstlerin so zahlreiche Anmeldungen ein, daß sie sich zu der öffentlichen Erklärung veranlaßt sah, sie könne nur eine beschränkte Anzahl von Schülerinnen annehmen und berücksichtige nur solche, deren Talent wirklich Bedeutsames für die Zukunft erwarten lasse.

Von einem empfindlichen Verlust ist Sarah Bernhardt durch die Gewissenlosigkeit eines Pariser Kürschners betroffen worden. Zu Beginn der Sommer-Saison hatte sie dem Manne ihre sämtlichen Pelzwaaren zur Aufbewahrung übergeben und mußte nun, nachdem sie dieselben zurückgehalten, die betäubende Wahrnehmung machen, daß ein großer Theil der kostbaren Stücke durch Rottenfraß zerstört oder doch arg beschädigt worden war. Sie verklagte den Kürschner, und kürzlich kam die Sache zur Verhandlung. Auf die Frage, welche Entschädigungssumme die Künstlerin beansprache, erwiderte sie unter Thränen des Zornes: „Ich verlange nichts, denn welchen Ersatz könnte man mir für einen Jabelmantel bieten, wie einen zweiten nur die Gzarin besitzt? Was sollte mich über den Verlust eines Entrees mit Silberfauch trösten, das ich einst der Baronin Rothschild vor der Nase weggelaufen? Muß ich Ihnen weiter von meinen Garnituren aus Hermelin, Blausch u. s. w. erzählen, ihnen die kostbaren Eisbär-Decken schildern, die mir in Canada von einer Jäger-Deputation überbracht wurden? Nein, verurtheilen Sie den Mann zu irgend einer Strafsomme für die Armen; mir kann er auch nicht den tausendsten Theil von dem ersetzen, was seine Gewissenlosigkeit mir geraubt!“ Das Gericht entsprach dem Antrage der Künstlerin und verurtheilte den Kürschner, zweitausend Francs an die Armen der Stadt Paris zu zahlen.

London. — Als im Jahre 1881 das bekannte King's College das Jubiläum seines fünfzigjährigen Bestehens feierte, tauchte der Gedanke auf, eine Zweiganstalt für studirende junge Damen, abgeleitet von den für die männlichen Studenten bestimmten Gebäuden, aber unter der gleichen Verwaltung, zu errichten. Im Wege der Subscription wurde die Summe von beinahe siebentausend Pfund Sterling aufgebracht und der Bau begonnen, der nun in diesen Tagen seiner Bestimmung übergeben werden konnte. Das Gebäude, mit schöner Aussicht auf Garten- und Parkanlagen, hat im Ganzen siebenzehn verschiedene Räume. Die aufzunehmenden Jünglinge müssen das sechzehnte Jahr zurückgelegt haben und werden unterrichtet in Geschichte, englischer Literatur und Sprache, fremden Sprachen, Mathematik, Naturwissenschaften, Harmonie-Lehre, Zeichen und Malen.

Unter dem Vorsteher von Miss Clough, der Vorsteherin des New-

ham-College, bildete sich im vorigen Jahre ein Lehrerinnen-Verein (university association of women teachers), dessen Zweck nach den Statuten dahin geht, nicht bloß den Schul-, sondern auch den Privat-Unterricht der Mädchen auf eine höhere Stufe zu bringen, sodann aber Damen, die in Oxford oder Cambridge ihre Studien absolviert haben und sich dem Lehrberufe widmen wollen, Stellen zu verschaffen. In der kürzlich abgehaltenen Generalversammlung wurde festgestellt, daß der Verein zur Zeit hundertundsechzig Mitglieder zählt, und daß die finanziellen Verhältnisse günstig sind.

Petersburg. — Die Akademie der Wissenschaften hat zum ersten Male die Vertheilung der vom verstorbenen Moskauer Metropolit Malarius gestifteten Preise, — für die besten in russischer Sprache veröffentlichten Werke, — vorgenommen. Einen Preis im Betrage von tausend Rubeln erhielt eine Dame, Frau Davidowa, für ihre Schrift über die russischen Spinnen. Das preisgekrönte Werk verbreitet sich eingehend über Geschichte, Technik und Statistik der russischen Spinnen-Fabrikation.

Warschau. — Polnische Blätter berichten von einem Duell, das zwischen einer Dame und einem Herrn der Warschauer Gesellschaft stattgefunden haben soll. Ein von der Dame abgewiesener Freier hatte über dieselbe üble Nachrede verbreitet. Freunde der Bekränkten erboten sich, jenen zur Rechenenschaft zu ziehen, doch die beleidigte wies diese Anerbietungen ab und sendete selbst dem Verleumder eine Herausforderung. Dieselbe wurde angenommen, und es kam in der That zum Angelwechsel, doch ohne Erfolg. Die Dame bestand auf einem zweiten Gange, aber nun legten sich die Secundanten in's Mittel, und endlich verstand der Beleidiger sich zu einer, seine Gegnerin befriedigenden Abtöte.

Newyork. — Miss Katharina Wolfe, eine der reichsten Damen in den Vereinigten Staaten, hat es sich in den Kopf gesetzt, die Stelle ansündig zu machen, wo das Paradies, der Aufenthaltsort des ersten Menschenpaares, gelegen war. Bereits hat sie für diesen Zweck mehr als eine halbe Million Markt geopfert, freilich ohne Erfolg, denn auch der letzte der von ihr ausgesandten Reisenden, Reverend William Hayes Ward, ist nach zehnmönatigem Aufenthalt an den Quellen des Tigris und des Euphrat zurückgekehrt, ohne die Stelle, wo Adam und Eva vor dem Sündenfalle gewandelt, bezeichnen zu können. Indessen hält er die Erreichung des Zweckes nicht für unmöglich, vorausgesetzt, daß es gelänge, das Interesse der mohamedanischen Einwohner und Behörden dafür zu gewinnen. So will denn Miss Wolfe eine neue Paradies-Expedition ausrüsten.

Rio de Janeiro. — In der hiesigen Oper feierte die Primadonna Stahl, eine Deutsche von Geburt, große Triumphe, und namentlich überboten die Mitglieder des deutschen Beethovenc-Clubs einander darin, ihr glänzende Ovationen darzubringen. Bei ihrem Benefiz ereignete es sich, daß nebst der ungeheuren Anzahl von Blumen und Geschenken, den üblichen weißen Tauben und rosafarbenen Sonetten, plötzlich, wie auf Verabredung eine große Anzahl Cylinder-Hüte auf die Bühne flogen. Fräulein Stahl mußte als lebenswürdige Diva natürlich auch diese Hüte aufheben und ließ dieselben nach ihrer Garderobe bringen. In den Zwischenacten erschienen nun, einer nach dem andern, die Eigenthümer der Hüte, um sie von der Künstlerin zurückzubitten, wobei sie natürlich Gelegenheit erhielten, ihrer Huldigung auch durch Worte Ausdruck zu verleihen.

Die Mode.

Nachdruck aus im Einzelnen verboten.

Mode vom November 1785.



Nach einem Bilde von Dornhe im „Habillemens de L'epoque“ im „Gothaischen Hof Kalender zum Nutzen und Vergnügen eingerichtet auf das Jahr 1785“.

Die Kleideramen, der einfachsten Toilette einen Aufstrich von Eleganz verleihenden Halsbänder aus Chenille, Perlen aller Art u. s. w., erhalten einen reizenden Zuwachs durch zierliche, unter dem Namen „Polichinelle“ sich einführende Band-Colliers. Circa 12 Cent. lange Band-Enden werden, zu bütenförmigen Schlingen zusammengelegt, in doppelten oder dreifachen Reihen an ein Band gefügt, und dieses wird ringum, so wie jede der Schlingenspitzen, mit Perlen-Grelots verziert. Der Wahl unter den verschiedenen Bandarten, — einfarbiges, doppelseitiges Band



Innenflächen Köpfe, Kriegergestalten und Wappenzeichen in getriebenem Metall abheben. (Zeugsaule für Band-Colliers: A. Richard, W. Krieger Str. 10; für Metallgürtel: P. Bernmann, W. Friedrichstr. 59.)

mit Desenrand (Picot-Band) erscheint am geeignetsten, — sowie unter den unzähligen glitzernden und schimmernden Perlenzierathen ist der weiteste Spielraum gelassen. Als gleich hübsche Idee erscheint die Vereinigung des so beliebten, dem Tailleband oder dem Ueberkleid aufgelagerten Halbgürtels mit der Fächerkette. Beide werden übereinstimmend aus Metall gefertigt und können, je nach der Arbeit, einen wirklichen Kunstwerth haben. So besteht einer der uns vorliegenden Modells-Gürtel aus verschieden großen Medaillons, die durch Ketten verbunden und an den Rändern



Den von uns beschriebenen und theilweise bildlich dargestellten Winterstoffen hat sich ein tüchtiges, einfarbiges Gewebe zugesellt, welchem zur Garnitur schmälere und breitere, wie Durchbruch wirkende Streifen eingewebt sind, während die Ränder in breite Franzen auslaufen. Auf der geschickten Verwendung Weider beruht, wie die distinguirte Toilette der Vorlage zeigt, zumeist die sehr gefällige Wirkung des Ganzen, welche durch eine von den Streifen abdeckende Unterlage oder einen glatter dunkleren Plüsch-Unterzug noch erhöht wird. (Zeugsaule: A. Richard, N. Auguststr. 5.)

Kostüme für die Jagd zu Pferde und zu Fuß spielen in der eleganten Welt eine so große Rolle, daß wir denselben nochmals einige Worte widmen wollen. Von den verschiedenen acceptirten Jagdstämmen geben wir heute drei der interessantesten. Außer leichtem Tuch in Dunkelbraun oder Ruffischgrün, den echten Jägerfarben, welches fast ausschließlich für das lange Reitkleid gewählt wird, sind englischer glatter oder gerippter Sammet,



Serge, Vigogne oder Voden die geeignetsten Stoffe. Zu dem durch ein Beinkleid ergänzten, knapp über das Knie reichenden Faltenrock trägt man entweder die dem Herren-Jacket ähnelnde Bluse mit Lederbügel oder die langschößige, durch eine Weste aus Tuch, Leder u. vervollständigte Jacke, oder endlich die kurze Taille mit Postillon-schöß und breitem Kragen; dazu nach Belieben hohe Stiefel, Leder oder Tuch-Gamaschen, einen runden Filzhut mit steifer Feder oder die Mütze mit breitem Schirm. Viele Taschen, wie Knöpfe aus Horn oder Bronze mit Jagd-Emblemen, sind charakteristisch für diese praktische Tracht.



Die von der Mode in hervorragender Weise bevorzugten Palesmenterien haben sich vollständig der Halzperlen, welche in den verschiedensten Formen auftreten, bemächtigt. Da sind zunächst die Rosenperlen nachgebildeten, ferner glatte stumpfe, schwarze Holzperlen in jeder Größe, Perlen aus Olivenholz und solche mit

grün, grün oder bläulich schimmerndem Metall-Überzug. Auch Spitzen und kleine Grelots aus langen, gerstentornähnlichen Perlen, stumpf oder glänzend polirt, sieht man zum Abschluss von Kranzstrahlen angewendet oder auf Beschäfte gruppenweise aufgenäht. Die stumpfen schwarzen Perlen bilden auf gitterartigem Chemille-Grunde oder feinstartig gewebten Seidenen



Borten zu Schmelz- oder geschliffenen Glasperlen einen sehr wirkungsvollen Contrast. Auf dem Gebiete der letzteren erscheinen als Neuheit die, das Stagenauge imitirenden Perlen, welche allein oder in Zusammenstellung mit gleichfalls blaugraue schillernden Stahl- oder Schmelzperlen besonders für Kranz Verwendung finden. Unsere Darstellungen geben, — theils in halber, theils in ganzer Größe, — einen kleinen Ueberblick über den Reichthum des vorhandenen Materials. (Bezugsquelle: S. Veermann, W. Friedrichstr. 59.)

Ein sensationelle Neuheit haben wir unter den Stoffen für elegante Gesellschafts-Toiletten zu verzeichnen. Es sind dies einzeln gewebte, gemusterte Bahnen (pans), die man mit dazu passendem glatten Stoffe zur Herstellung einer Toilette verwendet.



Dem eigenen Geschmack bleibt es überlassen, ob man aus diesen Bahnen, welche, anser in Schwarz, in allen dunklen Tönen, wie in den schönsten Lichtfarben vorrätig sind, entweder nur ein Tablier, die Seitenbahnen oder auch eine selbständige Schleppe bilden will. Auf der weichen, schweren faille française, die den Grundstoff sämmtlicher Bahnen abgiebt, markiren sich querlaufende Atlas- oder Plüschstreifen in abgestufter Breite; andere Bahnen zeigen breite Krabben- oder Bordüren in gemustertem Sammet, wieder andere ein nach oben sich verjüngendes Kantenummuster. Jede Robe kann durch eine Schärpe, deren Enden mit den „pans“ harmonisirend ausgestattet sind, vervollständigt werden. (Bezugsquelle: J. A. Derte, W. Leipziger Straße 87.)



Die Majolika-Malerei.

Mit Recht genießt die Majolika-Malerei seit einer Reihe von Jahren eine außerordentliche Bevorzugung unter den auch im häuslichen Kreise gepflegten Kunstarbeiten; denn die schönen Vorbilder, welche uns aus der Renaissance-Zeit überkommen sind, eifern zur Nachahmung an und geben Zeugniß dafür, wie viel man auch mit geringen Mitteln zu erreichen vermag. Noch vor einiger Zeit war die Ausführung dieser Art der Malerei mit größeren Schwierigkeiten verknüpft; aber heute liefern bedeutende Fabriken dem Publicum ein Material, bei dessen richtiger Verwendung man des Erfolges gewiß sein kann. Bei der Beschaffung des Materials ist indeß eine Hauptbedingung zu erfüllen, welche von den Ausführenden oft nicht beachtet wird, — ein Versehen, dem ein großer Theil der erst nach dem Brennen bemerkbar werdenden Fehler zuzuschreiben ist. So geben wir dem im Anschluß an die früher in diesem Blatte veröffentlichten Artikel (Nummern vom 14. Nov. 1881 und vom 15. Nov. 1882) Genaueres über die bei der practischen Arbeit zu beobachtenden Punkte.

Jede Fabrik hat bei der Herstellung des Materials ihr Augenmerk darauf zu richten, daß Thonwaare, Glasur und Farben verwandte Bestandtheile enthalten, welche im Feuer innig mit einander verschmelzen. Da man aber nicht alle Fabriken die gleiche Art Erde verwenden, nicht Glasur und Farbe auf dieselbe Weise zusammensetzen, ist es notwendig, daß man Alles aus einer Fabrik bezieht und dieser auch die gemalten Sachen zum Brennen anvertraut, denn nur in diesem Falle kann man ein gutes Gelingen des Brandes erhoffen.

Die gewöhnliche Art der Majolika-Malerei besteht in dem Malen „unter Glasur“, d. h. die Malerei wird auf der rohen, unglasierten Thonwaare ausgeführt, und der Fabrikant überzieht dieselbe vor dem Brennen mit der Glasur, die in dieser Lage an-

fangs die Malerei überdeckt, erst im Feuer durchsichtig wird und diese dann wieder hervortreten läßt. Das Malen „auf Glasur“ erfordert bedeutend mehr Übung und Erfahrung und ist im Hause schon deshalb nicht gut anwendbar, weil die noch ungebrannte Glasur, auf welcher man malen muß, wie ein weicher Puder lose über dem Thon-Gegenstande liegt, sodaß dieser nicht gut transportabel ist.

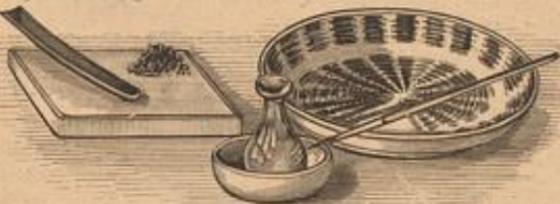
Die Farben kommen im Handel sowohl präparirt als trocken, in Pulverform, vor, und obgleich die ersteren beim Gebrauch bequemer sind, können wir aus eigener Erfahrung doch nur zu den letzteren



rathen. Die präparirten Farben sind mit Oel vermischt, und wir halten es für allein richtig, die Farben nur mit Wasser zu behandeln. Alle die Aebemittel, welche die Malenden gern zur Erleichterung der Arbeit hineinmischen, wie Zucker, Gummi, Glycerin etc., sind ebenso verwerflich, da sie den Fluß der Farben im Feuer, das weiche Ineinanderschmelzen, wie wir es bei den alten Majolikeln bewundern, verhindern. Noch bequemer für die Ausführung sind die farbigen Stifte, mit denen man Zeichnungen auf Thongrund fertigt; doch wenn diese an sich auch recht hübsch sein können, so dürfen sie doch mit der eigentlichen Majolika nicht in Vergleich kommen.

Die Farben müssen vor Allem sehr fein gerieben sein; davon hängt nicht nur das Gelingen bei der Arbeit, sondern auch im Brande ab. Man benutzt dazu eine mattgeschliffene Glasstafel und einen Glasläufer, schüttet etwas Farbe auf die Tafel, setzt sie viel Wasser zu, daß es eine breiartige, etwas dickflüssige Masse wird, und bewegt den Käufer wohl zehn bis fünfzehn Minuten im Kreise umher, die Farbe reibend; man merkt es schon an dem sanfteren Dahingleiten, wenn man zum Ziele gelangt ist. Für jede neue Farbe, welche man gerieben in ein vertieftes Porzellanschälchen thut, sind Platte und Reiber auf's Sorgfältigste zu säubern. Zum Malen benutzt man starke Aquarell-Pinsel mit sehr feiner Spitze, zum Zeichnen der Contouren einen feineren, zum Füllen der Flächen einen stärkeren Pinsel.

Das Muster wird mittelst Pausen auf den Gegenstand, — nachdem etwaige Unebenheiten mit Sandpapier abgerieben sind, — übertragen und mit hartem Bleistift (sibirischer Graphit 6 H) nachgezogen; man überdeckt späterhin alle Bleistiftlinien sorgfältig mit Farbe, weil es manchmal vorkommt, daß sie nicht im Feuer verschwinden. Zuerst sind nun sämmtliche Flächen des Modells in den dafür zu verwendenden Farben zu übermalen. Das Auftragen der Farbe bereitet Anfängern einige Schwierigkeit und muß erst auf einem Scherben sorgfältig geübt werden. Man thut in ein Näpfchen ein wenig Farbe und verhältnismäßig viel Wasser, damit sie sehr dünnflüssig wird; da die Farbe stets zu Boden fällt, hat man beim Gebrauch immer von Neuem mit dem Pinsel umzurühren. Der Pinsel, welcher viel dieser dünnflüssigen Farbe fassen muß, wird beim Arbeiten durchaus senkrecht über der Fläche gehalten, sodaß die Spitze kaum den Grund berührt und die Farbe damit nicht gestrichen wird, sondern über die Fläche aus dem Pinsel fließt. Der Thon saugt sofort das Wasser auf, und wenn man nach dem Trocknen wahrnimmt, daß die Farbe zu dünn darüber liegt, so kann das Auftragen wiederholt werden. Hat sich die Farbe in kleinen Häufchen angelegt, so lassen sich die Unebenheiten durch vorsichtiges Schaben mit einem kleinen Reiser ausgleichen; Lichter können mit Brod oder Radirgummi herausgenommen werden. Da die Farbe nicht sehr fest auf dem Thon haftet, ist eine vorsichtige Behandlung, namentlich beim Senden nach der Fabrik, nöthig.



Zum Zeichnen der Contouren, — die vorzugsweise in Braun ausgeführt werden, — nimmt man die Farbe weniger dünnflüssig, ja es ist hier sogar gestattet, eine Kleinigkeit Gummi arabicum zuzusetzen, weil die Contouren sehr scharf und genau gezogen, wie ein feines, erhabenes Mändchen die Flächen umgeben müssen, wenn sie nach dem Brande kräftig genug hervortreten sollen.

Da die Farben größtentheils erst nach dem Brennen sich in ihrer eigentlichen Gestalt zeigen, so ist es wesentlich, daß man sich, um sie beim Malen richtig beurtheilen zu können, einen Probeteller fertige und brennen lasse, in der Weise, daß alle Farben der Reihe nach nebeneinander und in Kreuzlage darüber gestrichen werden,

daß also jede Farbe einmal über jede andere zu liegen kommt und man zugleich einen Maßstab für das Mischen der Farben erhält.

Als Bezugsquelle für sämmtliche Materialien zur Majolika-Malerei empfehlen wir die Fabrik von A. Drems, Berlin N, Liniestraße 119, die sich um das Emporblühen dieser Technik außerordentlich verdient gemacht hat und auch den röhlichen Thon führt, welcher als Untergrund den Farben einen besonderen, weichen Schmelz verleiht, frei gelassen, selbst als Farbe mitwirkt und bei figurlichen Darstellungen als Fleischton günstig mit benutzt werden kann.

Ein kunstvoll ausgeführtes Bild auf Thongrund malen zu wollen, muß stets als Verzierung bezeichnet werden; die Muster, welche als Vorbilder für Majolika-Malerei gelten sollen, müssen stets decorativ gehalten, in Flächen gemalt und mit kräftigen Contouren umgeben werden.

Fräulein Minna Laudien (Berlin W, Königgräzer Str. 56), die Verfasserin vorstehender Abhandlung, liefert auf Wunsch Vorklagen jeder Art für Majolika-Malerei.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Five o'clock-Kostüme. — In der „Wochenchrift für Spinerei und Weberei“ las ich jüngst bei Erwähnung der ganz seidenen Serzes die Bemerkung, daß dieselben sich mit ihren schönen, bestechenden Farben besonders zu „Five o'clock-Kostümen“ eignen. Was ist unter einem solchen Kostüm zu verstehen?

Junges Mädchen auf dem Lande.

Blumennamen. — Ein Botaniker sagte mir, daß nur sehr wenige Blumen und Pflanzen nach Frauen benannt sind. Ist dies richtig, und welches sind diese Pflanzen?

Eine Blumenfreundin.

Antworten.

Kust (369). Als man zu Ehren des Kaisers Augustus, der im sechsten Monat, dem Sextilis des alten römischen Jahres, viele glorreiche Thaten vollbracht, diesen Monat „Augustus“ nannte, da ahnte man wohl nie und nimmer, daß die nordischen Barbaren des Tacitus dem Worte einst eine gar liebe und innige Bedeutung als „Kust“ unterlegen würden. Der Name, den Karl der Große dem Monat als „Erntemonat“ beilegte, ist nicht so tief in's Volk gedrungen. Unter Kust, früher auch „August“ geschrieben und gesprochen, versteht der norddeutsche Bauer, besonders in Mecklenburg, die ganze Erntezeit des Monats August. Das ist dem plattdeutsch redenden Volke heimisch und lieb geworden, wenn ihm auch die Herkunft des Namens wenig bekannt ist. Wie tief das Wort eingedrungen, das zeigen alle damit zusammengehörten Wörter, die sich auf diese Kust- oder Erntezeit beziehen: Kust-Kepfel und Kust-Birnen, die zur Zeit der Kust reif sind, Kust-Gier, die zur Kust aufgefahrt werden, Kustbier, d. h. das Erntefest, Kusthühner und Kusthähne, die zur Kustzeit aufgefüttert sind und zum Aufstrier verpest werden, Kustlöf, d. h. dicker Reis mit einer biden Jimmel- und Zuckerkruste (Köst), und Kuststruz, der Strauß mit hanten, flatternden Bändern. Auch die Poesie hat sich hineingemischt, und hier gebe ich zum Schluß ein altes „Chrent-“ (Ernte-) und Kust-Lied, das am Abend des Erntefestes oder schon am Abend vor demselben mit einem Kranze der Herrschaft überliefert wurde und noch hier und da überbracht wird:

Guten Abend, meine Herren und Damen insgesammt! Hier bringen wir Sie den Ohrentkranz. Die Ohrent und Kust ist gefeheren ganz. Wir haben gebunden (das Korn), daß das Sand gestöwt. All meine Herren, lassen Sie auftragen, daß der Tisch sich bögt. Dieser Kranz ist gemacht hübsch und fein, Den haben gemacht die Mädchen allein; Dieser Kranz ist gemacht bei der Nacht, Dabei sind wir gewesent ganz munter und macht. Ich wünsch' dem Herrn und der Frau einen vergoldeten Tisch, Auf allen Ecken einen gebratenen Fisch. In der Mitte möcht' sein ein Gefäß mit Wein, Das möcht' dem Herrn und der Frau ihre Gesundheit sein; Ich wünsch' dem Herrn und der Frau ein schneeweißes Hemd, Damit soll ihr jung Leben vollend't.

Obotrit.

W. A. in Agram. — Ja, auch der „Printemps“ verwendet Kataloge. Bestellen Sie einen solchen direct von der Firma Jules Taluyet und Comp. in Paris.

Langjährige Abonnentin. — Die nähere Adresse ist und nicht bekannt, doch gewiß durch die deutsche Gesandtschaft in London zu erfahren.

G. S. in Amsterdam. — Soweit wir wissen, Pseudonym. Ueber die Absichten des Stuttgarter Verlegers ist uns nichts bekannt.

Fröhliche Tafelrunde. — Der Wunsch hat seinen Namen von dem hindostanischen Worte paschah, d. h. „Fest“. Die Engländer in Indien gaben dem Weiskrante den Namen, weil sie es aus fünf Bestandtheilen zusammensetzten: Rum, Wasser, Thee, Zucker und Citronen.

Zu dieser Nummer gehört ein Modenbild, für die Abonnenten der großen Ausgabe zwei Modenbilder und ein Kostümbild.

Von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelbogen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 R. 50 Pf. (1 Gulb. 50 Kr., mit Postzusendung 1 Gulb. 80 Kr.)

Die Hest-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe“, das Hest (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.)

Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf. (2 Gulb. 55 Kr., mit Postzusendung 2 Gulb. 85 Kr.) — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Hest-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Anzeigen.

Falls solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ ungenügend von uns angesehen werden sollten, haben zu dem Preise von 1 Mark für die einbändige Renouveau-Heile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, Annahme der Anzeigen in allen Ausgaben-

Bureau, sowie in den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W, Postamtler Straße 38, und zu Wien I, Dorotheengasse 3. Interessenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Insertions-Auftrag dauert.

100 versch. Briefmarken: Kautschuk, 1 Mk. Briefl., Senegale, Türkei etc. nur Gg. Bus, Him a P. Preisliste gratis.

Briefmarken kauft, tauscht und verkauft G. Zechmeyer, Nürnberg.

Elegantes Weihnachtsgeschenk für Damen: Clementine Helm, Unsere Dichter. Eine neue Gedichtsammlung mit Preislichthaltigkeit der neuesten Literatur, ca. 600 Seiten, weißfarbig gedruckt, reich illustirt, mit 10 Bildnissen in Lichtdruck. Preis 7 Mark. Bekanntlich bilden gerade Gedichtsammlungen das beliebteste Geschenk für Damen. Verlag von Touger & Gevers in Berlin, Friedrichstraße 233. Vorrätig in allen Buchhandlungen.

6 mal vierjährig mit neuen Briefen. Bithern liefert in anerkannt vollendeter Arbeit, Oble und mit großer Sorgfalt gut bestrich, schon von R. 16.— an, feinere Qualitäten R. 22, 28, 36—150 R. Gräter's beste Schule zum Selbstunterricht, 181. I R. 5.—, 184. II R. 7.—. Violinen sowie alle übrigen Erreich-Instrumente zu den billigsten Preisen. Preis-Liste gratis und franco. Die Saiten-Instrumenten-Fabrik von Gebrüder Wolff in Kremsnach.

Brillanten. Simili-Brillanten in echter Goldfassung, von echten Brillanten nicht zu unterscheiden; wasserklar und feuerhell unter Garantie der Haltbarkeit. Preis-Kat. grat. u. fr. Bijouterie-Fabrik Max Grünbaum, Eicht Gold Mk. 2. Berlin, 35 Leipzigerstr.

Roben- und stückweise direct an Private — ohne Vermittelung von Agenten oder Zwischenhändlern:

Weisse & schwarze ganz seidene Satins merveillenx Mtk. 1.90 p. M.

bis Mtk. 14.65 in je ca. 16 verschiedenen Qualitäten.

Weisse & schwarze ganz seidene Damaste Mtk. 2.45 p. Meter

bis Mtk. 14.50 in je ca. 12 verschiedenen Qualitäten.

Weisse & schwarze seidene Atlasse Mtk. 1.25 p. Meter

bis Mtk. 18.50 in je ca. 18 verschiedenen Qualitäten.

Weisse & schwarze Ottoman, Surahs, Ripse, Caffete Mtk. 1.80 p. M.

bis Mtk. 14.20 in je ca. 60 verschiedenen Qualitäten.

porto- und tollfrei ins Haus. — Muster bereitwillig — Briefporto nach der Schweiz 20 Pfennig.

Zürich (Schweiz).

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt,

Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Muster von farbigen Seidenstoffen jeden Genres umgehend.

Kunstgewerbliches.

Inhalt der heutigen Nummer:

Gordian Hettich in Furtwangen, Baden. Schwarzwälder Kutsch-Uhr. Preis M. 70.

Otto Weinhold jun. in Olbernhau, Sachsen. Servirtisch. Preis M. 75.

f. Schade, Juwelier, Berlin C, Roßstr. 27. Anhänger. Preis M. 50.

T. Hoffmeister und Grassler, Hoflief., Koburg. Kinderbettstille. Preis mit eleganter Garnitur M. 110.

Zur Notiz: Der in unserer Nummer 20 vom 16. October abgebildete Römer entammt der Kryptall-Fabrik von Dillerooy und Beck in Wadgassen, nach deren Entwurf er ausgeführt wurde, während die Gravirung wie angegeben von Moriz Wenzel in Breslau herührt.

DER GUTE TON

IN ALLEN LEBENSLAGEN. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben von Franz Ehardt. Prachtwerk in Lex.-8°. Gedruckt in zwei Farben auf Velinpap. m. vielen Vignetten. 56 Bog. eleg. geb. mit Goldschm. 10 Mk. — II. Teil: Unserer Frauen Leben. 24 Bog. geb. 6 Mk. Prospekte gratis und franko. Zu beziehen durch alle Buchh. oder direkt portofrei vom Verleger JULIUS KLINCKHARDT in LEIPZIG und BERLIN W., Lützowstr. 11.

Universum. Illust. Zeitschrift f. Belletristik, Kunst und Wissenschaft. II. Jahrgang. Jährl. 24 Hefte, halbmonatlich. Jedes Heft 1. gr. Lex.-Form. mit 3 Lichtdruck-Kunstbelegungen kostet nur 50 Pf.

Abonnements bei sämtl. Buchhandlungen u. Postanstalten. Mitarbeiter die besten und beliebtesten Schriftsteller und Meister der Kunst. Das erste Heft ist erschienen und beginnt mit einer grosseren Novelle aus dem äthiopischen Afrika:

„Die Numidierin von Ernst Eckstein.“

B. Schleip, Behrenstr. 21, Hoflieferant Ihrer Maj. Hohel. der Frau Prinzessin Friedrich Carl von Preussen.

Inhaber von Preismedaillen und Diplomen. Fabrik seit 1816 in Berlin, empfiehlt sein reichhaltiges Lager von Flügeln und Pianinos.

Unverantwortlich!

ist es, wenn Damen Schnabeln ohne S. F. Neuh'sche (Nachen) Patent-Sicherheitskappe tragen. Zu haben in jeder Kurzwaarenhandlung.

Spitzen, jeder Art, Breite u. Farbe. Sticfereien in Füll, Batist und Seinen empfehle in bekannter guten Qualitäten zu den billigsten Preisen. Muster franco, Sendungen gegen Nachnahme. Berlin W., Leipziger Str. 11. Rudolph Gutmann, und Wilhelmstr. 66c.

Verlag von Franz Eipperheide in Berlin. Lehrbücher der Modenwelt. Erster Band.

Die Anfertigung der Damen-Garderobe.

Vollständig in etwa vierzehn Lieferungen zu 60 Pf. (55 Kr.)

Don Hedwig Lechner und Gunda Beeg.



Don Hedwig Lechner und Gunda Beeg.

Berlin 1885.

Verlag von Franz Eipperheide.

Jede Lieferung umfasst 16 reich illustrierte Seiten.

Der reichhaltige Inhalt zerfällt in zehn Abtheilungen. Die erste lehrt das Nehmen, die folgende die zweckmässigste Benutzung der auf den Beilagen der „Modenwelt“ gegebenen Schnittmuster, sowie der kleinen Schnittlebensrichten, die dritte giebt Anweisung zur selbständigen Aufzeichnung von Schnittmustern. Dem Zuschneiden und Fertigmachen nach diesen, den Nähen, Befestigungen und Schluss-Einrichtungen sind besondere Abtheilungen gewidmet. Ebenso wird das große Gebiet der Besätze und Garnituren selbständig mit anschaulichen Darstellungen behandelt. Den Schluss bildet die Behandlung und Darstellung einer Reihe von fertigen Gegenständen. Einen besonderen Vorzug des Werkes bilden die sehr zahlreichen, den Text erläuternden Illustrationen.

So wird dieses Lehrbuch nicht nur Neulingen in der Kunst der Schneiderei ein sicherer Leitfaden, sondern auch schon Erfahreneren vermöge seiner Vollständigkeit und Ausführlichkeit ein sehr willkommener Rathgeber sein. Das Werk wird in ungefähr 14 Lieferungen à 60 Pfennig (55 Kreuzer) vollständig, alle 3-4 Wochen wird eine solche ausgegeben.

Lieferung 1, welche einen ausführlichen Prospect enthält, kann als Probe zum Preise von 70 Pfennigen oder 40 Kreuzern frei unter Kreuzband bezogen werden. Zur Abnahme einer bestimmten Anzahl von Lieferungen ist Niemand verpflichtet.

Erschienen ist jedoch Lieferung 13 mit 98 Illustrationen. Dieselbe enthält: Fortsetzung der Abtheilung „Fertiggestellte Einzelheiten und vollständige Kleidungsstücke.“ — Bestellungen werden von allen Buchhandlungen angenommen.

Filet-Guipure-Album.

Eine Sammlung stilvoller praktisch ausgeführter Original-Muster. Nebst illustrirter Anleitung von

Erna von Manteuffel. Preis in eleg. Mappe M. 15. Verlag und Eigenthum von

Gustav Elkan in Harburg a. d. E.

Die Mehrzahl der Musterbücher für weibliche Handarbeiten ist eine der erfreulichsten Erscheinungen unserer Zeit. Wie im 16. Jahrh., der grossen Zeit des feinen Geschmackes, gerade die Frauen sich auch mit ihren Arbeiten in den Vordergrund stellten, so haben wir eine ähnliche Thatsache auch in unserer Zeit zu verzeichnen und dass man dabei vor Allem auf praktische Muster Werth legt, beweist, dass diese Bewegung selbst eine feste Grundlage gewonnen hat. Zu den besonders werthvollen Arbeiten auf diesem Gebiete gehört das vorliegende Buch, das allen, welche auf weibliche Handarbeiten etwas halten, im höchsten Grade erwünscht sein muss und dies um so mehr, weil die praktischen Anleitungen und Fingerzeige hier mit klarem Verständniss und feingebildetem Geschmacke verbunden sind. Red. Kunst u. Gewerbe, Nürnberg 1885, Nr. 4.

Gegen Imitation. Garantirt echten

Tiroler echten

Damen-Kleider-Loden

80 Ct. breit zu 90 Kr. (M. 1.50) und 8. 110 (M. 1.85) empfiehlt und sendet auf Verlangen Muster

Anton Dolar, Klagenfurt.

Hochelegante Neuheiten

reinwollener Damenkleiderstoffe versendet jede Meterzahl zu niedrigstem Fabrikpreis: Muster frei, das Fabrikationsgeschäft von O. Rossner, Greiz.

Patent-Steinbaukasten!

Wer die neue reichillustrierte Preisliste über Steinbaukasten noch nicht besitzt, verlange sie baldigst durch Postkarte. Zufendung franco. Diese Baukasten sind bekanntlich das gediegenste Weihnachtsgeschenk für Kinder von 3 bis 14 Jahren.

F. Ad. Richter & Cie., Rudolstadt, Thüringen.

J. Rink, Spitzen-Manufactur

Berlin, Jägerstrasse 23.

Gehobtes Lager ämml. Spitzen u. Spitzenartikl. Necht und Imitation. Spitzenconfection. Spitzenwäscher. Ausbesserung. Applikation.

Sobald erschienen: Wiel, mod. Dr., Diät. Kochbuch für Gesunde und Kranke. VI. verb. Aufl. Preis brosch. M. 4.80, geb. M. 5.50. Amerikaner bostoner Kochbuch. Zugleich Ergänzungsband zu allen bestehenden. Lehrt uns auch, was und wie wir in den Tagen der Noth unseren Kranken kochen müssen. Fr. Wagner'sche Univ.-Buchhandlung in Freiburg i. B.

Monogramme-Büchlein

von Erna von Manteuffel. Preis à Heft 40, mit Porto 50 Pf. Jedes Heft für eine Familie anreichend, enthält 25 Monogramme für Plättchen. Bei Bestellungen genügt Angabe des gewünschten Buchstaben. Harburg a. E. Gustav Elkan.

Briefmarken.

Briefmarken von einzelnen Ländern u. in ganzen Sammlungen u. Albums werden gefakt. Gest. Offerten unter D. R. 200 an die Exped. d. Illustrirten Frauen-Zeitung in Berlin erbeten.

Nützliches Weihnachtsgeschenk für Damen!

S. Suhr's Zuschneidelust für Damen. Zum Selbstunterricht bearbeitet. Siehe Inzeratenteil der Illustrirten Frauen-Zeitung vom 1. Juli 1885. Preis in Karton-Form eleg. geb. 12 Mark. Franco gegen Einzahlung.

Der Einsiedler.

Erzählung von Adolf Pichler.

(Schluß.)

Jndes hatte sich der Bauer aus dem Winkel erhoben; er faßte Jodol bei der Hand und schüttelte sie kräftig. „Das hast gut gemacht, Student! wenn D' auch schießen könntest, wär's noch besser!“

„Was, schießen?“ fuhr dieser auf; „siehst Du dort die Tauben fliegen? Gib mir ein Gewehr, und Du kannst Dir eine braten lassen.“

Der Bauer holte hinter dem Ofen einen Stutzen hervor. „Ich mein' halt, Du Federfuchser kannst nicht einmal recht anschlagen.“

Der Student riß das Gewehr an die Wange, setzte jedoch augenblicklich ab. „Willst Du mich etwa foppen? Da ist ja die Mäde verschoben!“

Jener schmunzelte; er ließ sich dann erzählen, wer und woher Jodol sei, was er zu thun gedente, und sagte: „Recht so, Dich kann ich wohl noch brauchen. Nächstes Jahr wird ein lustiger Fasching, darauf kommt ein trauriger März, dann ein blutiger April. Merk' Dir das und sag' es dem Einsiedler von der Brettsfall, der kann Dir's erklären; dann suche mich auf; ich bin der Spedbacher von Rinn.“

Nun erhob sich ein und der andere Bauernbursch vom langen Tische und bot Jodol das volle Glas zum Bescheid.

Der Mann von Rinn begann noch einmal: „Student, jetzt schau, daß D' zum Loch 'naus kommst; nach Innsbruck darfst D' nit mehr zurück, sonst stecken sie Dich in den blauen Kittel. Du übernachtst heut' auf meinem Hof; vor Tagesanbruch schleichst Du über die Volderbrücke und gelangst dann durch den Gnadenwald zur Fähre bei Buch; dort set' über den Inn und bleib' bis auf Weiteres zu Rindl. Die Zeche zahl' ich; hast Geld zur Heimfahrt?“

Jodol nickte.

„Um die Madeln brauchst Du nit bang z'sein; die führ' ich bis zum Firtzenweg. Ich mein', die da.“ — er deutete auf Gretel, — „wird schon für Dich beten, daß es Dir gut geht. Jetzt schau, daß D' weiter kommst.“

Jodol gab Gretel schnell einige Aufträge; sie möge seine Sachen mitnehmen und einstweilen beim Zoll liegen lassen und der Mutter sagen, daß er sie übermorgen um ein Nachtquartier bitte. Noch ein Händedruck, und er war mit etlichen Burschen aus Rinn auf dem Waldsteige dahin.

Kaum eine halbe Stunde später kam schon eine Patrouille mit aufgespiangtem Bajonett, um ihn abzufassen; der Wirth sagte dem Feldwebel: „Der Vogel ist aus dem Neste, dem Brenner zu; versucht es lieber mit dem Rothkopf im Keller.“

Die Soldaten ließen sich Wein bringen; der Wirth hatte nur so geredet, um sie fest zu halten und von der Spur abzulenken.

Auch Gretel und Luise verreisten am nächsten Morgen. Natürlich tauschten sie vorher, wie es bei Mädchen Brauch, die Schwüre ewiger Freundschaft, Schwüre, welche jedoch nie über die Hochzeiten hinaus halten. Es sind eben Blümchen des Lenzes, und die — welken vor dem Sommer.

Am dritten October, etwa um vier Uhr, stand Jodol vor dem väterlichen Hause. Sollte er eintreten oder nicht? Die Thür war offen, er hörte in der Küche das Feuer prasseln. Seine Stiefmutter rührte am Herd mit dem Löffel den dicken Brei; als sein Schatten hinein fiel, drehte sie sich um. Die Augen aufgerissen, starrte sie ihn an; ohne Händedruck oder Gruß Gott schrie sie: „Was willst Du hier, Du Bagabund?“

„Meine Kammer, welche mir das Testament zuspricht, das einzige, was Du mir nicht geraubt hast. An Deinem Tisch werd' ich nicht essen.“

„Da hör' ein Mensch! Deine Kammer! Erseh' erst, was Du aus dem Hause hinausgetragen; — Deine Kammer! Ich habe das Obst droben, es ist für Dich kein Platz.“

„Nun, so gib mir die Flinte mit Schrot und Pulver, wie ich sie vorigen Herbst zurückgelassen.“

„Hat man Deinen Vater umsonst begraben? Ich habe sie verkauft.“ Dabei hob sie den kochenden Brei vom Herd: „Jetzt geh', oder ich schütte Dir die Pfanne in's Gesicht!“

Jodol wandte sich schweigend. Auf dem Hausflur gedachte er seiner glücklichen Jugend und trat dann in's Freie, un schlüssig, wohin er sich wenden solle. Der neue Pfarrer kannte ihn nicht; was kümmerten sich Bettern und Basen um ihn? Vater und Mutter lagen im Grabe; sie wollte er auf dem Friedhof besuchen. Er kniete vor ihrem Hügel nieder; die Hände gefaltet, betete er für die armen Seelen, daß sie, weil er auf Erden sich ihnen nicht mehr anvertrauen könne, ihm aus dem Fegefeuer Rath und Trost zusenden möchten. Ein

kalter Herbstregen begann zu rieseln. Er wischte die Stirn ab und spritzte noch mit dem Wedel Weihwasser auf die Gräber; dann schlich er, den Blick oft rückwärts gewendet, zum Gitter hinaus. Ohne Zukunft, aus der Heimath verstoßen! Er fühlte sich so gedemüthigt, daß er sich an Gretel gar nicht zu denken getraute; wie sollte er ihr die Schmach, das Elend des heutigen Tages erzählen?

Er ging; er folgte den Füßen, die ihn weitertrugen, nicht die Füße ihm. Es regnete stärker, er spannte den Schirm aus und schritt weiter, ohne rechts und links zu schauen.

Da weckte ihn das Plätschern eines Brunnens: er stand neben der Kapelle vor Rattenberg. In der Vorkhalle setzte er sich auf eine Bank; den Arm auf das Kinn gestützt, barg er das Gesicht in der Hand und ließ die letzten Ereignisse an sich vorüberziehen. „Wer ein Einsiedler wäre, wie Bruder Michael!“ seufzte er tief. Da fühlte er sich leise berührt und schaute auf. Der Bruder Michael stand vor ihm, — wie ein Wunder, — die Augen voll Theilnahme auf ihn geheftet.

„Ich weiß Alles, was sich in der letzten Zeit zgetragen, — auch was heut in Rindl geschah; hat es doch Deine Stiefmutter jubelnd auf dem Platz erzählt, wie sie Dich aus dem Haus geschafft. Du hast keine Heimath mehr, — wohl! Aber wer nichts hat, hat Gott! Zu Deinem Haupt ist der Himmel, unter Deinen Füßen die feste Erde; noch hast Du, was der Mensch nur einmal besitzt, die Jugend, die Kraft der Hoffnung.“

Aus Jodols Auge quoll eine Thräne; der Einsiedler ahnte die geheime Sehnsucht, die hoffnungslos, und begann wieder. „Vielleicht liegt das Glück vor Deinen Füßen, und eine treue Hand hilft Dir den Schatz heben. Wie oft habe ich erfahren, daß die Menschen sich am nächsten sind, wenn sie am weitesten auseinander schienen!“

Jodol schwieg noch immer. Da setzte sich der Einsiedler neben ihn. „Mein alter Leib muß ein bischen raufen, und auch für Dich ist es nicht gut, am hellen Tag durch Rattenberg zu gehen, denn es könnt' ein Steckbrief eingetroffen sein. Wahrscheinlich nicht; die Baiern haben jetzt Anderes zu denken, als an eine Wirthshausmette.“ Doch lassen wir das; selbst schlimmsten Falls ist die Sache bald spurlos in den Acten vergraben. Du mußt weiter denken.“

Jodol juckte mit den Achseln.

Der Einsiedler blickte ihn ernst an: „Sei nicht so verzagt; Du weißt nicht, was ein Mann leidet und leiden muß. Du bist unschuldig an Leib und Seele, Du weißt nicht, was es ist, wenn die Schuld am Elend hängt. Ich werde Dir etwas erzählen, und dann jammere noch, wenn Du kannst. Vorerst mußt Du Dich jedoch laben; auch Brot und Wein sind ein Trost.“

Er zog aus dem Lederranzen eine Flasche Wein und zwei Semmeln: „Das hat mir der Pfarrer von Breitenbach mitgegeben; mög' es Dir Gott segnen!“

Der Student, welcher fast noch nüchtern war, griff gierig zu. Der Einsiedler dachte wohl: „Wenn der Hunger erwacht, ist Alles gewonnen!“ und steckte die leere Flasche ein; dann begann er: „Ich habe versprochen, Dir etwas zu erzählen; behalt' es für Dein Leben. Hüte Dich: es giebt nichts Schrecklicheres, als wenn sich Unglück und Schuld an Deine Fersen heften.“

„In Ungarn war ein Soldat, der hatte manchen Strauß mitgeschossen, und nachdem er mit vierzig Jahren als Feldwebel den Abschied erhalten, wollte er sich ein warmes, trauliches Häuslein einrichten und schaute nach den Töchtern des Landes aus. Der Vater hatte ihm eine Hütte vererbt; ein sonniger Weinberg, ein tiefgründiger Acker und etliche Wiesen sicherten den Unterhalt. Darum schauten auch die Mädchen des Landes den Mihaily freudlicher an, bis er sich mit der schwarzäugigen Tochter eines Betyaren, der mit seiner Kofsherde über die Pusta streifte, vermählte. Schon nach zwei Wochen brach der Türke über die Donau, der Landsturm wurde aufgeboden; auch Mihaily rückte aus, er wurde gefangen und nach Jean d'Acres Meer in die Sklaverei verkauft. Das war ein Sturz aus dem seligsten Glücke in das tiefste Elend. Jeden Morgen betete er für sie; jeden Abend, wenn die Ketten klirrten, dachte er an sie, welche ihm durch den Pfarrer unlösbar verbunden war. Nach zwei Jahren gelang es ihm, auf ein österreichisches Schiff zu entinnen; von Triest bettelte er sich in die Heimath. Er konnte schreiben, wollte jedoch überraschen. — Thor! Wenn er mit ergrauendem Haar und gekrümmtem Rücken vor sie hingetreten wäre! — Etliche Stunden von seinem Dorfe, wo sich mehrere Pfade kreuzen, war eine Schenke. Von den Gästen hätte ihn schwerlich Jemand beachtet; er gesellte sich zu den Zigeunern, welche neben den Schweinen im Kothe lagen. Nun erfuhr er durch allerlei Fragen: der Stuhlrichter habe ihn für verschollen erklärt, weil er binnen einem Jahre auf keine Ladung geantwortet, und dann

sein Gut seinem Vetter Jstvan als nächstem Erben zugesprochen. Bald darauf habe Maria diesem die Hand gereicht. Ein Zigeuner fügte bei: er habe auf der Hochzeit gefiedelt; da sei es lustig zugegangen. Der Tausch war auch nicht schlecht: für den alten Feldwebel den schönsten Burschen weitem, den Jstvan! Das schien dem Mihaily unmöglich, er ließ jedoch nichts merken und schlich auf einem Seitenpfad in die Haselbüsche vor der Hütte. Da sah er den Jstvan und sie, wie sie unter der Ulme, wo er so oft geruht, das Mittagmahl verzehrten, lustig und schäckernd; sie hob dann die weiße Decke von einem Knäblein und zeigte, wie gesund es schlief. Maria war nicht seine Tochter, sie war sein Weib; wäre sie seine Tochter gewesen und hätte mit Jstvan sein Brot, — ich meine das Brot des Mihaily, weil es ja auf seinem Felde wuchs, — gegessen und seinen Wein getrunken, er hätte sie gesegnet und wäre, um ihr Theil nicht zu schmälern, als Bettler fort gewandert; hätte der Knabe Jstvans Züge getragen, er hätte den Enkel geküßt. Jetzt aber grinst ihm aus dem reinen Antlitz der Unschuld Spott entgegen; er zog den Dolch und schwur Rache, — die Hölle hat den Schwur erfüllt.“

„Warum klagte er nicht vor Gericht? Der Stuhlrichter hätte ihn für den bloßen Versuch, seinen Spruch umzustößen, von den Panduren als Betrüger auspeitschen lassen, und dann? Entsetzt von der menschlichen Gesellschaft, in seinem heiligsten Recht mit Füßen getreten, ward er Räuber unter Räubern. Oft schlich er um das Dorf, wie der Wolf der Pusta, oder lag im Schilf der Theiß versteckt, wo die Bauern zu fischen pflegten. Da kam endlich Jstvan, ein schöner, kräftiger Bursch; er pfiß lustig den Kalozi-Marsch, — warum nicht? Mihaily sprang hervor und stieß ihn lautlos nieder. Später gelang es seiner Bande, die Post abzufangen; sie theilten die reiche Beute und zerstreuten sich dann, denn man war ihnen auf den Hacken. Mihaily legte die Uniform des Soldaten an, welchen Einer vom Volk geschossen, und nahm dessen Paß, weil er sich dann für einen Urkauber oder Verabschiedeten ausgeben konnte. Er verließ Ungarn. . . . Weißt Du nun, was Elend ist? Gott wußte ihn aber auch im Abgrund zu finden; er führte ihn auf den harten Pfad der Buße, wo sich ihm vielleicht noch der Eingang in den Himmel öffnet. . . .“

Er schwieg. Jodol faßte tief gerührt seine Hand und küßte sie.

Die Nacht war hereingebrochen, dem Regen mischten sich einige Schneeflocken bei. Sie wanderten eilig vorwärts. Aus dem Erdgeschloß des Zöllners schimmerte Licht; der Student wollte anklopfen, Michael zog ihn zurück.

„Sie erwarten Dich. Heut aber bist Du zu aufgeregt; geh vorwärts; ich ruhe hinein, Du siehst in Sicherheit.“

Er that es. Schweigend stiegen sie zur Brettsfall empor; der Einsiedler führte Jodol in die leere Zelle, wo auf dem Bett eine neue Kutte ausgebreitet war, und verabschiedete sich kurz: „Morgen erfährst Du wichtige Dinge!“

Müde und erschöpft hatte der Student die Posaunen des jüngsten Gerichts verschlafen, und erwachte erst, als ihn der Klausner heftig am Arme rüttelte. Es hatte tief herab angeschneit; erst die kalte Luft, welche durch das offene Fenster hereinströmte, brachte ihn zur Besinnung. Er wollte nach seinen Kleidern greifen, Michael reichte ihm die Kutte.

„Folge mir, Du sollst Alles hören!“

Er ging auf die kleine Terrasse voraus, welche er auf der weitstehenden Warte des Felsenvorsprunges angelegt hatte. Bald klapperte Jodol mit den Sandalen auf dem Pflaster; er kam sich vor, wie eine Maske, und mußte trotz der düsteren Stimmung über seinen Anzug lächeln.

Der Waldbruder begann ohne weitere Einleitung: „Du bist ein Tiroler, darum haffest Du die Franzosen; Du weißt, wie der Groll im Herzen des Volkes lodet. Man hat ihm jedes Recht entzogen, ihm in's Gesicht gespieen, die Schergen Bonaparte's auf die Priester gehetzt und die Altäre in den Kirchen geplündert; wir brechen los, die Kreideseuer“) auf diesen Bergen rufen die Welt zur Freiheit. Wir sind nur eine kleine Schar, aber denk' an Gideon, an Simson, die Makkabäer! Gott ist nicht nur ein Gott der Liebe, sondern auch der Rache! Wenn wir nach Menschenkräften thun, was wir können, wird er seine Engel mit dem Flammenschwert der Wunder aussenden, wie gegen Sennacherib; sie schleudern Apollon von dem Throne Babels in den Brunnen der Finsterniß und drücken das Siegel des Erlösers auf den Stein, der ihn auf ewig verschließt. Mag der Fuß der Verwüstung in unsere Thäler treten, unser Blut fließen! Hülf' er uns, den ich nur im Staub zu nennen wage, — o, mir ist oft, als sähe ich den Himmel aufgethan, und tausend Märtyrer mit

) Vorn im Wirthshaus.

) Feuersegnale.

Kronen und Palmzweigen schweben empor aus dem finsternen Lualm dieser Erde in das ewige Licht!"

Jodol sah ihn staunend an. Das war nicht mehr der alte Michael: in den Augen loderte schwärmerische Gluth; von den bebenden Lippen floß der schneeweiße Bart nieder wie ein Wasserfall; die Hand zuckte krampfhaft, wie die Kralle des Falken, der eine Schlange zerdrückt.

Nachdem er Athem geschöpft hatte, begann er wieder: „Wir müssen jedoch mit menschlichen Mitteln anfangen. Im nächsten Jahre beginnt Oesterreich gegen die Franzosen; auch bei uns sind die Minen gelegt, die Luntten bereit. Sie sind in die Hand von Männern gelegt, welche dem Volk wie Feuerfäden in der Wüste voranziehen. Schon im Februar wird es jenen da und dort, denn der Uebermuth der Fremden will einen lustigen Fasching; da sollen die Bürger Frauen und Töchter nach Sodom und Gomorcha zu ihren Tänzen schiden. Im März werden die Blauen noch obenauf sein, sie träumen ja von neuen Siegen; der April steht blutroth im Kalender. Verstehst Du nun, was der Speckbacher gemeint hat? Er ist einer der ersten; er hat Dich an mich gewiesen. Wenn die Lawinen niederbrechen, bist Du Offizier, vorläufig jedoch Einsiedler, denn in der Kütte kannst Du am besten Bottschaft tragen von Widum zu Widum. Mein Geist ist zwar willig, aber der Leib schwach; da mußt Du mir Deine Jugendkraft leihen. Willst Du?“

Jodol schlug freudig ein.

„Vielleicht ziehst Du dieses Gewand gar nicht mehr aus. Im nächsten Jahr siehst Du schreckliche Dinge; Du erfährst, daß alles Irdische ist wie Thau, welchen die Sonne der Ewigkeit aufzehrt; Du erkennst vielleicht, daß es besser ist, dieser sogleich als treuer Planet zu folgen. O, ahnest Du, welch ein seliger Frieden hier um diese Klause, diese Kapelle schwebt! Das steht jedoch bei Gott!“

Jodol blickte bei dieser Anrede auf das Häuschen an der Ziller. Nun holte Michael aus der Küche ein kräftiges Frühstück. Als sie fertig waren, nahm er den Stab und hängte einen Zwillichsad über den Rücken, in dem Papier knisterte.

„Ich bringe jetzt dem Pfarrer Siard diese Schriften; bei ihm laufen viele Fäden zusammen. Er kann die Adressen schreiben; morgen verträgst Du sie. Die Frauen am Zoll werde ich verständigen; denen darf man schon trauen; Barbel und Gretel thäten, wie Joel und Judith, wenn es der Herr verlangte. Du gehst in die Zelle, schreibst die aufgelegten Nummern ab; daneben liegt ein kleines Büchlein über Vorposten, das ich zusammengestellt, und Du kannst daraus Manches lernen, was Du wissen mußt. Siehst Du dort den Stadel, — er steht tief zwischen den Erlen der Au, — Marxens Stadel. Komm bis Zwei hin; ich lehre unsere Buben dort ein bißchen exerciren. Vergiß nicht, Mittags um Zwölf das Ave zu läuten.“

So ging es in diesem Sturm mit den Schicksalen der einzelnen Menschen; wer sollte sie beachten?

Jodol sah die Frauen nur noch selten und zufällig, kaum auf ein paar Minuten; ihr Gespräch war so ernst, daß nicht einmal die Kütte zu einem naheliegenden Scherz Anlaß bot. Die Vorbereitung zum Kampf von 1809, die Großthaten und Siege der Tiroler, bis sie der Uebermacht erlagen, erzählt die Geschichte; wir können sie höchstens als Hintergrund andeuten, wenn sich unsere Freunde davon abheben.

Jodol suchte unter Speckbacher in erster Reihe. Er war bei der Schlacht am 10. April, wo die Franzosen vor Teimer die Waffen streckten, und eilte, als der General Chasteler, der vielleicht recht gut auf das Schachbrett des Exercirplatzes taugte, die Stellung bei Wörgel verloren hatte, in das Unterland, um ihn zu bewegen, den Paß von Rattenberg oder vor Straß am Klaused zu besetzen. Der slog aber schon zu Margarethen in rasender Hast, barhaupt, die Haare gestäubt, an ihm vorüber; kein Zurück vermochte ihn aufzuhalten. Er hat jetzt in der Kirche St. Giovanni in Paolo Ruhe gefunden; die Grabchrift verkündet seinen Sieg über die Francogalli in den thätischen Bergen, und daneben prangen die Denkmäler glorreicher Dogen.

Bald stühten Jodol in wüster Unordnung die Trümmer des gesprengten Heeres entgegen, ohne Kanonen, ohne Pferde, Viele ohne Waffen, als ob ihnen Brede schon in den Nacken hiebe. Da war kein Bescheid zu erlangen; Jeder sorgte für sich. Die Angst besüßelte seinen Schritt; an sich dachte er kaum noch, nur an Gretel und ihre Mutter.

Endlich zu Straß! Das Dorf war noch nicht verlassen, Schützen in größeren und kleineren Gruppen berietlichen, Weiber drängten ängstlich herbei, um zu horchen. Bei der Kirche stand der Einsiedler, gab Befehle und ermunterte. Als er Jodol sah, rief er: „Bringst Du Hülfe?“

„Uebermorgen früh rücken Speckbacher und Straub mit dem Landsturm des ganzen Innthales, des Stubai und Sellrain an.“

„So vertheidigen wir den Paß. Lätet Sturm!“ Bald rief eine Glode der anderen von Dorf zu Dorf, die Kreidefeuer stammten von Berg zu Berg, in das Rassel der Trommeln mischte sich der grelle Schrei der Schwegelpfeife. Michael trat vor die Front der etwa zweihundert Schützen.

„Weiß Keiner, wie weit der Feind vorgerückt ist?“

„Bis Kropfsberg noch nicht,“ antwortete Gredler, der Wirth von Gertrauden; „von den Oesterreichern war gar nichts zu erwarten; die hatten ihre Augen und Ohren an den Füßen, und auf diesen liefen sie davon!“

„Ich will mich vorwärts wagen!“ schaltete Jodol ein. Michael schüttelte den Kopf.

„Diese Räuber bringen Wehrlose um; was thäten sie erst Dir! Ich selbst will gehen; Du kannst mich begleiten, in der Kütte. Herr Pfarrer, fertigen Sie ein Schreiben an den Dechanten von Neut aus, wie wir es mit der Pfingstfeier halten sollen. Das wird uns decken.“

Siard trat in den Widum und brachte bald einen Brief mit dem Amtssiegel. Die zwei Einsiedler nahmen eine Patrouille mit; die sollte sie am Hügel vor Kropfsberg erwarten. Beim Zoll pochte Jodol an die geschlossene Thür; die Frauen erschrakten vor seinem finsternen Blicke im Schatten der Kapuze.

„Ihr könnt nicht hier bleiben,“ sagte er kurz; „richtet Euch morgen auf die Dämmerung. Stecht ein, was Ihr an Geld und Schmutz habt; bindet Lebensmittel, etwa für drei Tage, in ein Leintuch, in ein anderes zwei Kopfpolster und zwei warme Decken. Also morgen in der Dämmerung! Behaltet die Kleider an und betet, daß uns Gott Alle behüte!“

Sie schritten vorwärts. Vor dem Wirthshaus in der Aue brannte ein Feuer.

„Ein Piquet!“ flüsterete Michael; gleichzeitig rief es aus einem Busche „Halt!“, und der Posten trat mit gefälltem Bajonnet vor sie hin.

Sie blieben stehen. Auf das Zeichen kam ein Feldwebel mit sechs Mann.

„Ah, Pfaffen! Das sind Spione! Durchsucht sie.“ Man fand den Brief an den Dechanten; ein Soldat las ihn bei dem Scheine der Laterne laut vor.

„Dieser Dechant muß auch ein Spitzbube sein; vielleicht hat ihn der Brede schon hängen lassen, weil er ein Tiroler ist. Wir haben da und dort einen solchen Kerl aufgeknapft, daß er im Wind tanzte wie ein Hampelmann. Marsch!“

Man führte sie vor den Offizier. Dieser sah sie aufmerksam an, prüfte das Schreiben und befahl dann, sie vor den Kronprinzen in Mahen zu geleiten; der wolle ja Voten an die Tiroler schicken, weil man befürchte, daß sie gegen Kriegrecht auf die Parlamentäre schießen, diese dummen Bauern. „Behandelt sie jedoch gut!“ fügte der Offizier leise bei; „vielleicht ist etwas von ihnen zu erfahren.“

An den grauen Mauern der alten Burg zuckte ungewisser Feuerchein; im Hofe kochten die Soldaten, was sie zusammengeräubt, in den kupfernen Feldkesseln. Ein Offizier eskortierte dem Kronprinzen die Meldung; man führte die Einsiedler über eine Treppe mit hölzernem Verschlag in eine getäfelte Stube. Hinter einem Eichenische saß ein feiner junger Mann, den die Kunstgeschichte als König Ludwig von Baiern preist; er hatte das Schreiben Siard's in der Hand und musterte dann die Zwei von oben bis unten.

„Nach Neut dürft Ihr nicht; Ihr wäret die richtigen Vögel für den Dohmentieg Lesebvre's. Ich will Euch nichts zu Leid thun; aber gebt mir Bescheid, wahren Bescheid.“

Die Zwei verneigten sich.

Der Kronprinz trat vor sie hin. „Ist die Brücke über die Ziller schon abgebrochen?“

„Nein!“

„Wurden Verhaue angelegt?“

„Nein!“

„Haben die Oesterreicher die Stellung besetzt?“

„Nein!“

„Ja, wo sind sie denn?“

„Dabon gelaufen!“

„Warum haben die Tiroler diesen Krieg angefangen?“

„Weil die Baiern den Krieg mit Gott angefangen haben. Fragt nach, wie Eure Soldaten gehaßt haben, und Euer Brede hat ihnen nicht Einhalt gethan. Das Blut der ermordeten Greise, der hingeschlachteten Weiber und der erwürgten und gespießten Kinder schreit zum Himmel! Sogar im Tabernakel war unser Herrgott nicht sicher; sie traten die geweihten Hostien auf den Boden, als wollten sie sich an Gott rächen, weil sie es an den Schützen nicht können. Wir Tiroler vertheidigen unser heiliges Recht, darum haben wir Krieg angefangen.“

Michael war dicht vor den Prinzen getreten, der einen Schritt zurückwich.

„Und weil wir die Franzosen nicht leiden können!“ fügte Jodol bei.

„Ich auch nicht, ich auch nicht!“ murmelte der Prinz

halblaut. „Aber es hilft nichts! So kann es nicht weiter gehen; ich werde Einhalt thun, wo es mir möglich. Glaubt mir, man opfert Euch. Dank von Wien? Vielleicht Versprechungen und einige Gnadenpfennige anstatt des Haltens! Prometter lungo ed attender corto! Ich kenne Wien besser, laßt Euch nicht mehr bethören. Haltet Frieden mit uns, dann sollt Ihr Frieden haben. Was geschehen ist, ist geschehen! Verziehen! — Niemand soll ein Haar gekrümmt werden. Sagt den Hirten: Zieht auf Eure Almen, singt Eure Jodler und weidet die Kinder; wir schützen Euch.“ Sagt den Bauern: Kehrt zurück in Eure Höfe!“

Ein greller Lichtschein drang durch das Fenster; alle Drei blickten betroffen hinaus. Am linken Ufer des Inn brannten etliche Häuser und die Kapelle in der Mitte plöcklich auf. Prinz Ludwig lief etliche Male mit geballter Faust im Zimmer auf und ab. „O, diese Franzosen, diese Franzosen! Sie verderben mir Land und Leute!“

Michael blickte ihn theilnehmend an. „Ich war auch Soldat, — das ist, wie in den Türkenkriegen. Wenn Ihr der Sohn des Königs seid, befehlt, und wer nicht gehorcht, den laßt hängen, — wär's der Lesebvre selbst.“

„Sagt den Tirolern, ich werde helfen, wo ich kann; aber ich bin nicht allmächtig.“

Er entließ sie mit einer leichten Handbewegung; die Patrouille führte sie etwa hundert Schritte über die Vorposten.

Als sie zu Straß auf dem Kirchplatz anlangten, schlug es eben zwölf Uhr. Der vierzehnte Mai! Aus dem Zillertale waren noch die Nieder Schützen eingerückt; einzelne Landstürmer strömten von da und dort zu. Diese kleine Schar war zum Kampfe gegen die große und siegreiche Armee Brede's und Lesebvre's bereit. Höher als die Begeisterung für den Ruhm, welche sie den Soldaten gönnten, bewegte diese tapferen Herzen die Liebe zu Gott und Vaterland; darum wird der Eichenkranz auf den Bergen Tirols nie welken, das einzige, was es sich in diesen Kämpfen herausgeschossen.

„Wir haben Zeit,“ rief Michael den Männern zu; „vor Zehn, Elf wird der Feind nicht an der Brücke eintreffen. Jodol führt Zimmerleute hin; dort tragen sie das Joch gegen Straß ab und legen einige Bretter, die man zurückziehen kann, wenn die Baiern stürmen. Die Compagnie von Nied begleitet ihn; er läßt sie am Fuße des Klauseds, das er bei Anbruch des Tages besetzt; einen Zug stellt er hinter die Mauer von Kropfsberg zur Beobachtung der Landstraße; aber ja nicht schießen, sonst ist der Feind gewarnt und rückt gleich in voller Schar an; wir müssen Zeit gewinnen!“

Zimmerleute mit dem Lederschurz, das Schlichtbeil auf der Achsel, traten vor; die Nieder ordneten sich in Doppeltrotten; Jodol, der sich mittlerweile in den Offizier verwandelt, trat mit gezogenem Säbel an die Spitze. Beim Zoll sah er wohl zwei Schatten hinter dem Vorhang, er marschirte jedoch ohne Zeichen vorüber.

Endlich krächten die Fahnen, die Sterne verblaßten, ein schmaler Lichtschein erhellte den Ort. Da klopfte es an die Thür. Die Frauen traten mit ihren Bündeln heraus; sie blickten Jodol an, was er verfüge. „Heut keinen guten Morgen,“ sagte er, „aber gebe uns Gott einen guten Abend.“

Gretel getraute sich kaum, ihn anzuschauen, so prächtig stand er da. Die Krempe des Hutes war rechts aufgestülpt und mit einer grünweißen Kokarde, aus welcher der Federbusch emporstieg, angeheftet. Schräg über die breite Brust zog der Gurt mit dem Säbel, den das Portepée schmückte. Sie fühlte, sie wußte: Er ist ein Mann! und war stolz auf ihn.

„Legt die Bäck auf die Bank,“ fuhr er fort „und schaut meinem Finger nach. Dort links ober der Kapelle ist eine kleine Wand; ein Buschstreifen zieht mitten hinein. Dann trefft Ihr ein Brettchen, das wie ein Steg zu den dichten Zundern führt. Dieg die Keste auseinander, und Ihr steht vor einem Knappenloch, wo der Einsiedler und ich solche Dinge aufbewahrten, welche die Kühle des Kellers bedürfen. Dort sucht und findet Euch Niemand, wenn Ihr das Brettchen hineinzieht. Höchstens in drei Tagen ist ohnedem Alles vorbei; Ihr seid dort besser aufgehoben, als wenn Ihr in ein nahes Dorf flüchtet. Vielleicht komme ich noch heut Nachts. Habt Ihr mich verstanden?“

Sie bejahten es.

„Nun, Jagg,“ rief er einem Schützen zu, „rück' mit dem Karren vor. Alles, was Ihr noch an Lebensmitteln habt, — Speck, Eier, Käse, das Fäßchen Wein, — wird aufgeladen; es ist besser, die Schützen zehren es auf, als daß es diese welschen Hunde verschlingen.“

Die Mutter zögerte, den Schlüssel abzugeben; Gretel nahm ihn mit einem raschen Griff und reichte ihn Jagg.

„Nun kommt schnell; wir müssen retten, was zu retten ist. Alles können wir nicht retten: Es ist nur für alle Fälle, auch für den schlimmsten. Wir sind halt zu wenig, zu wenig!“

Die Frauen gingen voraus; zwei Schützen folgten ihnen in die Küche. Dort führte eine Schlagthür in



Berlin zu Großvaters Zeit. Unter den Linden und das Sanderburger Choe. Von Franz Hartmann. — Siehe Seite 106.



den Keller; Jodol zog sie auf. „Die werthvollen Sachen hinunter!“

Die Frauen und die zwei Bauern schleppten allerlei Geräth mit vollen Armen herbei. Nun ergriff Jodol Thongeschirr und schlechtes Porzellan und — schleuderte es auf dem Boden in Trümmer. Entsetzt starrte ihn die Mutter an.

„Sie sollen glauben, es sei hier schon geplündert worden; dann ziehen sie vorbei, wenn sie etwa nicht gar die Hütte anschnüren, diese Mordbrenner!“

Dann ging er in die Zimmer, hakte da und dort mit dem Säbel in einen Stuhl, durchstach ein Bild, schlichte ein Bett auf, daß die Federn herumstoben, — es war ein Gräuel der Verwüstung. In der Küche warf er die Fallthür zu, stürzte den großen Wandkasten darauf, sodaß sie vollkommen gedeckt war. Die Schützen hatten unterdeß die Fenster eingeschlagen.

„Wo ist Dein Geflügel?“ wandte er sich plötzlich an Gretel.

„Drunten im Stall eingesperrt!“

„Laß es schleunig auf den Acker! Fangen werden sie's nicht; mit ihren Schießprügeln treffen sie zu schlecht, um etwas zu erwischen. Deine Blumen werden sie freilich zerstampfen, — wären's die einzigen Blüten, die in diesem Lenze fallen!“

Er blieb eine Weile stehen und betrachtete sein Werk: „Fertig und fort!“

Vor dem Hause saß ihn Gretel bei der Hand; sie blickte ihn treu und innig an. „Jodol, ob wir uns auf dieser Welt noch einmal sehen, liegt in der Allmacht Gottes; aber eines verpflücht mir: wenn Du irgendwo krank oder verwundet liegst, laß es mir wissen; dann suche ich Dich, — wär's auch barfuß durch Nessel und Dornen, — und laß Dich nicht verwerden.“

Er drückte zitternd einen flüchtigen Kuß auf ihre Stirn und stürmte mit den Schützen, ohne umzusehen, zur Brücke. Die Mutter schluchzte; sie konnte ihm gar nicht mehr ein Kreuz machen.

Zum Verständniß der folgenden Ereignisse muß ich eine kleine Skizze der Gegend entwerfen. Der Inn fließt von West nach Ost; darauf senkrecht in der Richtung von Süd nach Nord erreicht ihn die Ziller. Etwa dreihundert Schritte von ihrer Mündung drängt sich der Schrofen des Klaussees so nahe an ihr rechtes Ufer, daß der Weg in die Felsenwand gesprengt werden mußte; um einer Umgehung vorzubeugen, war er abgegraben. Einen Steinwurf unterhalb steht die Landstraße ostwärts über eine hölzerne Brücke, also parallel dem Inn. Das Dorf Gertrauden liegt in der Senkung zwischen dem langgestreckten Hügel links, welcher die Trümmer von Kropfsberg trägt, und den Schutthalen rechts, wo die Knappen das taube Gestein abgestürzt hatten. Darüber erhebt sich der Berg als eine Fortsetzung des Klaussees, da und dort bewaldet, mit den Mündlöchern von Stollen und einzelnen Holzhütten. Von der Brücke abwärts standen damals rechts an der Ziller einige starke Eschen, links etliche Stadel; die Ufer waren beiderseits flach, von nassen Wiesen und Erbüschen eingesäumt.

Neben der Brücke hatte sich Michael aufgestellt, ohne Waffe, nur ein Crucifix im Arme; auf und ab lauerten die Schützen hinter den Steindämmen der linken Seite; gedeckt durch einen Erdhaufen, kniete der Pfarrer, um Sterbenden die Sakramente zu reichen. In den Stadeln lagen Schützen versteckt, wenn sich etwa die Baiern am rechten Ufer ansbreiten sollten. Auf dem Klaussee und ober den Schutthalen standen die Nieder mit Jodol wie auf einer Bastei, um die Feinde in der Seite zu fassen. Alles war so ruhig, daß man den leisesten Pfiff der Meise, das Zirpen der Grillen hörte.

Eins! Der Posten hinter der Mauer von Kropfsberg ließ den Abhang herab durch die Büsche zur Brücke. — Pferdegetrappel! — Kein Blatt regte sich, kein Kopf tauchte auf. Ein Zug Chevauxlegers, den Karabiner bereit, sprengte zur Brücke, voran der Lieutenant von Altrans. Jodol erkannte ihn augenblicklich; gerade ihn wollte er nicht aus dem Hinterhalte treffen und sprang daher auf einen Steinblock; jener zielte mit der Pistole, die Kugel warf ein Lärchenzweiglein herab, — zur Antwort ein Krach, das Ross bäumte, warf den Reiter aus dem Sattel und schleifte ihn kopfunter blutig am Hügel zurück. Nun wurde es lebendig; nur wenige Soldaten entrannten dem sicheren Blei, um dem Vortrab, — leichten Jägern mit dem Raupenhelm, — Nachricht zu bringen. In dichter Kette drangen sie vor, — vergebens! „Heut blüht der Flachs!“ riefen die Schützen einander zu, als sie die lange Zeile der Todten in der blauen Montur sahen. — Fünf! Es war eine jener Pausen im Gefecht eingetreten, wo sich die Wegner mit scharfen Blicken schweigend messen, um sich dann Leib an Leib im tödtlichen Ringen zu umspannen. Die Batterien wurden vorkommandirt. Brede sprengte hin und her; wüthend, Schaum auf den Lippen, ordnete er die Sturmcolonnen, denn der Franzose Lefebvre hatte ihn ausgelacht, daß er die Bauern nicht mit einem

) Glend umkommen.

Rasenstüber vertreibt. — Dem Herrn Marschall sollte es in den Schluchten des Eisal noch schlimmer gehen! Als sie in den Bereich der Schutthalen gelangten, stochte der Vormarsch, die Kugeln schlugen ein, Major Jaigner war zum Tode getroffen. Da legte sich an den Saum des Waldes dicker Rauch, Flammen züngelten empor und flatterten bald, vom Winde getrieben, in breiten Streifen aufwärts durch die Föhren: die Baiern hatten die Bäume angezündet, um die Schützen zu vertreiben. Bald stand das Klaussee da wie in einem Feuermantel, ein Funkenregen stob gegen die Brücke, über das ganze Thal breitete sich grauer, beißender Qualm. So schob sich Heersäule an Heersäule gegen die Brücke; wach eine, drängten zehn nach. Sappeurs wollten Bretter legen, da sprang Michael auf: „Wir haben zum Laden nicht mehr Zeit, schlagt sie mit den Kolben hinab!“ Eine Salve erdröhnte; er fuhr mit dem Kreuze gegen die Brust und stürzte von einem Balken in die reißende Fluth. Die Wogen wirbelten ihn fort; auf der Wasserfläche zog ein breiter, rother Striemen nach. Schützen sprangen mit Stangen hinzu; es gelang, ihn aufzufangen und an das Ufer zu ziehen, — er war todt. Sie trugen ihn in den Stadel auf das Heu. Der Feind hatte die Bewegung bemerkt; er zielte mit den Haubitzen hin, bis eine Granate einschlug und sogleich zündete. Aus allen Ripen und Fugen fuhr das Feuer; kaum vermochten die Schützen sich zu retten. Der Stadel brannte bis auf den Grund nieder; von der Leiche des Einsiedlers war nicht ein weißes Knochelchen mehr zu finden.

An der Brücke hatte eine kleine Zahl Schützen eine Armee fast einen halben Tag aufgehalten; jetzt war der Widerstand gebrochen, die Vertheidiger zerstoben oder flohen zur Wand der Brettfall, wo sie das Feuer noch einmal eröffneten. Die Baiern schossen mit den Kanonen hinauf; drei Kugeln streiften die Kapelle. Das Fußvolk eilte im Laufschrift vorüber; die Stechschiffe von oben trafen weniger sicher. Beim Einbruch der Dämmerung war Alles vorbei. Wie die Baiern im Dorfe wütheten, erzählt Stard; die Gräueltaten von Schwab und Bomp mag man in Kapp's Buch nachlesen. Brede errichtete man in der Feldherrnhalle zu München neben Tilly ein Denkmal.

Jodols Schützen waren versprengt; er entrannt nach Hart im Zillerthale, übersehte bei Schlitters, wo einzelne Höfe brannten, den Bach und stieg dann quer durch den Wald zur Brettfall. Er öffnete die Zelle, da stand und lag Alles unberührt, — wo mochte der Einsiedler sein? Von der Terrasse schaute er in's Thal: die Stille der Nacht unterbrach nur bisweilen das Wellen eines verlaufenen Hundes oder der Einsturz verkohlter Balken, von denen rothe Funken emporflogen. Am Klaussee glöstete es noch; beim Wehen der Luft zuckte hie und da eine Flamme von einem Busch, der bisher verschont blieb. Er schaute zum Himmel: die Sterne wandelten klar und ruhig durch das unermeßliche Blau; eitle Thorheit der Menschen, die an ihren erhabenen Gang ihr kleines Schicksal knüpft!

Hier oben war Alles sicher. Der Steig war abgebrochen; über Rottenburg hätten die Baiern keinen Führer gefunden. Jodol holte die Frauen aus dem Stollen, hinter dessen Eingang sie, in die Dedeln gewickelt, lauerten. Die kirchliche Regel verbot ihm, sie in die Zelle zu führen; er schloß ihnen daher die Kapelle auf, wo von dem Altar die ewige Ampel durch das rothe Glas schimmerte. Nun kochte er eine warme Suppe; sie verzehrten sie auf dem Beschemel und erzählten sich die Ereignisse des Tages. Auch sie wußten von dem Schicksale des Einsiedlers nichts. Dann bereitete er ihnen ein bequemes Lager an den Stufen des Altars, — sie sollten ihn beim leisesten Geräusch rufen, — und ging in die Zelle, ließ aber die Thüren nur angelehnt. Alle bedurften sehr der Erquickung des Schlafes.

Pax vobiscum!

Hier will ich die geduldigen Leserinnen noch mit einem Waldbruder bekannt machen, der ihnen die Klausur erklären mag. Es ist, — eigentlich es war, denn man hat ihn längst begraben, — mein Freund, der Bruder Felix. Im Jahre 1848 zog er mit den Landesschützen an die welsche Grenze, betheiligte sich an mehreren Gefechten und pilgerte dann nach Jerusalem; ob aus romantischem Hang oder als Büsser, hat er mir nicht gebeichtet. Zurückgekehrt, siedelte er sich unter den Ruinen der Burg Thauer neben dem Kirchlein des heiligen Romedius an, der als Klausner auf einem Bären über den Ronsberg nach Rom geritten war. In Gold und Perlen gefaßt, blickt sein Schädel vom Hochaltare nieder.

Bruder Felix und ich saßen manches Stündlein vor der Hütte, auf dem Tische ein Krug frisches Quellwasser und ein Laib schwarzes Brot. Wir redeten von alten Tagen; er erzählte wohl auch Wunder aus dem Leben der heiligen Väter in der Wüste Thebais, wie es ein großes Fresco im Campo santo von Pisa darstellt. Da erzählte ich auch Näheres über die Klausur, und warum keine Frau die Zelle des Mönches oder Anachoreten betreten darf.

„Die Liebe zum Weibe ist ein Unkraut im Acker Gottes; wo es wuchert, ersticht der englische Weizen und streut die Sünde ihren Samen. So ein Mädel gleicht einer Ziege, die in den Garten deines Herzens bricht; sie benagt und benascht die schönsten Triebe der Gottseligkeit, daß sie vertrocknen und abfallen.“

So fand er immer neue Gleichnisse und Bilder, deren ich nicht jedes wiederholen darf. Was mochte Felix erfahren haben? Zu Innsbruck erzählte ich mehreren jungen Damen von ihm; sie machten einen Ausflug, ihn zu besuchen. Als sie unvermuthet durch den Zaun des Gärtchens traten, sprang er hinten durch das Fenster der Hütte: „denn wenn die heiligen Väter irgendwo Recht haben, ist es in Bezug auf die Weiber.“

Vielleicht räucherete er dann die Zelle mit Schwefel aus.

Die Drei schliefen tief in den Tag. Jodol bereitete ein Frühstück; dann kamm er durch die Tannen, deren Rinde oft von Kugeln zerseht war, in das Thal hinab. Die Häuser waren verlassen und beraubt, das Vieh aus den Ställen fortgetrieben; der Sturm jedoch vorübergebraut, ja nicht einmal ein Nachzügler zurückgeblieben. Beim Zoll war Alles unverändert, wie er es vorausgesagt hatte. Bauern, welche sich in Wald und Au versteckt hatten, schlichen allmählig herbei und holten dann Weiber und Kinder, bis so ziemlich wieder Alle beisammen waren. Etliche Compagnien Soldaten marschirten ohne Aufenthalt durch die Gassen nach Schwab; weil ihnen Niemand feindlich entgegentrat, verließ Keiner die Reihen. Nachmittags erfuhr Jodol auch das Schicksal und den Tod Michaels; er mochte nichts mehr hören und lehrte auf die Brettfall zurück. Dort betete er mit den Frauen in tiefster Trauer für die Seelen der Gefallenen; dann raffte er sich auf und ergriff den Stupen. Den Frauen rieth er, erst übermorgen Mittag heimzukehren; sie sollten ihm, er werde ihnen Nachricht senden.

Auf Bergpfaden, wo sich ihm mancher verprengte Landstürmer anschloß, erreichte er die Seinen im Wippthal; von Zeit zu Zeit meldete ein Brieflein am Zoll, daß er noch heil und unverletzt sei. Auch nach dem Waffenstillstand bei Znaim, wo Oesterreich auf Tirol vergessen hatte, nahm er an der dritten, ruhmvollsten Erhebung theil; dort vergaß auch Lefebvre das Prahlen.

Abler, Tirolerabler!
Warum bist Du so roth? —
Vom rothen Sonnenheine,
Vom rothen Feuerweine,
Vom Feindeblate roth,
Davon bin ich so roth!

Kennt ihr diese Strophe von Johann Seem, dem unglücklichen, mannhaften Dichter? Sie ist noch hie und da auf den Feisenköpfen der Schützen gemalt.

Als der Friede geschlossen war, sah Jodol ein, daß die Fortsetzung des Kampfes vergeblich, unrecht, verderblich sei; er widerrieth, wo er konnte, entrannt aber nur mit größter Noth der Wuth sanatisirter Bauern, welche ihn als Ueberläufer todtzuschlagen wollten. Das nützte ihm jedoch in anderer Weise, indem ihm die bairischen Behörden schon für die letzten Tage des nächsten Februar die straffreie Rückkehr gestatteten. Er war dessen froh; das Gnadengedächtniß des Flüchtlings in Klagenfurt wollte ihm nicht munden. Schon gar nicht mehr, als er auf der Post erfuhr, daß Andreas Hofer durch die Franzosen den Märtyrertod erlitten, während ihr Kaiser die Tochter des österreichischen Kaisers Franz I. als Braut heimzuführen wollte. Er dachte an die Warnung des bairischen Kronprinzen zu Rayen und glaubte, es müsse sich jede Stirn verfinstern, jede Faust ballen. Die Leute erzählten sich aber die Nachricht gleichgültig, als wäre ein gemeiner Verbrecher ausgeführt worden, der sie eben auch nicht näher anging. Ein Beamter meinte gar: „Wär' er daheim geblieben, im Wirthshaus am Sand hätte ihm Niemand was gethan.“ Ingrimme saßte ihn; er hätte sich lieber in Tirol einsperren lassen, als noch länger in Kärnten bleiben. Dann zog ihn auch ein tiefes Heimweh nach Norden: wie oft träumte er von den Bergen bei Straß, von Gretel, mit der er im Gärtlein Blumen pflanzte; einmal flocht er mit ihr einen Kranz für das Grab Michaels und erwachte weinend.

Er lehrte über den Paß Thurn zurück. Ueberall waren die Leute beschäftigt, den Schaden auszubessern; Maurer, Tischler und Zimmerleute arbeiteten; die Herzogsgüte des Königs Max gab Hoffnung auf schönere Zeiten. Auf Jodol drückte noch tiefe Schwermuth; auch seine persönlichen Verhältnisse, der Ausblick in eine öde Zukunft hemmten Willen und Thatkraft. Darum wählte er die abgelegene Brettfall zum Aufenthalt; ja, man sah ihn sogar manchmal in der Kütte, als hätten die Worte, welche Michael über die Ruhe und den Frieden da droben sprach, bei ihm Nachklang gefunden. Den Zoll besuchte er fast alle Tage. Bald setzte ihn die Mutter an den Schreibtisch, er sollte helfen; am liebsten hätte sie es gesehen, wenn er ganz zu ihr gezogen wäre. Gretel war ernst und still; ihr reiner Sinn ahnte, daß

die Rebel bald reißen und sich dann die scheinbaren Widersprüche in Harmonie lösen würden. Von der Vergangenheit sprachen sie kaum.

Am Faschingsamstag Abends ging Jodol durch das Dorf dem Berge zu. Etliche Bursche, mit denen er früher hie und da eine Halbe getrunken, hielten ihn auf. „Klausner,“ begann einer, „kommst Du morgen nicht in den Saal zum Eder? Wir haben die Musik bestellt!“

„Die Musik!“ erwiderte Jodol, „in dieser Zeit?“ „Eben darum! Die Todten weckt Niemand auf! Sollen wir uns dazu in's Grab legen? Sie haben ihre Zeit gehabt, und wir haben die unsrige. Sei geschickt! Du verstandest sonst einen Spaß; bring' die Gretel mit, dann tanzen wir, bis die Sohlen reißen!“

Jodol ging unwillig weiter. Empörte ihn schon der Leichtsinm, was ging sie Gretel an? Sonntag Abends drangen die Töne der Geige und Clarinette in seine einsame Zelle. Sie und da ein Juchschrei zum Stampfen der Füße, — er hörte Alles. Er mochte sich nicht in's Bett legen; um Zwölf war Polizeistunde, da mußte der ganze Hexensabbath aufhören. Dort verstummte die Musik, die Lichter verloschen, und die Bursche stolperten über die Schwelle. Er meinte nun, es solle Ruhe werden, — doch nein! Da erscholl vom Zoll her wüster Lärm und dann ein Gesang, dessen Worte er nicht verstand. Schon wollte er mit dem Stutzen in der Faust hinunter; plötzlich Schweigen, — hatte sie vielleicht der Gerichtsdiener heim gejagt? Er täuschte sich. Den Berg herauf kam Jauchzen, — näher und näher bis vor seine Hütte. Sie stimmten ein Schnadahüpfel an, ein ganz neues, das sie beim Wein für ihn erfunden:

Der Dasiel im Wald
Dat nit warm und nit kalt,
Dat die Rutten auf'hängt
Und ist 'm Madel nachg'sprengt!

Schallendes Gelächter! Ihn erfaßte Wuth, er griff zu einem Knüttel und fuhr wie der Wetterstrahl mitten unter sie. Den Einen schlug er rechts, den Andern links; schreiend und heulend purzelte die Bande über den Steig herunter, schneller als sie heraufgekommen. Später bedankte sich der Wundarzt bei Jodol für den schönen Verdienst, den er ihm zugeschanzt.

Schon in der Dämmerung trat Barbel in die Zelle; sie war noch nicht gekümmert, keine Maske saß recht. Nachdem sie eine Weile gepustet, faßte sie ihn beim Scapular der Kutte: „Jodol, so geht's nicht mehr!“

„Ja, was ist denn?“

„Hast Du gestern das Schandlied nicht gehört, das sie uns gesungen? Der Einsiedel im Wald!“ — und dicke Tropfen perlten auf das Busentuch. „Gretel wird ausgeschrieben im ganzen Thal. Du mußt was thun.“

„Hab' ich sie nicht geprügelt, daß sie ihr Lebtag an den Segen des jungen Einsiedlers denken werden?“

„Du bist ein dummer Bub.“

„Ja, was denn?“

„Heirathen mußt Du die Gretel!“

„Heirathen!“ schrie er und tanzelte auf die Bank zurück.

„Ist sie Dir etwa zu schlecht?“

„Du lieber Gott!“ Er zwipfte am Paternoster.

„Nun gut! Gieb mir den Kalender, dann setzen wir die Hochzeit fest.“

„Ja, will mich denn die Gretel heirathen?“

„Hast's nicht gespürt?“

„Daß sie mich gern hat, schon, — aber heirathen!“

„Mir scheint, Dich hat das Studiren dumm gemacht. Also ja, die Fasten hältst noch aus; am Ostersdinstag ist dann die Trauung. Heut Mittag kommt, und da trinken wir Gesundheit drauf.“

Um elf Uhr sprang er in großen Säßen über den Berg hinunter; je näher er aber dem Zoll kam, desto langsamer wurden seine Schritte. Vielleicht wär' er am liebsten umgekehrt. Da schrie jedoch die Mutter zum Schubsenfer heraus: „Laß die Suppe nicht kalt werden!“ und er folgte dem Rufe Gottes.

Gretel wurde brennroth, als er vor sie hintret; die Mutter brummte: „Sag' Du ihm auch, daß er ein dummer Bub ist!“ Gretel sagte aber gar nichts. Nach den Krapsen wurden die Gläser gefüllt. Die Mutter hielt eine Rede: „Siehst Du, Jodol, ich habe mir längst schon gedacht, Du seiest ein braver Bub,

wenn Du auch nicht wüßtest, wie man die Mädeln anpacken muß. Du hast auch eine gute Schrift; ich bin alt und erthue es nimmer recht. Aber nur eines merk' Dir: Du mußt mit den Bauern nicht zu viel handeln, sonst bist verspielt. Am besten, Du giebst ihnen die Bollete*) und sagst gar nichts. Also Du übernimmst das Amt. Der Alte und ich haben erspart; Ihr könnt's auch thun, so lange Ihr jung seid; kommen Kinder, die sind dann ein freßendes Kapital. Unser Herrgott hat's mit Euch nicht schlecht gemeint, drum behaltet ihn vor Augen. Freilich, freilich, ich hab' noch Manches auf dem Herzen, aber wir bleiben ja beisammen, und da ist Zeit dazu! So, seht sollt's leben hundert Jahre nach dem Tode!“

Die Gläser klingelten lustig an.

Am Ostersdinstag troute sie Siard auf der Brettsfall. In der Brautnacht ertönte vor dem Zoll der volltönige Chor der Dorfmusikanten:

„Der Dasiel im Wald!“ wiederholte der Toast, die Gläser klangen an, und das junge Volk fragte, was denn das Gsahl und der Spruch zu bedeuten habe?

„Ach, wir glauben für die ganze Welt, für die weite Zukunft zu leben; aber die eigenen Entel wissen nichts von den Thaten und Leiden der Ahnen.“

Sei Jodol und Gretel die Erde leicht!

Kochdruck verboten.

Prinzessin Albrecht von Preußen.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 397.

Die Prinzessin Marie, Gemahlin des Prinzen Albrecht von Preußen, des neu erwählten Regenten des Herzogthums Braunschweig, erblickte am 2. August 1864 als Tochter des regierenden Herzogs Ernst von Sachsen-Altenburg und seiner Gemahlin Agnes, einer Tochter des Herzogs Leopold von Anhalt, das Licht der Welt. Ihre Vermählung mit dem Prinzen Albrecht von Preußen, einzigem Sohne des gleichnamigen jüngsten Bruders des Kaisers Wilhelm und seiner Gemahlin Marianne, geborenen Prinzessin der Niederlande, erfolgte am 19. April 1873 zu Berlin. Mit so glänzenden Festlichkeiten das Ereigniß gefeiert wurde, Niemand ahnte, daß das junge Paar dereinst in viel bedeutungsvollerer Weise die Augen des Volkes auf sich lenken würde. Wie hätte man auch vermuthen können, daß ein nachgeborener Prinz des Hohenzollern-Hauses in die Lage kommen sollte, in Deutschland Regenten-Pflichten auszuüben? So führte denn das erlauchte Paar, soweit Prinz Albrecht nicht in Anspruch genommen wurde von den militärischen Pflichten, die ihn in letzter Zeit als oberkommandirenden General des zehnten Armeecorps häufiger nach Hannover riefen, ein Leben ruhiger Abgeschlossenheit auf dem Schlosse Kamenz in Schleien, einem herrlichen, von schönem Park und uralten Waldungen umringten Fürstenthum, zu welchem von fernher malerische Gebirgsketten herübergrüßen. Auf diesem anmuthigen Fleck Erde, den noch mehr zu verschönern das hohe Paar sich eifrig angelegen sein ließ, wuchsen ihm drei Söhne empor: Prinz Friedrich Heinrich (geb. 15. Juli 1874), Joachim Albrecht (geb. 27. September 1876) und Friedrich Wilhelm (geb. 12. Juli 1880).

Erst vor wenigen Monaten wurde der Name des Prinzen Albrecht mit dem erledigten Regentenstuhle des Herzogthums Braunschweig in Verbindung gebracht, und bald war, was in den Zeitungen nur als Vermuthung auftauchte, Gewisheit. Am 18. October war in Braunschweig die Trauer um den verstorbenen Herzog Wilhelm abgelaufen; zwei Tage darauf schlug der Staatsminister Graf Görz-Brissberg, der Vorsitzende des Regenschäfts-Rathes, der zusammenberufenen Landesversammlung den Prinzen Albrecht von Preußen als Regenten vor, und am 21. October folgte mit Einstimmigkeit die Wahl. Die Deputation, welche sich nach Kamenz begab, um den erkorenen Regenten von diesem Beschlusse in Kenntniß zu setzen, erhielt die Zulage des Prinzen, und später ward ihr auch die Ehre zu Theil, dessen hohe Gemahlin wie die drei jungen Söhne zu begrüßen.

Bereits am Tage der Wahl, welche der Ungewisheit über die Zukunft des Herzogthums Braunschweig ein Ende machte, hatten im Lande mancherlei freudige Kundgebungen stattgefunden; und wie sehr der Beschluß der Landesversammlung den Wünschen speziell der Hauptstadt entsprach, das zeigte sich bei der Rückkehr des Grafen Görz-Brissberg, der sich, von Kamenz wieder in Braunschweig eintreffend, unvermuthet auf dem Bahnhofe von einer nach Tausenden zählenden, ihm jubelnd zuzuführenden Menge empfangen sah.

Noch viel wärmer und wahrhaft großartig gestalteten sich die Kundgebungen am 2. November, beim Einzuge des neuen Regenten und seiner Gemahlin in Braunschweig. Die Stadt war glänzend geschmückt; durch dicht gedrängte Spaliere der Vereine und Schulen nahm der Zug seinen Weg, überall vom Jubel der Bevölkerung begleitet; eine Serenade, von den Gesangsvereinen dargebracht, und ein imposanter Fackelzug bildeten den Beschluß des Tages. Nicht, als werde nur ein neuer Landesverweier begrüßt, sondern als würde dem angestammten, mit dem Volke verwachsenen Fürsten gehuldigt, so nahm sich das Ganze aus. In der That führt ja auch Prinz Albrecht die Regenschaft mit den Rechten des souveränen Fürsten, und seiner Tüchtigkeit wird es gelingen, sie zum Segen des Landes zu führen. Hieran wird ein Antheil auch seiner hohen Gemahlin, der Prinzessin Marie, gebühren. Die Braunschweiger haben es nur zu gut empfinden gelernt, was es heißt, wenn dem Herrscher die Gattin, dem Lande die Landesmutter fehlt. Viel entgeht dem Blicke des Mannes, was dem Auge des Weibes sich klar offenbart; Schmerzen und Sorgen, die männlichem Empfinden fern stehen, sie begegnen in uniger Theilnahme im weiblichen Gemüthe. Das gilt, wie vom einfachen bürgerlichen Hause, so auch vom erhabenen Fürstenschlosse, und deshalb erblickt der Prinzessin Albrecht die schöne Aufgabe, dem Lande, wohin ihren erlauchten Gemahl eine neu übernommene Pflicht gerufen, wenn auch nicht dem Namen, so doch der That nach eine Landesmutter zu werden.

B. H.



Das Café der Blinden in Paris. Um 1790. — Siehe Seite 404.



Pariser Caschenspieler zur Zeit des Directoriums. — Siehe Seite 404.

Der Dasiel im Wald
Dat nit warm und nit kalt,
Dat die Rutten auf'hängt,
Und ist 'm Madel nachg'sprengt.

Aber Jodol stürzte dieses Mal nicht mit dem Knüttel hinaus, um drein zu schlagen, sondern zahlte am nächsten Sonntag dem lustigen Gesindel eine Pazeide**) Wein. Fünfzig Jahre darauf war die goldene Hochzeit. Ein Sohn, der hochwürdige Pfarrer von Angern, sprach in der festlich geschmückten Kapelle der Brettsfall den Segen über die betagten Eltern. Beim Festmahle saßen unter jungem Volk ehrwürdige Greise und Frauen; als der goldige Terlaner eingeschenkt wurde, hob Einer das Glas und begann schüchtern: „Der Dasiel im Wald!“ Jodol reichte der lieben Gretel gerührt die Hand und fuhr laut fort: „Hat nit warm und nit kalt,“ und darauf folgte der volle Chor:

Hat die Rutten auf'hängt
Und ist 'm Madel nachg'sprengt.

*) Amtsqüittung.
) Altes Weinmaß.

Nachdruck verboten.

Pariser Volkstheater von ehemals.

Von Ernst Schubert.
Mit sechs Abbildungen.

Die klassischen neun Mufen hat man in neuerer Zeit sberzweise eine zehnte zugefellt, die Muse der weniger edlen Unterhaltungen, wie sie sich auf Jahrmärkten, im Circus, in Cafés chantants und ähnlichen Vergnügungspätzen breit machen. So gering geachtet diese Schaustellungen heute sind, die wenn auch enisernte Verwandtschaft mit der wirklichen Kunst ist ihnen nicht abzuspochen, und deshalb gebührt ihnen ein Platz ebenso in der Geschichte des Theaters, wie in den lexikalischen, der Bühne gewidmeten Handbüchern, wenn anders diese den Anspruch auf Gründlichkeit erheben wollen. Solches Lob können wir freilich uneingeschränkt dem Werke, von dem wir hier reden wollen, nicht spenden; denn wenn wir, um nur Einem hervorzuhellen, aus Fougin's „Dictionnaire du Théâtre“ *) und über die deutsche Bühne Rathes erholen wollten, so würden wir uns arg im Stiche gelassen sehen. Während der staltliche Follant über das antike Theater, die italienische, spanische und englische Komödie mancherlei Anstunft ertheilt, erscheinen in ihm als die einzigen Vertreter der deutschen Kunst — Kasperle und Hanswurst. Nun, das ist keine vorbedachte Bosheit. Der Autor zieht die außerfranzösischen Bühnen nur insoweit in Betracht, als ihr Einfluß auf das französische Theater in Frage kommt, und hierbei fällt ja in der That die deutsche Schaubühne nicht in's Gewicht. Aber richtiger würde der Verfasser gehandelt haben, wenn er die Einschränkung im Titel angedeutet und sein Buch als Dictionnaire des französischen Theaters bezeichnet hätte.

In diesem engeren Rahmen nun erscheint seine Arbeit ebenso gründlich wie interessant. Sie giebt eine Uebersicht über das gesammte französische Theater mit seinen Ausläufern, von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart, und gewährt, was für das Publicum stets einen besondern Reiz hat, tiefe Einblicke in das Treiben hinter den Coullissen. Wie ein großes Pariser Theater verwaltet wird, was für Factoren über das Schicksal eines Stückes entscheiden können, welche gewaltige Macht die Clique bildet, was für Kavalen unter den Künstlern sich abspielen, welchen seltsamen Jargon sie mit einander reden, — dieses und noch hundert andere merkwürdige Dinge erfahren wir aus unserem Veriton. Freilich wird uns das nicht in wohlabgerundeten, die Gegenstände gleicher Art umfassenden Kapiteln vorgeführt, sondern wir müssen, wenn wir uns über ein Thema unterrichten wollen, die einzelnen Artikel aus der alphabetischen Ordnung zusammensuchen. Niemand wird indessen die Mühe bereuen. Wie interessant liest sich beispielsweise Alles, was uns über den Boulevard du Temple berichtet wird, wo einstmal in Paris die zehnte Muse ihr buntes, lärmvolles Treiben entfaltete.

Während eines ganzen Jahrhunderts, von der Mitte des vorigen bis zur Mitte dieses Centenniums, glich jener Boulevard mit seinen vielen Theatern höheren und niederen Genres, feinen Concerten, Cafés und Schaustellungen aller Art einer immerwährenden Kirmeß. Ein Café suchte das andere mit Anlockungsmitteln zu überbieten, und die Unternehmer geriethen dabei auf die seltsamsten Einfälle, wie u. A. das von uns im Bilde reproducirte „Café der Blinden“ beweist, in welchem die Concerte lediglich von Personen, die des Augenlichtes entbehren, ausgeführt wurden. Selbst unter den Schreden der großen Revolution währte der Taumel fort. Freilich mag die jugellose Heiterkeit oft nur eine Maske zum Verbergen des inneren Grauens gewesen sein, aber wie nach überstandener Gefahr der Jubel mit verdoppelter Kraft ausbricht, so war, nachdem das Directorium die Schreckensherrschaft abgelöst hatte, die allgemeine, in lärmender Lustigkeit sich äußernde Freude wohl echt. Auch aus dieser Zeit geben wir zwei Bildchen wieder, deren eines uns zwar nicht auf den Boulevard, sondern in ein vornehmes Privathaus verfest, in welchem man zur Belustigung der Gäste einen Cocamoteur, — so heißt er von den kleinen Korfkügelchen nach Form der Ausstattung, mit welchen er seine Künste trieb, — geladen hat. Das andere Bildchen dagegen zeigt uns einen jener Helden, die unter offenem Himmel durch ihre Schönheit die Menge zur Bewunderung hinrißen, den „unvergleichlichen Navel“, mit zweien seiner Kunstgenossen. Ah, auch dieser große Mann sollte erfahren, daß

*) Arthur Pongin: „Dictionnaire historique et pittoresque du Théâtre et des Arts qui s'y rattachent. Ouvrage illustré de 350 Gravures et de 8 Chromolithographies.“ Paris, Firmin Didot et Co., Frs. 40.

der Ruhm ein vergänglichliches Ding ist. Was waren seine Künste gegen diejenigen der unter Napoleon I. auftauchenden Madame Saqui, die ganz allein, nur eine Tricolore in jeder Hand, auf dem Seite mimodramatisch den Uebergang über den großen Sanct Bernhard, die Schlacht von Wagram und die Eroberung von Saragoßa darzustellen wußte!

ihnen in reichem Maße zu Theil; oft genug geriethen sie mit der Polizei in Conflict, weil der Andrang zu ihrer Bude den Verkehr sperrte. Ihre derben Späße hatten die Form von Zwiegesprächen, etwa in folgender Art: „Herr, da Ihr ein Gelehrter seid, könnt Ihr mir wohl sagen, wann die Aerzte unnütz Recepte verschreiben.“ — „Gewiß, mein Freund: wenn sie die Krankheit nicht richtig erkennen.“ — „Nein, wenn sie Frauen Recepte gegen Krankheit des Hirnes verschreiben, denn der Frauentopf hat kein Hirn.“

Oder ein anderes Beispiel: „Herr, wenn Ihr in einen großen Sack einen Gerichtsdienner, einen Schneider, einen Bucherer und einen Apotheker steckt, wer kommt zuerst wieder heraus?“ — „Um, das ist in der That nicht leicht. Welcher von ihnen sollte wohl den Andern zuvor kommen?“ — „Nun, wenn ich's Euch sage, — gebt Ihr eine Flasche Bordeaux zum Besten?“ — „Abgemacht! Was thut man nicht, um was Neues zu lernen!“ — „Also, der erste, der aus dem Sack kommt, wenn ein Gerichtsdienner, ein Schneider, ein Bucherer und ein Apotheker darin stecken, — der erste, der wieder herauskommt, das ist ganz gewiß ein Spießbube.“

Die beiden Späßbölge sollen eine große natürliche Komik besessen, und selbst bedeutende Schriftsteller, wie Rodier, und berühmte Schauspieler, wie Monvel, sollen es nicht verächtelt haben, ihnen zuzuschauen. Das Jahr 1814 machte ihrem gemeinschaftlichen Wirken ein Ende. Als die Allirten Paris angriffen, hat man Beide noch zusammen mit der Klinge in der Hand hinter einer Barricade in der Rue de Meaux gesehen, dann aber trennten sie sich. Galimafre gab das Geschäft auf, wurde Theater-Maschinist und soll friedlich als Rentier gestorben sein. Boböche dagegen feierte noch unter der Restauration Triumphe, bis er auf den unseligen Gedanken kam, wirklich Theater zu spielen, und die Direction einer Provinzial-Bühne übernahm. Hier verließ ihn das Glück, und er war seitdem verichollen. Beide Personen aber blieben noch lange populär; etliche ihrer komischen Dialoge wurden der Ehre des Druckes gewürdigt, und mehrfach sind auch Boböche und Galimafre auf der Bühne verwertet worden.

Ueberhaupt hat man in Paris an dieser Art Komikern stets Gefallen gefunden, und selbst der große Richelieu gehörte zu ihren Bewunderern. Im ersten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts bildete ein lustiges Aleeblatt das Entzücken der Pariser; drei ehemalige Bäckergeßellen, Turlupin, Gros-Guillaume und Gauthier-Garçaille. Mit einem tragbaren Theater umherziehend, fanden sie überall so großen Zulauf, daß die privilegierte Truppe des Hotel de Bourgogne sich beim Cardinal Richelieu über die Concurrenz beschwerte. Seine Eminenz wollte sich durch den Augenschein überzeugen und ließ die Uebelthäter vor sich kommen. Sie gaben ihr wirksamstes Stück zum Besten: Gros-Guillaume, als Frau verkleidet, sucht Turlupin, den wüthenden Gatten, zu besänftigen. Aber weber Bitten noch Thränen noch Kniefall können den Jörnigen rühren; den blanken Säbel in der Faust, unterdrückt er alle ihre Bithuerungen mit der Drohung, ihr den Kopf abzuschneiden. Endlich fällt der Aermsten ein letztes Besänftigungsmittel ein. „Ich beschwöre dich,“ so steht sie ihm an, „bei der guten Kohlhubbe, die ich dir gestern gekocht, und die du so delicat gefunden hast!“ Das Wort wirkt magisch, und der Säbel entfällt der Hand des Bitherrichs: „Wetterheze, mich so bei meiner schwachen Seite zu fassen!“

Dieser Spaß gefiel dem Cardinal Richelieu dermaßen, daß er die beschwerdeführenden Schauspieler bedeutete: aus ihren Vorstellungen komme man immer traurig nach Hause; sie hätten deshalb die Komiker, welche die Leute so prächtig zu erheitern wußten, in ihren Verband aufzunehmen. Der Name des berühmtesten von ihnen ist noch heute im französischen Bühnen-Jargon erhalten; „Turlupinaden“ nennt man forcirte Stücke der niedrigen Komik, mit denen besfallsgerige Darsteller auf den Geschmack der Menge speculiren.

Diese Proben aus Fougin's Theater-Dictionnaire werden genügen, um erkennen zu lassen, welche Fundgrube von Curiositäten das Buch bildet; haben wir doch nur aus einem kleinen Theile des umfangreichen Materials unsere Auslese getroffen.

Zum Schluß können wir es uns nicht versagen, noch ein Citat aus dem Abschnitte zu geben, welcher erzählt, welsch unermüthete Zufälle einem Stücke jäh das Ende bereiten können. „Die Belagerung von Paris“ betitelt sich eine Tragödie des Vicomte d'Arincourt, welche die Bedrängung der Stadt durch die Engländer behandelte.

Das Trauerspiel hatte die beklagenswerthe Eigenschaft, daß seine Verse bisweilen unfreiwillig komisch wirkten, und man mag sich deshalb vorstellen, welchen Effect es erzielte, als ein Darsteller, welcher mit Empfasse declamirte: „Da vor des Normanns Wuth bereits die Mauern wanken, zieht König Karl herbei mit zwanzigtausend Franken“ plötzlich durch eine Stimme aus dem Hintergrunde des Parterres unterbrochen wurde: „Teufel, der ist reicher als ich!“



Der unvergleichliche Navel. Um 1796.



Turlupin.



Gros-Guillaume.



Boböche und Galimafre, Straßen-Komiker zur Zeit des Empire.

Nicht geringeren Zulauf hatten zu derselben Zeit zwei Straßenkomiker, Boböche und Galimafre. Sie waren ursprünglich ehrsame Handwerker und hatten in der Werkstatt die Kameraden mit ihren Späßen ergötzt, bis sie auf den Gedanken kamen, mit der öffentlichen Ausübung ihres Talentes besseren Lohn und zugleich Ruhm zu erwerben. Beides ward

es erzielte, als ein Darsteller, welcher mit Empfasse declamirte: „Da vor des Normanns Wuth bereits die Mauern wanken, zieht König Karl herbei mit zwanzigtausend Franken“ plötzlich durch eine Stimme aus dem Hintergrunde des Parterres unterbrochen wurde: „Teufel, der ist reicher als ich!“

Kunstgewerbliches

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geistlich geschützt sind. — Die Preise der letzteren siehe im Inseraten-Beleg.

ENTW. PROF. C. QUAK

Leber Luxuspapier. — Alle schöpferische Kraft in ihrer Bethätigung ist einer Betrachtung werth. Das gilt für die tausendgestaltigen Kräfte der Natur, die mit Gebirgen umherwerfen und daneben die kleinste Blüthe mit Duft und Glanz versehen; es gilt aber auch für die schöpferischen Künste des Menschen, die nicht nur Werke errichten von der Dauer und Großartigkeit der Pyramiden, sondern daneben auch am Winzigsten und Vergänglichsten sich bethätigen.

Es giebt eine Reihe von Producten des menschlichen Erfindungsgeistes, die ihrer Natur nach vergänglich sind, als der Winterschnee, wenn die Frühlings-sonne ihn beglänzt: die



Trinkgefäß.

Fassung des Schädels einer gehörnten Nixe. Nach eigenem Entwurf in Silber ausgeführt von Moritz Elmeyer, Hof-Juwelier in Dresden. Höhe 20 Cent.



Servietten-Ring.

Nach eigenem Entwurf ausgeführt von J. Schade in Berlin. Silberoxydirt und theilweise vergoldet. Durchmesser 5,4 Cent.



Brosche.

Nach eigenem Entwurf ausgeführt von J. Schade in Berlin. Silberoxydirt, mit theilweiser Vergoldung und Kapitalschnitt. Natürliche Größe.



Photographie-Rahmen.

In Bronze ausgeführt für das Magazin für Berliner Kunstgewerbe (H. Birchwald) in Berlin. In verschiedenen Größen vorrätzig.

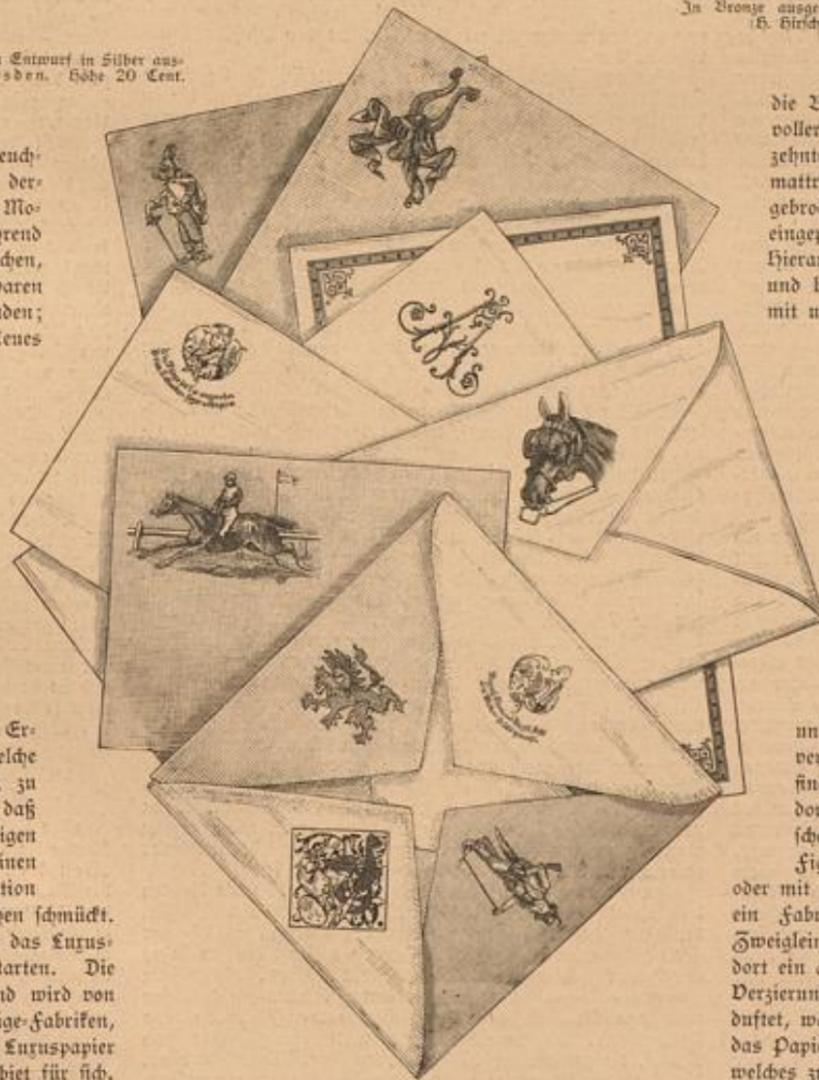
Werke der Kochkunst, der Parfümerie und Beleuchtungs-Industrie, der Tabak-Fabrikation und dergleichen. Das sind Erzeugnisse, die in einem Moment des Genusses, in einer kurzen Frist, während welcher sie das Menschenleben angenehm machen, verschwinden. Man beklagt sie nicht; sie waren da, um Wohlgeschmack, Duft und Licht zu spenden; haben sie ihre Schuldigkeit gethan, so tritt Neues an ihre Stelle.

Außer diesen Dingen giebt es wohl kein vergänglicheres Erzeugniß der Technik, als Papier. Wo es, sorgfältig in Büchern und Acten gebunden, in Bibliotheken und Archiven aufbewahrt wird, erhält es sich freilich Jahrhunderte lang. Aber Papier im Gebrauche, Papier in Menschenhand, oder gar in Luft und Sonnenschein, in Wasser und Feuer, ist ein arg vergängliches Ding, vergänglicher als die Feder auf dem Tute, als das Seidenstückchen am Gewande, als die Sohle am Schuh.

Und dennoch verschwendet an dieses vergängliche Ding die moderne Kunst-Industrie eine Erfindungskraft, einen Reichtum an Phantasie, welche würdig wären, an Erz und Porphyr thätig zu sein. Der Luxus ist eine so gewaltige Macht, daß er die Marmorbauten, die er aus dem Boden steigen läßt, vom Dache bis zum Keller hinab mit seinen Schöpfungen erfüllt und den Baum der Civilisation bis in seine letzten Ausläufer hinaus mit Blüten schmückt.

Einer dieser letzten, flüchtigsten Ausläufer ist das Luxuspapier. Wir unterscheiden darin zwei Hauptarten. Die eine erscheint als Buntpapier und Tapete und wird von der Industrie, von Buchbindereien und Cartonmagen-Fabriken, wie von den Tapezierern verbraucht. Dieses Luxuspapier wollen wir hier bei Seite lassen; es ist ein Gebiet für sich. Uns kümmert jetzt bloß dasjenige Luxuspapier, welches besonders dem Zwecke des Schreibens dient.

Die deutsche Cultur kennt das Papier hauptsächlich als Schreib- und Druckmaterial. Jene mannigfache Verwendung



Brief-Papiere und Karten nebst Couverts.

Nach eigenen Entwürfen ausgeführt von Cheyer und Hardtmuth, Papier-Veranstaltungs-Etablissement in Wien und Berlin. Die farbigen Figuren, Wappen etc. sind in plastischem Druck ausgeführt. Die Formate wie üblich.

des Papiers, welche die ostasiatischen Völker kennen, gehört bei uns erst der neuesten Zeit an.

Das Druckpapier ist kein Gegenstand für persönlichen Luxus; das ist bloß das Schreibpapier, das Papier für Briefe, Billets, Kartchen und Couverts. Ein kleiner Kreis von Verwendung also, aber unendlich in der Mannigfaltigkeit seiner Ausschmückung. Denn die Fläche des Papiers nimmt Alles an, was man ihr mittheilt: Thörichtes und Geistvolles, Kindisches und Raffinirtes, Geschmackloses und Künstlerisches.

Welch eine Wandlung des Geschmacks sehen wir hier seit einem Menschenalter sich vollziehen!

Die Briefbogen, auf welche die jetzigen Urgroßmütter einst als zehnjährige Kinder ihre Geburtstags-Gratulationen an Mütter und Großmütter schrieben, hatten, wenn sie recht kunstvoll sein sollten, Goldschnitt, vielleicht auch ein handgemaltes Vergißmeinicht. Später wurden

die Blümchen auf das Briefpapier gedruckt; geschmackvoller aber wurden sie noch lange nicht. Viele Jahrzehnte vergingen; dann färbte sich das Briefpapier, mattrosa, grün, blau und gelb; später wurden dann die gebrochenen Farben beliebter. Weitere Variationen waren eingepreßte Zeilen, Ornamente, Quarrés, Schlangelinien. Hierauf florirten die Anfangsbuchstaben, schwarz, golden und bunt, einfach und veräppelt, flach und erhaben, mit und ohne Kronen. Zugleich begann auch das Couvert ein nothwendiges Anhängsel des Briefbogens zu werden; nothwendig mußte es den gleichen Schmuck tragen.

Als solcher kamen nach den Buchstaben wieder Bildchen; aber nicht mehr kindische Rosen und Vergißmeinicht, sondern viel Raffinirtes. Eine Zeitlang waren die Silhouetten obenauf, dann Chinesen und Chinesinnen. Es folgte das Reich der Insecten, Käfer und Heuschrecken, Wespen und Hummeln. Aber das war Alles noch viel zu einfach; in den letzten Jahren endlich folgten sich die neuen Ideen auf diesem Felde mit feberhafter Hast, sodas jetzt fast nichts mehr in der Natur und in der menschlichen Technik und Kunst ist, was nicht auf Briefbogen und Couverts als Spielerei sich spiegelte. Hier ließ ein Erfinder einfach eine Stecknadel im Papier stecken; dort verzieren Andere das Papier mit Wagner'schen Leit-Motiven oder mit Pflaumenfedern, mit Figürchen aus den Büchern von Kate Greenaway oder mit Münchener Wilderbogen in Miniatur. Hier brachte ein Fabrikant „Waldesduft“: angeprägte Blätter und Zweiglein, deren Stengel durch das Papier gesteckt erscheinen; dort ein anderer einen „Veilchenbrief“, der nicht allein als Verzierung ein Veilchen trägt, sondern auch nach Veilchen duftet, während ein dritter, den Juchtengeruch vorziehend, das Papier einfach in ein Stück Juchtenleder verwandelt, welches zwar ganz gut aussieht, aber die Feder nöthigt, über Berg und Thal zu wandern. Und wir sind noch lange nicht am Ende; denn man wird noch Blech und Eichenholz, Seide und Glas aus Papier imitiren und darauf schreiben, wie man ja schon auf japanischem Porzellan-Papier schreibt.

Hierzu kommt noch die Flucht jener Kärtchen, bei welchen das Schreiben überhaupt Nebenache ist, da selten mehr als zwei Worte darauf geschrieben werden: Wunschkarten, Tischkarten, Menu's und dergleichen. Da man hierbei nur eine Schreibfläche braucht, die sich durch zwei Fingerspitzen zu decken läßt, hat die Phantasie bei der Ausstattung einen noch viel freieren Spielraum. Sie verzieret diese Kärtchen mit Reliefbildern, mit scheinbar gestickten Seidenblumen, mit Franzen und Quasten; sie verwandelt sie in Porzellanteller und Atlaspostler, in Bronze, irisirtes Glas und Perlmutter. Und ehe ein weiteres Jahrzehnt vergangen ist, wird die Fabrikation des Luxuspapiers wahrhaftig zu Aladin's Wunderlampe geworden sein; man wird bloß zu wünschen brauchen, und es ist Alles da, was man sich erkaufen; freilich bloß aus Papier und in Miniatur.

Suchen wir den ruhenden Pol in der Flucht dieser Erscheinungen. Er liegt darin, daß die Laune der Mode kein Gebiet hat, auf welchem sie so unbedingt zu herrschen befugt ist, wie das beim Luxuspapier der Fall ist. Wegen der Bergänglichkeit und Wohlfeilheit des Materials ist hier Alles gerechtfertigt; die thörichteste Spielerei, die aberwiegendste Geschmacklosigkeit wird unbedenklich, wenn ihr Opfer nichts weiter ist, als ein Stückchen Papier. Der Erfindungsgeist muß ein Gebiet haben, wo er unbedingt spielen, wo er das Tollste wagen kann, ohne doch etwas zu riskiren. Es wäre gänzlich verfehlt, wollte man an die Leistungen der Luxuspapier-Industrie denselben künstlerischen Maßstab anlegen, wie an jene der Kunstschlerei oder Kunstweberei. Die Eintagsfliege muß anders beurtheilt werden, als das Dauernde; während ihrer kurzen Lebensfrist darf sie sich gebärden, wie sie mag; wogegen Alles, was auf Dauer Anspruch macht, sich auch an die dauernden Gesetze der Schönheit halten muß.

Eine Anregung, einen Anlaß zum Denken enthält jedes Ding, auch das Kleinste, wenn es als ein Neues uns entgegentritt. Deshalb dürfen wir der Luxuspapier-Industrie nur dankbar sein, wenn sie auf die Schreibische unserer Damen Jahr für Jahr neue Schöpfungen phantastischer Laune streut. Diese Blättchen freuen den, der sie versendet, und den, der sie empfängt. Lustig und farbig, wie Schmetterlinge, ganteln sie durch die menschliche Gesellschaft; und mag auch bei Unzähligen von ihnen die Form werthvoller sein, als der Inhalt, ab und zu trägt doch eines oder das andere ein seltsames Gesicht, ein tiefes Geheimniß, einen bezaubernden Gruß.

M. Haushofer.

Rachdruck verboten.

Die amerikanische Frau.

Von Emil Dedert.

Daß die Frau im amerikanischen Gesellschaftsleben eine ganz andere Stellung einnimmt, als in dem deutschen, englischen oder französischen, ist eine bekannte Thatsache. Vor allen Dingen fällt es dem aufmerksamen Beobachter, der in der neuen Welt reist, und der dabei Gelegenheit hat, sich in den verschiedenen Cirkeln der Gesellschaft zu bewegen, rasch auf, daß die Frau daselbst in jeder Beziehung eine viel vollkommene und unbedingtere Selbstständigkeit genießt. Diese Selbstständigkeit der Frau ist im Wesentlichen ein Ausfluß des demokratischen Princips der allgemeinen Gleichberechtigung, das in dem großen nordamerikanischen Freistaate bekanntlich eine viel consequenter und durchgreifendere Anwendung findet, als in Frankreich, wo es während der Revolution von 1789 so laut und pomphaft proclamiert wurde, und das sich in Amerika sogar auch auf das Verhältniß der Kinder zu den Erwachsenen erstreckt. Man redet eben nicht nur von „egalité“ in Amerika, sondern man sucht sie im practischen Leben zu verwirklichen, wo man nur kann, und vielleicht zuweilen auch da, wo es uns Europäern thöricht erscheint. Die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der amerikanischen Frau spricht sich allenthalben aus, wohin man blickt. In dem großstädtischen Geschäftstreiben findet man in großer Zahl vollkommen unabhängige und zum Theil sehr sähne Unternehmerinnen, die in der Dollarjagd dem amerikanischen Manne nicht im Geringsten nachstehen; in den Prairies- und Gebirgsgegenden des Westens begegnen einem neben den „Herden-Königen“ (cattle kings) nicht selten auch „Herden-Königinnen“ (cattle queens oder sheep queens), die ebenso gut, wie jene, über Tausende von Kindern und Schafen gebieten, und die ebenso wirksam Duzende von unbändigen Hirten (cow boys) regieren; und in dem Universitäts- und Bildungsweesen stößt man nicht bloß auf ein ganzes Heer Studentinnen und Lehrerinnen, sondern auch auf Professorinnen und Bibliothekarinnen, die ihren Titel nicht etwa ihrem Manne, sondern ihrem unabhängigen gewählten und vertretenen Berufe verdanken, — von den Doctorinnen der Medicin, den Postmeisterinnen, den Secretärinnen u. s. w. ganz zu geschweigen.

Ob diese Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Frau ein durchaus gesunder Zug in dem socialen Leben der neuen Welt ist oder nicht, und ob dieselbe vor allen Dingen nicht in mannigfacher Beziehung sehr nachtheilig auf das Familienleben und auf die Foderung der Ehe einwirkt, — ähnlich wie etwa in Deutschland und Frankreich das selbständige Restauration's- und Kaffeehausleben des Mannes, — wollen wir hier nicht untersuchen. Das gesellschaftliche Phänomen ist aber vorhanden, und das Weib ist in Amerika sicherlich viel eher im Stande, ohne den Mann zu leben und von dem Manne gefordert öffentlich aufzutreten, als in Europa. Ja, in gewisser Beziehung könnte man fast von einer Synoikratie in Amerika reden, und man könnte behaupten, daß unter der eingewanderten weißen Bevölkerung dieselbe eigenthümliche Sitte des Weiber-Regimentes bestehe, wie man sie bei verschiedenen Indianerstämmen beobachtet hat. Freilich ist dieses Regiment, so wie jedes andere Regiment in der neuen Welt, in jedem Falle ein überaus beschränktes, wie man sehr bald erkennt, wenn man die Sache genauer untersucht; und ob die Frau in Amerika einen größeren Einfluß auf den Mann und sein Denken, Treiben und Thun geltend zu machen vermag, als in Europa und insbesondere in Deutschland, erscheint mir höchst fraglich.

Zu sehr deutlichem Ausdruck gelangte die eigenartige Stellung, deren die Frau sich in Amerika erfreut, auf der Welt-Ausstellung von New-Orleans.* In der weiten Halle, die der

Union und ihren Hülfquellen und Cultur-Factoren geweiht war, befand sich neben den Abtheilungen der einzelnen Staaten, der Washingtoner Central-Regierung und der großen Eisenbahn-Könige auch eine besondere, in zahlreiche „Provinzen“ gegliederte Frauen-Abtheilung. Geleitet wurde dieses „Women's Department“ von Frau Julia Ward Howe, einer Dame, die mir von maßgebender Seite als die größte Bürgerin des amerikanischen Freistaates, — „the greatest citizeness of the Union“, — bezeichnet wurde, und deren hohe Fähigkeiten ich im persönlichen Verkehr vielfach zu bewundern Gelegenheit hatte.

Was haben mich nun die Wanderungen durch die amerikanische Welt-Ausstellung bezüglich der Frau gelehrt, abgesehen von jener unabhängigen Stellung, wie sie durch die bloße Existenz jener Abtheilung bekundet wurde?

In erster Linie wohl, daß es von der amerikanischen Frau heißen muß, wie in dem Schiller'schen Gedichte: „Ehret die Frauen! Sie flechten und weben himmlische Kränze in's irdische Leben.“ Die Frau vertritt, das verkündeten tausend Einzelheiten der schönen Ausstellung, in der amerikanischen Cultur viel energischer, als der Mann, die Welt der Ideale und die Welt des Geistes. Der Mann ist, — entsprechend der colonialen Jugend der neuen Welt, über welche dieselbe noch lange nicht hinausgelangt ist, — beinahe ausschließlich mit materiellen Interessen beschäftigt, und der Geschäftsmann insbesondere darf in der Regel nicht ohne Grund als eine bloße „Dollar-Ertrags-Maschine“ bezeichnet werden. Wie gering ist aber der Bruchtheil der amerikanischen Männerwelt, der nichts mit dem allbeherrschenden „business“ zu thun hat! Und steht nicht auch selbst der Mann der Wissenschaft in Amerika zunächst noch in einem viel höheren Grade, als bei uns, in dem Dienste derselben materiellen Interessen und derselben rohen Grundlagen des Daseins? Eine sogenannte „reine“ Wissenschaft, wie sie in Deutschland, Frankreich oder England vorhanden ist, sucht man in der neuen Welt noch fast ganz vergebens, wenigstens soweit die Männerwelt in Betracht kommt. Mit den historischen Wissenschaften beschäftigen sich jenseits des Oceans fast ausschließlich tendenziöse Politiker von der Kategorie J. G. Blaine's, und die Geistes-Ergebnisse derselben tragen fast durchaus einen so dilettantischen Charakter, daß ein deutscher Geschichtsforscher sie schwerlich als wissenschaftliche dürfte gelten lassen, auch wenn derselbe von Pedanterie vollkommen frei ist. Und die Naturwissenschaften, die sich in der neuweltlichen Cultur am stolzesten entfalten haben, erstrecken ihre Untersuchungen, bis auf einige glänzende Ausnahmen, ebenfalls nur auf practische Fragen: auf die Auffindung von Erz-Adern und Kohlenlagern, die Vertilgung von schädlichen Insecten und Landplagen, die Acclimatization von Hausthieren und Nutzpflanzen, die Erfindung von Maschinen und chemischen Compositionen, und was sonst die natürlichen Hülfquellen des Landes und deren nutzbringende Erschließung und Anwendung angeht. Es wird ja wohl allmählig auch eine reine amerikanische Wissenschaft emporwachsen; aber vorläufig fehlt sie noch, wenigstens soweit die Wissenschaft in den Vereinigten Staaten von den Männern vertreten wird.

Mit der Kunst steht es beinahe noch schlimmer. Bedeutende Maler, Bildhauer und Architekten sollen erst noch kommen in der neuen Welt, — natürlich immer wieder einzelne Ausnahme-Erscheinungen abgerechnet, wie etwa den Bildhauer Crawford, welcher Thorwaldsen recht hübsch copirt, oder den Maler Hill, der die Felsengebirgs-Scenerie nicht übel zur Darstellung bringt. Soweit von Männern vertretene Kunst in Amerika blüht, ist sie aus Europa importirt. Man denke nur an den Maler Albert Bierstadt, an den Musiker Damrosch u. s. w.

Was endlich das Kunsthandwerk anbelangt, so liegen die Verhältnisse nicht viel anders; die Maschinenarbeit, die in Amerika so entschieden dominiert, und die nothwendigerweise immer an einer gewissen Geisteslosigkeit leidet, wollte das Aufkommen desselben nicht dulden. Neuerdings hat nun zwar der gewaltig angewachsene Reichtum der Amerikaner und der damit Hand in Hand gehende Luxus doch eine besondere amerikanische Kunst-Industrie zum unabweisbaren Bedürfnisse gemacht. Da sind aber geradezu, wie bei der eigentlichen Kunst, große Menschen-Importe nöthig gewesen. Deutsche und französische Kunstschüler, deutsche und französische Zeichner und Lithographen mußten über den Ocean gerufen werden, um ihr Kunsthandwerk mitzubringen und einzuführen. Können wir aber dieses Kunsthandwerk amerikanisch nennen? Gewiß nicht; es wird sich ohne Zweifel mit der Zeit amerikanisiren, aber zurzeit ist es nicht.

Das die amerikanische Männerwelt beherrschende Geschäftsleben ist ein wilder Kampf, und da heißt es: Inter arma silent musae!

In dem „Women's Department“ der Ausstellung von New-Orleans aber finden wir, was anderweit in Amerika vergebens gesucht wird: reine amerikanische Wissenschaft, echte amerikanische Kunst und echtes amerikanisches Kunsthandwerk. Es begegnen uns in den Gängen der Frauen-Abtheilung weibliche Gelehrte, die augenscheinlich ganz ebenso ideal für ihre „Wissenschaft an sich“ schwärmen, wie ein deutscher Professor; die sich für ihre Geologie, Botanik, Physik, Astronomie, Ethnologie, Linguistik u. s. w. ebenso begeistern, wie ein deutscher Gelehrter. In verschiedenen allerliebsten wissenschaftlichen Sammlungen, welche ausgestellt sind, giebt sich das unwiderleglich kund. Beispielsweise seien nur die ethnologische Sammlung der Indianer-Kennernin J. Smith aus New Jersey und die prächtige botanische Sammlung der Mrs. Lemon aus Kalifornien genannt.

Ferner begegnen uns zu Hunderten echt amerikanische Blumen-, Portrait- und Landschafts-Malerinnen, deren Leistungen vielfach rüchhaltige Anerkennung verdienen. Wenn man nach der Zahl der ausgestellten Gemälde urtheilt, so möchte man fast zu dem Schlusse kommen, daß neun Zehntel aller amerikanischen Künstler weiblichen Geschlechtes seien.

In geradezu großartiger Weise aber vertreten die Frauen das Kunsthandwerk. Das Sticken, Nähen und Stricken verstehen ja die deutschen Frauen auch, aber nirgends in der Welt sind mir vorzügliche Leistungen dieser Branchen in so ungeheurer Zahl vor die Augen gestellt worden, als in dem „Women's Department“. Dazu kommen dann die zahllosen prächtigen Arbeiten der Kunst-Thonwaaren-Industrie von Frauenhand, die wundervoll geschnittenen Holzgerathe und Möbel, die getriebenen Silberarbeiten, die Filigran-Arbeiten, die Porzellan-Malereien zc. zc. Ein sehr hervorragendes Verdienst haben sich die amerikanischen Frauen auch erworben durch die Einführung des Seidenbaues in den Vereinigten Staaten, wovon die große Ausstellung der ausschließlich aus Frauen bestehenden „American Sericultural Society“ Zeugniß ablegt. Besonders die Frauen von Kansas haben darin Großes geleistet.

Was das ganze Arrangement der Ausstellung anbelangt, so hatten die Frauen von Louisiana dabei den feinsten Geschmack und den größten „Gie“ entwickelt. Haben wir das auf Rechnung der französischen Creolinnen zu schreiben? Daß übrigens mancherlei Dilettantisches unterlaufen muß, wo Frauen allein und ohne irgendwelche Anlehnung an das „starke“ Geschlecht Wissenschaft, Kunst und Kunst-Industrie vertreten, versteht sich wohl von selbst, und mancherlei Einzelheiten verriethen dies deutlich genug.

Abgesehen von den angegebenen, durch die Männer vernachlässigten Zweigen der Geistes- und Handarbeit, haben sich die amerikanischen Frauen auf der Ausstellung zu New-Orleans namentlich noch in sehr demonstrativer Weise des gefährdeten Christenthums und des gefährdeten Princips der Nüchternheit angenommen. In dieser Beziehung erdient mir die amerikanische Frau in dem ihr gemeinten Departement in einer förmlichen Kampfstellung zu dem Lagerbier und Whisky trinkenden amerikanischen Manne, entschlossen, zu sterben oder zu siegen. Die Abtheilung, welche der „Temperance Union“ eingeräumt war, war eine der glänzendsten und imposantesten, und ich erhielt daselbst eine ganze Bibliothek von energisch gehaltenen Streitschriften gegen das Bier, den Whisky, den Wein und — gegen den Unglauben. Da ich selbst ein gutes Glas Rheinwein zu den guten Gaben Gottes rechne, so gewann ich diesem Theile der Ausstellung etwas weniger Geschmack ab. Alles in Allem aber verließ ich das „Women's Department“ nicht, ohne eine hohe Achtung zu empfinden vor der amerikanischen Frau als Cultur-Factor in dem Leben und Treiben der neuen Welt.



Rachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin zu Großvaters Zeiten. Von Franz Skarbina. Siehe das Bild, Seite 400 und 401. — Die Straße „Unter den Linden“, welche uns der Künstler zu Großvaters Zeiten schauen läßt, und welche mit Recht schon damals zu den herrlichsten Straßen der Welt gerechnet wurde, ist noch nicht zweihundert Jahre alt. Die alte Berliner Chronik, welche davon berichtet, wie der Große Kurfürst seiner Gemahlin Dorothea jenes Stück „Ackerfeld und Wiesen“ geschenkt habe, auf welchem später der nach der erlangten Frau benannte Stadttheil, die „Dorotheenstadt“, errichtet wurde, erzählt: „Es stunden auch sechs Reihen Linden nach der Kunst gepflanzt, welche des Johanniter-Ordens Meister Prinz Moriz von Ruffau also angeordnet, theils Linden auch selber gepflanzt hat.“ Diese sechs Reihen Linden, die zum Theil von fürstlicher Hand gepflanzt worden, standen um das Jahr 1818, in welches der Künstler uns verlegt, nicht mehr; längst hatten zwei Reihen dem Bedürfnis nach Luft und Licht weichen müssen, und durch die Beseitigung der Bäume war zweifellos ein besserer Ueberblick über die glänzende, sechzehnhundert Schritt lange, neunzig Schritt breite Straße gewonnen worden. Ihren herrlichen Abschluß nach Westen haben die Linden seit 1793: das Brandenburger Thor, gekrönt mit Schadow's, auf einer Quadriga dahinfahrenden Victoria. Im Jahre 1789 unter König Friedrich Wilhelm II. begonnen, wurde der imposante Bau, nach dem Vorbilde der Propyläen von Athen, von Langhans mit einem Kostenaufwande von einer halben Million Thaler errichtet. Von je waren die Berliner stolz auf ihre Linden und ihr Brandenburger Thor, — möglich, daß sie nach dieser athemlosenden Imitation den Namen „Epre-Athener“ erhielten, — und jeder Zeit lenkten sie gern durch die Säulenreihen ihren Spaziergang in des Thiergartens gründerwölbte Hallen, wo der „Gerle“, später die „Zelte“ die vornehme und lebenslustige Welt zu heiterem Rendezvous luden.

Mit verdoppeltem Behagen drängte sich zweifellos die Menge unter der Linden vierfacher Reihe in jenen Jahren, die auf die wilden Kriegsjahre folgten. Handel und Wandel waren in erneueter Aufblühen begriffen, Friede herrschte ringsum, und nirgends war eine Gefahr zu erblicken, denn der Corle sah, wohlbewacht von den Engländern, auf dem Eiland St. Helena. Da mochte wohl der ehrsame Bürger behaglich schmunzeln, wenn er die Zeit verglich mit den dürren Jahren des Krieges und den vielleicht noch schlimmeren Tagen der Bedrückung. Nun, die Zeit ist vorüber und kommt nicht wieder; dafür haben Heer und Volk gefordert, — und ein fremdlicher Blick liegt aus dem Auge des behäbigen Kaufmanns hinüber nach dem schmuden Offizier des Kaiser-Franz-Regimentes, der ein wenig dreist seinem Töchterlein in's Antlitz schaut. Gink waren ehrlame Familienväter weniger gut auf das „zweiertei Tuch“ zu sprechen; aber die große Zeit der Befreiungskriege hat viel verändert. Der Soldat trat dem Bürger näher, gar mancher Bürgerliche ward Offizier und blieb auch, ein geehrter Kamerad, nach Beendigung des Krieges bei der Waffe; ja, Mancher vom Adel sahete eine Bürgerliche heim, dieser die Schwester des Freundes, der mit ihm gemeinlichlich auf dem Schlachtfelde die Wundtaufe empfangen, jener die Tochter des Mannes, in dessen Haufe er Heilung seiner Wunden gefunden. Welch schöne Vorbedeutung im Namen der letzten großen Schlacht, die endgültig den Frieden sicherte: Belle-Alliance! . . . Ei, ei, dem Töchterlein, das der junge Krieger mit seinen Blicken gestreift, fliegt helles Roth über die Wangen, und sie sieht darcin, als sei ihr der sähne Eroberer gar nicht mehr so fremd. Nun, er wird doch wissen, was sich schickt, und den Weg zum Haufe des Vaters finden!

Jr. 6.

Weihnachtsbücher.

Eine Cabinet-Ausgabe der Ebers-Gallerie reicht in eleganter Rappe die deutsche Verlagsgesellschaft zu Stuttgart (N. 20). Diese „Gestalten aus den Romanen von Georg Ebers“, wie der Titel lautet, umfassen zwanzig Blatt, nach den Gemälden von L. Alma Tadema, Laura Tadema, Beer, Geny, Grot-Johann, H. Kaulbach, Keller, Kulle, Simm, Teichendorff und Thumann in photographischer Reproduktion von Fr. Bruckmann zu München ausgeführt. Die Wiedergabe erscheint überall vorzüglich gelungen, sodaß sich den Freunden der Ebers'schen Dichtungen hier ein prächtiges Gedenk-Album bietet.

In vorzüglicher Ausstattung liegt eine Miniatur-Ausgabe der ausgewählten Schriften P. R. Kosogger's, des berühmten österreichischen Poeten, vor (Wien, Carl-Leben, der Band geb. M. 6). Die Sammlung umfaßt das „Buch der Novellen“, acht größere Erzählungen enthaltend, die „Schriften des Waldschulmeisters“ und „Waldheimath“, letzteres in zwei Bände zerfallend: „Kinberjahre“

*) Als Welt-Ausstellung, „World's Industrial and Cotton Centennial Exposition“, ist die Ausstellung von New-Orleans bereits im Mai geschlossen worden, als „Amerikanische Ausstellung“, „North, Central and South American Exposition“, sollte sie aber am 10. November wieder eröffnet werden.

und „Lehrjahre“. Wir haben zu oft in diesem Blatte auf die originelle, kraftvolle Erscheinung des Dichters hingewiesen, als daß es nötig wäre, diese neue Ausgabe seiner Werke besonders zu empfehlen. Das allgemeine Urtheil hat sich längst dahin geäußert, daß Kollerger der größte Dorsgeschichtenschriftsteller ist, den die deutsche Literatur aufzuweisen hat, und selbst wenn er sich von dem Boden entfernt, in dem die Wurzeln seiner Kraft haften, bleibt er ein bedeutender Schilderer, der die Dinge in seiner Weise betrachtet und deutet. Am besten offenbart sich seine markige Eigenart freilich in den Erinnerungen aus der eigenen Jugend, in denen er uns so verschiedenartig zu packen, so mächtig zu ergreifen und so heiter zu ergötzen vermag. Deshalb steht auch das Portrait des Dichters richtig am Kopfe der „Waldheimath“, in welcher ihm der reine, bis heute in unverminderter Frische quellende Brunn der Poesie entspringt.

„Im Wechsel der Tage“, diese schon früher besprochene, von Adolf Brennecke ausgewählte poetische Schilderung der Jahreszeiten, liegt bereits in dritter Auflage vor (Leipzig, Hirt u. Sohn, geb. M. 10). Trefflich harmoniert mit den aus dem Schatze der deutschen Literatur ausgelesenen Dichtungen der überaus reiche Bilderreichtum, bestehend aus Holzschnitten nach Werken berühmter Meister und vielen Holzschnitten.

Derselbe Verlag bietet vier treffliche Werke für die reifere Jugend. Eine feinsinnige culturgeschichtliche Erzählung ist „Im Banne der freien Reichsstadt“ von Brigitte Augusti (geb. M. 6). Die Gestalten Karls des Kühnen von Burgund, des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg und des Kaisers Maximilian, der Bauernkrieg und der Beginn der Reformation bilden die Anhaltspunkte der Erzählung, die auch in das Familienleben der behandelten Zeit dem jugendlichen Leser interessante Einblicke gewährt. — Ein liebevoll entworfenes Lebensbild bietet Oskar Höcker in seinem „Friedrich der Große als Feldherr und Herrscher“ (geb. M. 6). Das Buch erscheint bei der bevorstehenden hundertjährigen Todesfeier des „alten Fritz“ besonders empfehlenswert für die männliche Jugend. Nicht minder aber wird dieselbe geistige Anregung erhalten durch zwei Werke desselben Verfassers. „Zwei Streiter des Herrn“, eine Erzählung aus der Merowinger-Zeit (geb. M. 5), und „Die Brüder der Hanse“ (geb. M. 6), interessante Schilderungen aus der Blüthezeit des berühmten deutschen Kaufmanns-Bundes. Alle diese Bücher zeichnen sich durch Illustrationen von bewährter Künstlerhand aus.

Angemeinen Beifall fand vor etwa fünfzig Jahren der von Graf Fr. von Pöcki und G. Görres herausgegebene „Festkalender in Bildern und Liedern“ (M. 3). Was der Dichter mit frommer Innigkeit, in erster oder heiterer Poesie ansprach, stellte der Künstler in prächtigen Bildern dar; Beide schufen ein Büchlein edler, fröhlicher Kinderlust. Dasselbe zu neuem Leben erweckt zu haben, ist das Verdienst des Herder'schen Verlages zu Freiburg i. B., welcher die Bilder von tüchtiger Künstlerhand nachzeichnen ließ, so daß Viele, die als Kinder sich an ihnen erfreuten, ihren Enten den alten Festkalender unter den Christbaum legen können. Am Mißverständniß vorzubringen, sei besonders hervorgehoben, daß der Kalender nur für katholische Kreise berechnet ist.

Sehr geschmackvoll ausgestattete Jugendbücher breitet E. Hänfelmann's Verlag zu Stuttgart auf den Weihnachtstisch. In „Feurige Kohlen“ behandelt E. Viller ein interessantes Kapitel aus der Geschichte der Stadt Augsburg, die großartigen Unternehmungen jenes Handelsheeren Konrad Roth, der sich einst mit König Sebastian von Portugal zum Kriegszuge wider Karollo verbündete. Zwei sinnige moderne Erzählungen, die sich namentlich für heranwachsende Mädchen eignen, sind „Elisabeth“ von Bertha Augusti und „Der Mutter Trost“ von Ottilie Ruchmann, und an das jüngere Volk wenden sich „Der Großmutter Erzählungen“ von Henriette Schneider, zwölf Geschichten, die den Titel „allerliebste“ mit Recht führen. Jedes der Bücher (cart. je M. 3) ist mit vier Farbendruck gemalt. Den ganz Kleinen bietet sich „Kinderlust“ dar (cart. M. 3.50), ein lustiges Reimbüchlein, das durch eine Fülle farbigter Bilder, nach Aquarellen von F. Vipp's, illustriert wird.

Derselbe Verlag reicht unter dem Titel „Aus junger Tage Leid und Freud“ eine von Georg Friedrich getroffene Auswahl aus den Werken der modernen hervorragenden Lyriker (geb. M. 5.50), die durch zehn Lichtdrucke nach R. E. Repler ihren bildlichen Schmuck erhält. Der gleiche Künstler ließ seinen Griffel der von Karl Zettel herausgegebenen Sammlung „Heidenröslein“ (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer, geb. M. 3), einer Auswahl von Liebes- und Frühlingsliedern. Noch einige andere Anthologien erwähnen wir bei dieser Gelegenheit: Sophie Berens's in zweiter Auflage erscheinendes „Von allen Zweigen“ (Berlin, Müller, geb. M. 3) und „In Herzensfreude und Seelenfrieden“ von Pfarrer R. J. Böschle (Leipzig, Knauer, geb. M. 6), beide sehr elegant ausgestattet und reich illustriert. „Lust und Leid im Liede“, herausgegeben von F. Brunold (Erfurt, Bartholomäus, geb. M. 2.50) unterscheidet sich dadurch von anderen Sammlungen, daß es von einer Anzahl der vorgeführten Dichter die Miniatur-Portraits bringt.

„Glückliche Kinderzeit“ betitelt sich ein prächtiges Büchlein, das zu fünfzig sinnigen Bildern und Reimen von G. Chr. Dieffenbach eine Menge heiterer Bilder von Fedor Flinger bringt (Bremen, Heimius, cart. M. 5). Sind die Gedichte durchweg in echt kindlicher Tone gehalten, so schließen auch die Bilder das Thun und Treiben des jungen Volkes in lebenswüthiger Weise. Zu heiteren Liedern desselben Poeten, „Aus dem Kinderleben“ (edd. M. 2.50), zeichneten Ludwig Richter und Hugo Bürkner vierundzwanzig humorvolle Bildchen, die, obwohl den Schmuck der Farbe entbehrend, doch durch ihre anmuthige Composition zu fesseln wissen. Freudiger Aufnahme dürfen bei dem jungen Volke auch die „600 Kinderräthsel“ von Ernst Lausch sicher sein (cart. M. 1.50). Neben Räthseln und Rebus enthält das Büchlein Spielgedichte und Gebete für die Kleinen.

Unter den Erscheinungen der Luxuspapier-Fabrikation nehmen wieder die Erzeugnisse der Gebrüder Obbacher zu München eine hervorragende Stelle ein: Karten zur Beglückwünschung für alle nur möglichen Gelegenheiten, Tisch- und Einladungskarten, Kalender mancherlei Art, Spielereien für Jung und Alt, Schmuckkarten u. s. w. — Alles das mit künstlerischem Geschmaack entworfenes und in farbenreichem Buntdruck ausgeführt. Den Damen-Schreibstisch reich auszustatten, ließ sich die Firma Franz Plentl Söhne in Graz angelegen sein. In zierlichen Cartons bietet sie Blumen-Briefbogen und Couverts mannigfacher Art, und jede dieser Collectionen haucht den ihrer

Blume entprechenden Duft aus. Wer die duftenden Episteln nicht liebt, dem empfehlen sich die ebenfalls sehr geschmackvollen, mit Früchten verzierten Briefbogen.

Durch launigen Humor zeichnen sich die Formann'schen Schwalben-Briefe und -Postkarten aus (Leipzig, Mylius). Jeder Briefbogen und jede Karte trägt am Kopfe, begleitet von einem Verschen des berühmten Leipziger Poeten, ein Schwalben-Bildchen, und auch auf den Couverts zeigt sich der heitere Frühlingsbote.

Aus der Frauenwelt.

Paris. — Der Tod hat in kurzer Zeit drei Frauen dahingerafft, welche zur Zeit des dritten Kaiserreiches von sich reden gemacht haben. In Rom starb Madame Marie Charles, die Witwe des bekannten Publicisten Philarete Charles, welche unter dem Namen „Marie Simon“ in den fünfziger und sechziger Jahren eine Anzahl Novellen und Romane geschrieben hat, die damals gern gelesen wurden. Einmal im Besitze eines großen Vermögens, sah sie in ihrem Salon die beste Gesellschaft von Paris. Doch ihre und ihres Gatten Verschwendungssucht, — Beide unternahmen jeder für sich große Reisen, — richteten sie zu Grunde, und sie starb in einem kleinen Hotel garni zu Rom, wo sie während der letzten Jahre ein kargliches Dasein gefristet hatte. Noch trauriger war das Ende der beiden anderen Frauen, die sie in der Glanzzeit des kaiserlichen Paris weit überstrahlten hatten. Madame Cordier, Tochter des reichen Bankiers Charles Lafitte und Schwester der Marquise Galkoff, war in erster Ehe, — sie erhielt eine Mitgabe von fünf Millionen Francs, — mit dem preussischen Consul in Paris, Baron Erlanger, vermählt gewesen und heirathete, nachdem dieses Band bald gelöst worden, 1869 Herrn Cordier, einen Sohn des Generalpächters von Tours. Bereits vorher war sie am kaiserlichen Hofe eine der gefeiertsten Schönheiten gewesen; Viel-Gastel, der sonst in seinen „Memoiren“ eine sehr scharfe Junge fährt, hat für sie nichts als Schmeicheleien; er bezeichnet sie „als eine der schönsten Blumen des kaiserlichen Sommers.“ Wie jäh dieser „Sommer“ vor den Stürmen des Jahres 1870 verwich, ist bekannt; Madame Cordier befand sich bei Ausbruch der Revolution, welche dem Kaiserreich ein Ende machte, nicht in Paris; aber eines Tages, während der Belagerung, ließ bei den französischen Vorposten die Meldung ein, Madame Cordier, von der Sehnsucht nach den Ihrigen getrieben, bitte um Einlaß in die Stadt. Und das Nerkwürdige geschah; der Einlaß wurde ihr verweigert, nach der einen Version, weil man sie, die vor Jahr und Tag sechs Monate lang mit einem preussischen Consul verheirathet gewesen war, für eine „Spionin“ hielt, nach der anderen, weil General Trochu von ihr, der Freundin des vertriebenen Kaiserhauses, bonapartistische Umtriebe befürchtete. Nach der Riederwerfung des Commune-Ruffandes fand sich Madame Cordier indessen wieder in Paris ein; doch sie verstand nicht Haus zu halten, — ihr zweiter Gatte war inzwischen gestorben, — und es erging ihr übel. Von der „schönsten Blume des kaiserlichen Sommers“ war keine Spur mehr vorhanden. In den letzten Jahren soll sie sich davon ernährt haben, daß sie wenig werthvolle Kunstgegenstände, die sie für geringes Geld irgendwo erstanden, an alte Freunde als „kostbare Erbstücke“ von Seiten ihres Vaters, des vielfachen Millionärs, verkaufte, und man drückte zu diesem Betruge die Augen zu. Der trasse Gegensatz zwischen den gegenwärtigen und den früheren Verhältnissen mag sie schwer bedrückt haben, und sie griff, ihren Kummer zu betäuben, zu dem schlimmsten aller Mittel, dem Morphium. Dem übermäßigen Gebrauche dieses Narcoticums ist sie denn schließlich nach langen Qualen erlegen.

Hoch über diesen beiden Frauen steht an Bedeutung die dritte, welche der Tod von langjährigem Leiden befreit hat. Friederike O'Connell, geborene Nieth, erblickte am 22. März 1822 zu Potsdam das Licht der Welt. Von reicher Begabung für die Malerei, erhielt sie ihre erste künstlerische Ausbildung von Karl Segas in Berlin und begab sich 1842 nach Brüssel, um sich hier, von Galait als Schülerin angenommen, weiter auszubilden. In der belgischen Hauptstadt verheirathete sie sich mit dem Irländer O'Connell, einem abenteuerlichen Manne, in welchem die guten und bösen Eigenschaften merkwürdig gemischt waren. Er liebte seine Frau leidenschaftlich und soll mehr als ein Duell mit Personen ausgefochten haben, die dem Talente seiner Gattin die gebührende Bewunderung verlagten. Jedenfalls war er ein arger Raufbold, dessen Degen in Paris, nachdem das Paar dorthin übergesiedelt war, bald gefürchtet war. Da er deshalb keine Segner mehr fand, die sich mit ihm messen wollten, so machte es ihm Vergnügen, bei den Zweikämpfen als Zeuge mitzuwirken, und in den Jahren 1845 bis 1860 ist in Paris kaum ein „berühmtes“ Duell ohne Beisein O'Connell's ausgefochten worden. Friederike O'Connell war eine echte Künstlerin, und namentlich im Portrait leistete sie Vorzügliches; als besonders gelungen gelten die Bildnisse des Herzogs von Morny, der Rachel, Girardin's, des Erzbischofs Sibour und das ihres Gatten im Kostüm Louis XIII. Auch in der Berliner National-Gallerie befindet sich ein von ihr gemaltes Portrait. Ein amüsantes Hiftörchen wird von ihrem Gemälde „Michelien's Hafffall“ erzählt, das Mitte der vierziger Jahre in Berlin zur Ausstellung gelangte und die Bewunderung König Friedrich Wilhelm's IV. fand. Ein Recensent hatte freilich gemeint, das Bild sei mit etwas grobem Pinsel gemalt, ein Vorwurf, den der König, sich vor das Gemälde hinstellend, damit beantwortete: „Prächtig, wenn auch ein grober Pinsel darüber hergeföhren ist.“

Bei der in Frankreich herrschenden Raskhule fand Madame O'Connell indessen wenig Anerkennung. Keines ihrer in den „Salon“ geschickten Gemälde erhielt einen Preis, und von 1857 an widerfuhr es ihr mehrmals, daß ihre Bilder überhaupt nicht zur Ausstellung zugelassen wurden. Diese Zurücksetzung verdüsterte das Gemüth der Künstlerin, und ihr ohnehin zum Excentrischen neigender Geist ergab sich dem Spiritismus. Ihr Gatte trennte sich von ihr, und länger denn ein Jahrzehnt blieb Madame O'Connell verschollen. Da, nach Befreiung der Commune, erinnerte sich ihrer eine Freundin von ehemals und stellte Nachforschungen an. Man fand die Unglückliche in einer elenden Vorstadt-Wohnung, fünf Treppen hoch, in die Ausarbeitung eines philosophischen Werkes vertieft, das nur zu deutlich den Irrsinn der Verfasserin verräth. Ehemalige Freunde und die Verwandten in Deutschland sorgten dafür, daß Friederike O'Connell in einer Heilanstalt Aufnahme fand, wo sie seitdem, stets mit schriftlichen Arbeiten beschäftigt, still für sich dahinlebte. Ihre fixe Idee war die Seelenwanderung, und deshalb verweigerte sie in den letzten Tagen ihres Daseins die Annahme von Nahrung. „Ich fühle, daß sich der Körper wechseln werde“, sagte sie, „und diese glückliche Wandlung mag ich nicht verzögern.“

London. — Mrs. Georgina Weldon tritt jetzt allabendlich im Grand Theatre als Oester Stanhope in dem von ihr gemeinschaftlich mit Georg Lander verfassten Drama „Rot Alone“ auf. Das Stück gefehlt die Unzulänglichkeiten der heutigen Gesetzgebung bezüglich der Behandlung von wirklichen oder vermeintlichen Verfehlungen, unter welchen Mrs. Weldon bekanntlich schwer gelitten hat. Das Spiel der mit der Feder wie mit der Junge gleich gewandten und in den Gerichtshöfen wie auf der Bühne gleich erfahrenen Dame findet vielen Beifall. Besonderen Enthusiasmus aber erregt sie, wenn sie sich an den Flügel setzt und sich selbst zu mehreren Liedern begleitet, welche sie mit einer Vollkommenheit und einem Gefühl vorträgt, die sie als treffliche Sängerin kennzeichnen. Die Bühnenthätigkeit der vielseitigen Dame ist indeß bald ein Ende nehmen, da sie wegen wiederholter Ehrenkränkung des Musikdirectors Kiviore abermals vor die Affsen verwiesen wurde und aller Wahrscheinlichkeit nach wieder zu einer längeren Gefängnißstrafe verurtheilt werden wird.

Petersburg. — Allgemeine Theilnahme erweckte der Tod des Hoffräuleins der Kaiserin, Baronesse Editha von Rahden, die viele Jahre sowohl bei Hofe, wie in der Petersburger Gesellschaft eine hervorragende Stellung eingenommen hatte. Ehemals Hoffräulein der Großfürstin Helene Paulowna und ein bevorzugter Liebling der hohen Frau, hatte sie mit dieser reges Interesse an allen Reformen während der Regierung des Kaisers Alexander II. genommen. Auch alle humanitären Bestrebungen hatten an ihr eine eifrige Förderin. Selbst ohne Vermögen, wußte sie Andere, die reich mit Glücksgütern gesegnet waren, zur Vergabe bedeutender Kapitalien für wohlthätige Zwecke zu bewegen; in der Gesellschaft des „Rothem Kreuzes“ nahm sie einen der ersten Posten ein, und für ihre umfassende Thätigkeit während des russisch-türkischen Krieges wurde sie mit dem Katharinen-Orden decorirt. Weiter gehörte ihr ein wesentliches Verdienst um die Stiftung der Gemeinnützigen barmherzigen Schwestern zur Kreuzes-Erhöhung, um die Gründung des Klinikums der Großfürstin Helene Paulowna, sowie einer Schule für Epigen-Klopplerinnen. In der letzten Zeit wurde ihr die besondere Auszeichnung zu Theil, zur Gehilfin der Kaiserin bei der Leitung der zahlreichen Anstalten und Institute, welche unmittelbar unter dem Protectorat der hohen Frau stehen, ernannt zu werden. Eine eifrige Förderin von Kunst und Wissenschaft, zählte Baronin Rahden viele Künstler und Gelehrte zu ihren Freunden. Gleich der Großfürstin Paulowna war sie eine große Verehrerin der Musik und hat nicht wenig zu deren Förderung in Rußland beigetragen. Anton Rubinstein erfreute sich ihres einflussreichen Schutzes, ebenso auch eine große Zahl anderer Künstler, für welche sie wohlwollende Gönnerin war. Der Leichensfeier, in der lutherischen St. Annenkirche, wohnten auch die Kaiserin, Großfürstin und Großfürstin Wladimir, wie mehrere andere Mitglieder des Kaiserhauses bei. Dem Trauer-Conducte voraus wurden mächtige Blumentränze auf Stäben getragen, welche von Schalen und Instrumenten herrührten, welche sich der besonderen Fürsorge der Verewigten erfreut hatten.

Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Mode vom December 1785.



Nach einem Stüde von E. Rippenhausen im „Goettinger Taschen Kalender vom Jahr 1785“

Als originelle Neuheit für Kinder sind aus England große, weiche Filzhüte in leuchtendem Roth zu uns gekommen.



deren breite Krenpe beliebig seitwärts, hinten oder in der vor- deren Mitte aufgeschlagen werden kann. Für Knaben bleibt die- ser drollige Out gänzlich ungenirt, während er für kleine Mäd- chen ein zierliches Schleifen-Arrangement aus Atlasband von der- selben Farbe erhält. (Zeugdruck: E. Kirsch, W. Jägerstr. 25.)

Neue Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Holzbrand-Bilder.

Das Einbrennen von Zeichnungen in Holz, eine Kunstarbeit, die von Münchener Künstlern und Dilettanten schon seit länger denn Jahresfrist mit regem Eifer betrieben wird, aber bei uns noch verhältnißmäßig wenig bekannt ist, verdient es wahrlich, eine weitere Verbreitung zu finden. Eine eingebrannte Zeichnung hat einige Aehnlichkeit mit einer in Sepia gefertigten Federzeich- nung oder Malerei, besitzt aber vor diesen den Vorzug der Dauer- haftigkeit. Man verziert mit Holzbrand-Bildern alle erdenklichen Gebrauchs- und Luxus-Gegenstände aus weissem, bräunlichem und grau getöntem harten Holze, verwendet sie aber namentlich mit außerordentlichem Erfolg als Einlagen für Möbel aller Art, wie man solche im Kunstgewerbe-Berein zu München bewunderte. Zur Ausführung eignen sich Zeichnungen aller Art, figürliche Dar- stellungen sowohl, wie Landschaften, Ornamente etc.



Das Verfahren ist sehr einfach: man zeichnet mit einem Platina-Stift, der beständig im Glühen erhalten werden muß und genau so, wie jeder andere Zeichnstift, zu handhaben ist. Anfangs wird man vielleicht vor der breiten, runden Spitze des Stiftes erschrecken, aber doch erstaunt sein, welch feine Zeich- nung sich mit der feillichen Kante des- selben hervorbringen läßt, wenn man das Glühen des Stiftes auf richtige Weise regulirt. Früher bediente man sich eines elektrischen Apparates zum Erhitzen des Stiftes; neuerdings erhält den Vorzug der verbesserte „Platin- Holzbrand-Apparat“ mit Benzol, ähnlich dem in der Nummer vom 16. Juni beschriebenen Apparat für Einbrennen auf Sammet. Der Platina-Stift, innen hohl, wird zuerst einige Minuten lang durch eine Spiritusflamme erhitzt; alsdann setzt man das Gummi-Gebläse, welches durch einen Schlauch mit einem, zur Hälfte mit Benzol gefüllten Glase und mit dem Stift in Verbindung steht, durch leichtes Drücken am hinteren Ball mit der linken Hand in Bewegung. Dadurch gelangen Atome des Benzol in den Stift und bewirken das Glühen desselben. Jetzt kann die Spiritus- flamme gelöscht werden und das Zeichnen beginnen, während das Gebläse fortgesetzt mit der linken Hand in Thätigkeit erhalten wird. Stärkeres oder leichteres Drücken vermehrt oder verringert die Gluth, je nachdem es die Ausführung der Zeichnung erfordert. Der glühende Stift muß sicher und möglichst rasch über die Fläche gleiten; ein Ver- weilen desselben auf einer Stelle würde sofort ein tiefes Loch ent- stehen lassen. Wie bei jeder neuen Technik, ist es rathsam, nicht gleich

mit einem fertigen Gegenstande zu beginnen, sondern erst auf einem Bretchen Versuche anzustellen, bis man die nöthige Uebung erlangt hat. Manchem wird es vielleicht fähend erscheinen, daß die linke Hand beständig durch das Gebläse in Anspruch genommen ist, doch gewöhnt man sich schnell daran. Zu bemerken ist noch, daß das Glas niemals über die Hälfte, — bis zum Beginne des Pfropfens gerechnet, — mit Benzol gefüllt sein darf, weil sonst eine zu intensive Gluth entstehen und man nicht im Stande sein würde, feine Linien zu zeichnen. Ist hingegen die Gluth nicht genügend und bei der Arbeit bereits zu viel Benzol auf- gebraucht, so hat man die Menge zu ergänzen. Die Feuergefährlichkeit des Benzol, welche verbietet, mit offener Flamme der Flamme nahe zu kommen, ist wohl als genügend bekannt vorauszusetzen.



Vor Beginn des Brennens muß die Zeichnung aufgepaust oder, von Geübteren, aus freier Hand mit Meißelstift angepaust werden. Erwähnt sei noch, daß auch ganz decorativ gehaltene, mit starken Contouren umgebene Zeichnungen auf leicht getöntem Grunde von außerordentlich schöner Wirkung sind. Man schattirt dazu den Grund, wie bei jeder an- deren Zeichnung, mit Kreuz- und Quertlinien, wobei das Holz durch die Gluth des Stiftes eine schöne, goldig-braune Färbung annimmt.

Die fertige Arbeit erhält ihren Abschluß durch leichtes Wachsen. Man schmilzt dazu eine Kleinigkeit weißes Wachs mit einer viel- leicht achtfachen Menge Terpentin-Spiritus zusammen, trägt die Masse mittelst eines Borstpinsels ganz dünn auf und bearbeitet die Holzfläche so lange mit einer möglichst harten Bürste, bis sie einen matten Glanz erhalten hat und sich nicht mehr flebrig an- fählt. Man hat es versucht, die Sachen auch poliren zu lassen, doch ist entschieden davon abzurathen, weil die glänzende Politur durchaus nicht zur Erhöhung der Schönheit des Holzbrand-Bildes beiträgt und dieses vermöge seiner Dauerhaftigkeit, die jedes Säubern mit Wasser und Seife zuläßt, entbehren kann.

Der Platin-Holzbrand-Apparat ist zu beziehen aus dem Künstlermagazin von Kehl und Reiners, W. Leipziger Str. 10, welches auch stets eine reiche Auswahl von Holz-Gegenständen auf Lager hält. (Zeugdruck: E. Kirsch, W. Jägerstr. 25.)

Fräulein Minna Kaubien (W. Königgräber Str. 56), die Verfertigerin vorstehender Abhandlung, liefert auf Wunsch Vor- lagen jeder Art für Holzbrand-Bilder.

Brocatwolle ist ein neues Material, das sich vorzugsweise zum Häkeln oder Weben (mit dem Hand-Apparat von Eugenie Bernicke, SW. Dörfnerstr. 14) von Chaise longue- oder Reise- decken, Bettvorlegern etc. eignet. Der weiche Faden hat die Stärke der Castorwolle und ist aus fünf oder sechs verschiedenfarbigen Fäden, mit blühendem Krausgespinnst untermischt, zusammengesponnen. Es sind darin ganz reizende Farbensmischungen vorrätig oder werden nach Wunsch zusammengestellt. Empfehlenswerth ist es, diese bunte Wolle in möglichst einfacher Musterung, — beim Häkeln z. B. im Sternstich, beim Weben in einem Pleinmuster, — zu verarbeiten, wodurch die Farbewirkung noch mehr bekräftigt wird. Eine andere Neuheit in derselben Branche ist die Brillant-Docht- wolle, — kreuzweise mit glänzender Seide übersponnene Dochtwolle, welche in den vorläufig vorrätigen Farben hellrosa, hellblau, creme und weiß entzückend zart und duftig wirkend, wie zur Her- stellung einer eleganten Wiegendecke geschaffen scheint. Diese auch als raschförderndes Material zu empfehlende Wolle wird in Anäueln von 100 Gramm verkauft, eine Wiegendecke erfordert etwa 4 Anäuel (à 2 Mark 45 Pf.); man verarbeitet sie mit sehr starken, 3 Cent. im Umfang messenden Holzspindeln. (Zeugdruck: E. Kirsch, W. Jägerstr. 25.)

Preis-Concurrenz

der Illustrirten Frauen-Zeitung für die besten Zeichnungen.

IV.

Stimmen der Presse.

Obwohl nun diese „Mustersammlung von Holzschritten“ selbstverständlich ein Speculations-Unternehmen ist, wie alle Er- scheinungen, die aus der kaufmännischen Welt hervorgehen...

Recht sehr läßt sich nun für den Fortgang des Lipperheide'schen Unternehmens wünschen, daß vor Allen das Einfache, künstlerisch Schöne zum Ausdruck gebracht werde, daß man dagegen jene blendenden, in Künstelei ausartenden Darstellungen möglichst vermeide, die einem manierirten, krankhaft modernen Geschmacke schmeicheln und nicht bloß sehr läppig auf dem Gebiete der eng- lischen und nordamerikanischen Kunst emporgehockert sind, sondern lange schon in deutschen Künstler- und Gesellschaftskreisen ihre Geist und Herz entnervende Pflege gefunden haben. Es sind nicht die Mufen, denen man in solcher Weise opfert...

O. B. im Dresdner Journal.

Weder das Bestreben, einen Beweis von der eigenen Leistungsfähigkeit zu geben, noch die Absicht, die Zahl der illus- trirten Werke aus reiner Speculation um eines zu vermehren, hat die betreffende Kustalt zu diesem kostspieligen Unternehmen veranlaßt, sondern lediglich die Absicht, einen bestimmten Zweig der deutschen darstellenden Kunst zu fördern und zu größerer Ber- vollkommnung zu führen, nämlich den deutschen Holzschmitt...

Deutscher Reichs-Anzeiger.

Daß wir jedoch die aus den „Illustrated London News“ satfam bekannte englische Manier den sorgfältiger ausgeführten Holzschritten z. B. der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ vorziehen sollten, das will uns nicht in den Kopf, wenigstens nicht für die großen, über zwei Folioseiten sich erstreckenden Holzschritte, bei denen dann die englische und noch mehr die französische Manier gewöhnlich durch eine gar zu rohe Behandlung breiter Flächen, besonders im Vorbergrunde, das Auge beleidigt. Was ferner die getadelte Reproduction von Gemälden anbelangt, so ist nicht zu leugnen, daß in einem Delgemälde in der Regel der Künstler sein Bestes gibt, und daß daher die Reproduction solcher Bilder mehr Garantie gewährt, der Abonnent werde reichlich Werthvolles er- halten, als wenn eine illustrierte Zeitung bloß Holzschritte nach vielleicht flüchtig hingeworfenen Zeichnungen bringt...

Dr. J. B. Widmann im Berner „Bund“.

Dem deutschen Kunstgeist, der zumal bei einem Blatte, das nur in nächster Nähe beisehen werden soll, stets auf sorgfältige, auch die Nebendinge auf das Klarste schildernde Ausführung dringt, wird der skizzenhafte Stil der englischen und französischen Holz- schritte in den meisten Fällen fremd bleiben...

Der große Maßstab, in dem die meisten dieser Blätter ausge- führt sind, läßt die skizzenhafte Ausführung allerdings weniger fühlbar erscheinen.

Georg Vogt in der „Täglichen Rundschau“.

Wenn wir dem Bestreben des Verlegers, die directe Heran- ziehung der Künstler zur Illustration, die vollste Sympathie ent- gegenbringen, so möchten wir doch wünschen, daß eine Behandlung, welche mehr der raschen technischen Herstellung Rechnung trägt, als der echten Facsimile-Wiedergabe und der künstlerischen Detail- durchführung, zu besserer Vollkommenheit gebracht werde, als in gar manchen dieser allerdings effectvollen ausländischen Schnitte, die unserer Anschauung nur schwach entsprechen.

J. A. in der „Frankfurter Zeitung“.

Die vorliegende erste Lieferung enthält neun Blatt, durch- weg gute Schnitte; die Zeichnung ist jedoch hier und da etwas mangelhaft; so lassen sich namentlich auf der von R. Caton Wood- ville gefertigten Episode aus der „Sudan-Expedition“ manche Fehler, wie fallige Verkürzung einzelner Gliedmaßen etc., nach- weisen...

P. in der „Neuen Preussischen Zeitung“.

Zu dieser Nummer gehört für die Abonnenten der großen Ausgabe ein Modenbild und ein Kinderbild.

Von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ erscheinen jähr- lich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelseiten, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 R. 50 Pf. (1 Gulb. 50 Kr., mit Postzusendung 1 Gulb. 80 Kr.)

Die Heft-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe“; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.)

Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf. (2 Gulb. 55 Kr., mit Postzusendung 2 Gulb. 85 Kr.) — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestel- lungen an, mit Ausnahme für die Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Anzeigen

Falls solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ angeeignet von uns angegeben werden sollten, senden zu dem Verle von 1 Mark für die einseitige Kon- versations-Zelle oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen- Bureaus, sowie in den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W. Postdamer Straße 38, und zu Wien I, Dorotheengasse 3.

Interenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugeandt, so lange der Inter- essent-Auftrag dauert.

Kunstgewerbliches.

Siehe Seite 405.

f. Schade, Juwelier in Berlin C, Roßstr. 27.

Serovetten-King. Preis M. 55.
Broche. Preis M. 15.

Theyer und Hardtmuth, Papier-Ausstattung,

in Wien V, Kleine Neugasse 15, 17, 19, Filiale in Berlin W, Leipziger Str. 101. (Zu kaufen in allen feineren Papierhandlungen.)
Briefpapier und Karten mit Couverts. Preis pro Carton von 25 Bogen und Couverts von M. 2 bis M. 10.

Festgeschenke für Erwachsene.

Boz's sammtl. Werke in 27 eleg. Ganzl. Bänden nur 54 M.
Bulwer's beste Werke in 10 eleg. Ganzl. Bänden nur 20 M.
Cooper's beste Werke in 15 eleg. Ganzl. Bänden nur 30 M.
Scott's sammtl. Werke in 25 eleg. Ganzl. Bänden nur 50 M.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung wie auch direkt gegen Einsendung der Beträge von Carl Zieger in Leipzig.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Literarischer Weihnachts-Katalog. 1885.

Mit den Portraits von Felix Dahn, Victor von Scheffel, Richard Vogt und Adolf von Dichter,

nach Zeichnungen von A. Schubert, und dem Weihnachtsliede „O, du frühliche etc.“ für zwei Singstimmen und Pianoforte bearbeitet von Albert Becker.

Mit farbigen, illustrierten Umschlag.

Ein trefflicher Rathgeber bei der Wahl von Büchern als Weihnachts-Geschenk, wie zu anderen Gelegenheiten, zeichnet sich der literarische Weihnachts-Katalog durch geschmackvolle Ausstattung in zweifarbigen Druck, roth und schwarz, wie durch systematische An- ordnung von Titeln und Anzeigen empfehlenswerther Werke nach folgenden Rubriken, aus: Illustrierte Prosaerwerke; Deutsche und ausländische Klassiker; Neuere Dich- tungen; Romane und Novellen; Gedichtsammlungen; Kunst- und Literatur- wissenschaft; Geographie und Geschichte; Philosophie und Naturwissenschaft; Religiöse Literatur; Frauen-Literatur; Kinderbücher und Jugendschriften; Spiele; Wörterbücher und Lexica; Musikalien; Vermischtes.

Jeder ist hiernach in der Lage, aus der feinen Wänschen entsprechenden Abtheilung eine Uebersicht über die betreffende Literatur zu gewinnen und mit Leichtigkeit eine Wahl zu treffen. Der literarische Weihnachts-Katalog ist in allen Buchhandlungen zu haben.

DER GUTE TON

IN ALLEN LEBENSLAGEN. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben von Franz Ebbardt. Prachtwerk in Lex.-8°. Gedruckt in zwei Farben auf Velinpap. m. vielen Vignetten. 56 Bog. eleg. geb. mit Goldschm. 10 Mk. — II. Teil: Unserer Frauen Leben. 24 Bog. geb. 6 Mk. Prospekte gratis und franko. Zu beziehen durch alle Buchh., oder direkt portofrei vom Verleger JULIUS KLINCKHARDT in LEIPZIG und BERLIN W., Lützowstr. 11.

Silvana.

Siehe Neue Musik-Zeitung 80 Pf. IV. Quartal. Preis bei der nächsten Postanstalt, Buch- o. Musikalienhandlung nur

Empfehlenswerthe Geschenkbücher aus dem Verlage von

Dr. Bartholomäus in Erfurt.

Vetter, Friederike, Der Führer der Jung- frau und Frau im häuslichen und ge- selligen Leben. Reicht einem für alle Spezial-Verhältnisse des weiblichen Lebens bestimmten Bruchstück und einem Hand- buch über weibliches Leben und Streben. 6. vermehrte Auflage. Eleg. gebunden M. 2.75.

Vindau, Carl, Der beste Ton. Regeln des Anstandes und Anlehnung, durch ein an- schauliches und geistliches Venedigen sich im gesellschaftlichen Leben angenehm und be- liebt zu machen. Ein Sitten- und Höflich- keitspiegel für junge Leute. 8. Auflage. Eleg. gebunden M. 1.80.

Brunold, H., Lust und Leid im Liede. Neuere deutsche Dicht. Mit Holzschmitt. 5. Aufl. In elegantem Einbände M. 2.50.
Volto, Glise, Blumen und Lieder. Eine musikalische Blumenprache. 4. Auflage. Eleg. gebunden M. 1.80.

Die Königl. Hof-Kunstalienhandlung von

H. Braner in Dresden

liefert alle Musikalien und musika- lischen Schriften auf's Schnellste. Kata- loge gratis und franco.

Illustrirte
Frauen-Zeitung
Ausgabe der „Modenwelt“ mit Unterhaltungsblatt.

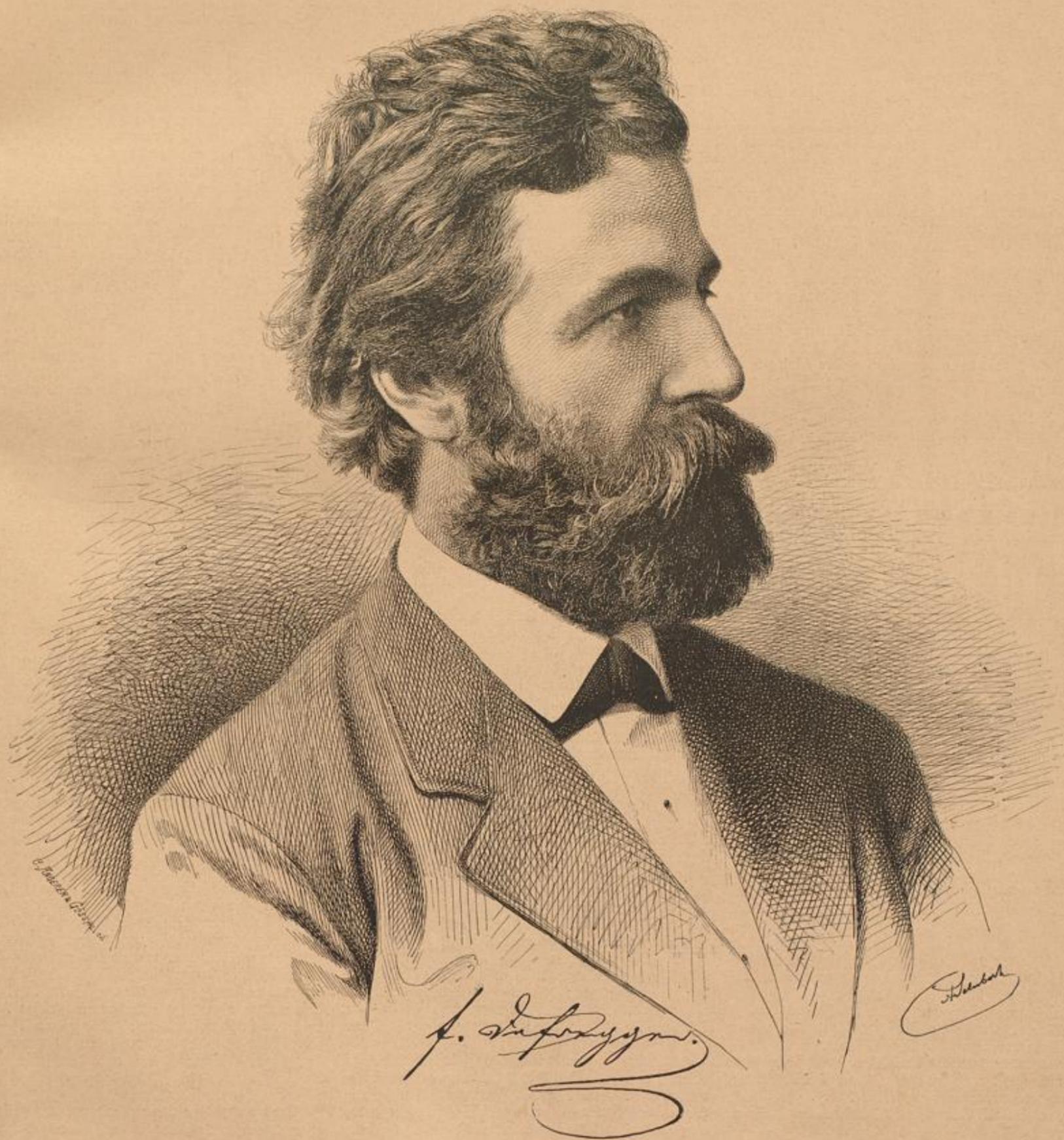
Nr. 24, Erstes Blatt.

Monatlich zwei Nummern.
Vierteljährlich 2½ M. = 1½ Guld.

Berlin, 16. December 1885.

(Ausgabe mit allen
Kupfern: 4¼ M. = 2 Guld. 55 Kr.)

XII. Jahrgang.



Nachdruck verboten.

Um ihre Krone.

Novellette von Karl Theodor Schulz.

1.

Kein milderer Wort? Es lag in der Betonung der Frage etwas so Herrisches und zugleich wie von Schmerz Gequältes, daß die Dame, an welche die Frage gerichtet war, unwillkürlich aufschau. Doch die Blicke ihres Gegenübers erschienen ihr mehr fordernd, als voll Ergebenheit oder Hingabe; so antwortete sie nur durch eine stolz verneinende Bewegung der Hand.

Der Mann verbeugte sich und verließ erhobenen Kopfes das Zimmer.

Mit einer Art selbstvergessener Ungeduld wandte sich die Gräfin Schwaned der Thür zu, die eben in's Schloß gedrückt wurde, und lehnte dann regungslos in der Ecke des Sophas. Plötzlich erhob sie sich und schritt rasch bis an das Fenster, indem sie vor sich hin murmelte: „Ah, und ich hielt ihn für größer, als die Andern! Liegt denn wirklich etwas in uns, was sie uns gegenüber Alle gleich machen muß? Auch von ihm nun fast lauter kleine Münze! Nichts, als Gnädigste Comtesse! Meine gnädige Gräfin!“ Sie lachte auf. „Kann, darf man sich da anders als gnädig erweisen, sie gehen heißen, wenn man ihrer überdrüssig, sie rufen, wenn die Langweile noch tödtlicher ist, als ihre Tad-heiten!“

Die Gräfin lachte von Neuem. Da sah sie auf ihr Spiegelbild in dem alten Barock-Spiegel und wurde auf einmal ernst. Ihr Vater fiel ihr ein, und wie derselbe wohl auf ihr Malen und ihre Nerven schelten würde, wenn er sie so erregt sähe. War sie das aber? Ein wenig allerdings! Warum eigentlich? Daß jetzt auch Barnheim den Künstler vergäße und bloß Mann sein wollte? Anders als die Vettern und der gute Baron blieb er doch immer noch!

Mit einer Bewegung, welche nicht von besonderer Zufriedenheit mit sich sprach, nahm Gräfin Anna die fortgelegte Palette und den Pinsel zur Hand. Da klopfte es. Halb lächelnd, halb mißmuthig that sie erst einige Pinselstriche an dem Gemälde, das auf der Staffelei stand, ehe sie kurz „Entrez“ rief.

Die Thür öffnete sich, und Paul Barnheim trat wieder herein. Nach einer kleinen Pause, in welcher der Maler unverwandt auf seine Schülerin geblickt hatte, fragte diese leichthin, ohne sich in ihrer Arbeit zu unterbrechen: „Etwas vergessen?“ Der Maler kam näher und sagte, sich zur Ruhe zwingend: „Sie zürnen mir noch!“

„Ich? Bewahre!“ verneinte die Gräfin. „Wenn sich Einer von uns das Recht zu solcher Naivetät nehmen wollte —“

„Ich vermöchte es nie!“ fiel Barnheim ein.

„Das ist viel gesagt und erschiene mir kaum richtig gehandelt. Kein Mann soll gegen Kränkungen gleichgültig bleiben!“

Barnheim's Stirn röthete sich. „Dem Manne gegenüber, oder wo —“

„Auch bei uns Frauen,“ unterbrach ihn Gräfin Anna, „ist Vorsicht durchaus am Plage!“ Sie trat ein wenig zurück und sah mit kritischem Auge auf den prächtigen Strauß rother Päonien, der sich höchst wirkungsvoll von dem Bronze-Gefäß abhob, in welchem er stak; dann fügte sie mit einer gewissen Herbheit hinzu: „Wenn wir auch keine Forderung annehmen würden, so geschieht uns doch ein ideales Unrecht, sobald man uns Alles und Jedes nachsieht. Da gewöhnen wir uns eben daran, überall Untergebene zu finden, — und Sie erinnern sich an Hejse's Epigramm, das auch Ihnen damals tiefstimmig erschien:

Mir ward ein Glück, das ich höher schätzte,
Als alles Gold in Bern's Ebne:
Ich hatte niemals Vorgesetzte
Und niemals — Untergebene.

„Gerade Hejse,“ bemerkte Barnheim, „der uns so oft ein hohes Lied der Liebe gesungen, sollte nie einem Weibe ergeben oder, — wenn Sie wollen, — untergeben gewesen sein? Doch darum handelt es sich ja nicht. Sie verlangen, daß ich Ihnen zürne, weil Sie einen Ausbruch meines Gefühls zurückwiesen!“ Die Gräfin schien sprechen zu wollen, doch Barnheim fuhr fort: „Ihr Blick hat wieder dieselbe Härte, wie vorher; — wiederholen Sie aber nicht, was ich genau behalten! Schon als mir die Ehre wurde, Ihnen näher treten zu dürfen, ward ich gewarnt . . .“ Er stotzte.

„Wovor?“ fragte die Gräfin lässig.

„Sie würden mit den Menschen allzu rasch fertig, verbrauchten, wechselten sie wie Ihre Handschuhe. Ich habe nun auch bereits seit einigen Tagen die Empfindung, daß ich weniger anrege, als früher . . . Dennoch“, schloß er, wie mit Anstrengung, „ertrüge ich kein Scheiden mehr.“

„Herr Barnheim!“ rief die Gräfin, indem sie sich hoch aufrichtete.

„Nein, kein Scheiden mehr, Gräfin Schwaned!“ erwiderte er mit fester Stimme. „Ich freue mich übrigens, daß ich noch so weit Herr meines armen Selbst bin, um in ein Wort die ganze Kunst fassen zu können, die uns Beide trennt, und welche doch überbrückt werden muß, wenn Sie und ich noch Anspruch auf Lebensglück machen wollen.“

„Wenn ich . . .“ lachte Gräfin Anna auf.

„Auch Sie!“ bestätigte er.

„In der That, überraschend!“

„Nicht so sehr,“ versetzte Barnheim, ohne scheinbar den wegwerfenden Ton des Ausrufes zu beachten, „wenn Sie jetzt den Muth oder die — Wahrhaftigkeit haben wollten, tiefer in Ihr Inneres hinabzublicken!“ Mit leidenschaftlicher Erregung fuhr er fort: „Ich kenne Sie besser, als Sie sich kennen, Anna.“

„Ich erlicke durchaus . . .“

„Vergeben Sie!“ bat er, indem er sich verneigte.

„Ich muß und werde ruhig sein; bleiben aber auch Sie gütig, und peinigen Sie mich nicht durch Hohn, der Ihrer so wenig würdig ist, wie meiner. Diese stehenden Minuten entscheiden über zwei Menschen, die — wir wissen es Beide, — auf den Höhen stehen!“

Anna Schwaned, welche Palette und Pinsel fortgelegt hatte, strich mit der Hand über die Stirn, sah dann aber nach einem Blicke auf Barnheim stumm vor sich nieder.

„In Ihren Augen,“ begann dieser von Neuem, „lag eben etwas wie Erstaunen, als hätten Sie mir eine solche Sprache nicht zugetraut. Was aber kennen denn gerade Sie von mir! Wie bald, nachdem Sie mich in Ihre Nähe gezogen, — seine Stimme sank fast zum Flüstern herab, — wurde es innen licht, so licht, daß ich nach außen hin gleichsam im Dunkel ging, kaum wußte, was ich noch that und sprach. Aengstlich hatte ich mich nur zu wahren, weil es längst überquellen wollte, wie in einem Strom Sie umfassen, um Ihnen Alles weisen zu können, was geworden — geworden durch Sie! Wären Sie völlig gleichgültig geblieben, hätte ich mit mir fertig werden müssen; als ich aber mit Entzücken fühlte, daß Sie —“

„Ich?“ unterbrach ihn die Gräfin kurz und schneidend, „was hätten Sie gefühlt?“

Barnheim drückte die Hand auf's Herz und erwiderte, anfangs mehr zu sich selbst sprechend: „Nicht im Dämmer weiter leben, — es erträgt sich nicht mehr! Sie könnten mich auch mit Recht mißachten, daß ich noch zurückzukehren vermochte, nachdem Sie mir gezeigt, wie belästigt Sie würden. Diese Schwäche kann nur Eines auslösen: wenn ich Ihnen endlich offen sage, was mein Sein bisher im Bann gehalten. Denn ich muß Ihnen nachfühlen, — fühle ich es doch ebenso, wie Jedes, selbst das Alltäglichs, immer gebrochen, mühselig aus mir herauskommt, sobald Sie im Rechte wären, diesen nichtsagenden Gesellen abzustossen, wie jede Amsel das welke Blatt abstößt. Aber in und an mir ist nichts well, — der Bann nur, der Bann Ihrer übermächtigen Nähe! — Und Sie könnten mir Frieden, all meine Spannkraft wiedergeben, wenn Sie mir sagten, — o, nicht sagten, Worte nehmen schon vom Duft! — wenn Ihr Auge bloß mich ahnen ließe, daß nach Jahren, wenn ich durch meine Kunst ebenbürtig neben Ihnen stände, daß Sie mir dann für das Leben —“

„Genug!“ fiel die Gräfin verlegt ein. „Ich weiß es nicht, worin Sie die Verechtigung gefunden haben, mich etwas hören zu lassen, was uns“, — sie zögerte einen Moment, dann setzte sie hastig hinzu, — „was uns nun trennen muß! Gab ich mich bei meiner Lebhaftigkeit vielleicht allzu natürlich? Jedenfalls habe ich es dann zu bedauern, den Irrthum eines — tieferen Interesses meinerseits veranlaßt zu haben. Oder hätte Sie nur mein gleichsam Alleinstehen dazu ermutigt, es zu mißbrauchen?“

„So wenig Wahrhaftigkeit habe ich meinen Worten geben können?“ fragte Barnheim schmerzlich.

Gräfin Anna sah wie beschämt zu Boden und antwortete: „Es war nur ein Gedanke!“

„Stehen Sie denn überhaupt allein?“ entgegnete Barnheim. „Wenn Ihres Vaters Sport-Passion ihn auch zu häufigen Reisen veranlaßt, bleibt nicht Ihr Onkel, die Tante Excellenz? Ich sehe den eisigen Blick noch, mit dem sie mich bei der Vorstellung maß, und von diesem Moment an waren Sie eine Andere!“

Der letzte Satz war heftig herausgestoßen worden. Ein Zug von Verlegenheit trat in Anna's Haltung, dennoch erwiderte sie: „Schon mein Selbstgefühl würde nicht gestatten, das zuzugeben! Ich bin seit dem Tode meiner Mutter in nichts mehr von der Tante abhängig.“

„Abhängig — und nicht abhängig!“ rief Barnheim bitter. „Warum häuften Sie denn in jener Viertelstunde mehr Lob auf mein armes Haupt, als ich sonst in Wochen von Ihnen gehört hatte? Wir Künstler haben ein feines Ohr! Aber ich nahm Ihnen das kaum

übel: es ist eine so natürliche Tactik, gerade den Umgang bis zur eigenen Höhe heraufzupreisen, bei welchem wir meinen, daß er vor Standesgenossen gleichsam einer Rechtfertigung bedarf.“

„Sie sind grausam!“ versetzte die Gräfin, welche blaß geworden war. „Mir wenigstens werden Sie zutrauen, daß ich, wenn ich wirklich mir dergleichen zu Schulden kommen ließ, das unbewußt gethan habe.“

„Gern glaube ich das!“ fiel er ein. „Haben Sie doch niemals unter Demüthigungen gelitten! Und nur solche schärften und klären unsere bürgerlichen Augen. Für mich aber hätte es hierbei keiner Klärung bedurft! Trauen Sie es nur einem Herzen zu, das liebt: am Klang der Stimme, in jeder Bewegung fühlt es, ob von einem Tage zum andern Alles geblieben ist, oder ob etwas davon, was unser schien, stumm wurde. Und nach jenem Tage, — ich weiß ja nicht, was Ihnen die Tante zugerannt, ob Warnungen, gar Vorwürfe gefallen sind, — das aber weiß ich: mit dem Tage hob das Schwere an. Nichts mehr von dem, was gewesen war! Wie verschüchtert Ihre süße Hingabe der ersten Zeit!“ Die Gräfin wandte sich ab. „Sie sind keiner Lüge fähig!“ rief er stürmisch, „möchten, könnten Sie die Zeit verleugnen? Ich frage mit Inbrunst, in seliger Dual, — trotz ich mich nur selbst, gab es nie solche Zeit?“

Wohl eine Minute verging, Gräfin Anna rang augenscheinlich mit sich; dann sagte sie, noch immer abgewandt: „Da brauchte ich nur das eine Wörtchen zu wiederholen, und Sie müßten und würden mir glauben. Doch Sie haben Recht; auch nicht den leisesten Zug der Täuschung: er könnte uns nachgehen lebenslang.“

„Gräfin!“ jubelte Barnheim auf.

„O, ich meine es anders!“ versetzte sie, indem sie sich ihm zuwandte. „Ich will nur versuchen, Ihnen nachzueifern, — auch gleichsam mit einer Sonde vorgehen!“ Nach einer Pause begann sie mit schwachem Lächeln: „Vom Beginn unseres Verkehrs sprechen Sie? Gewiß! Sie waren mir vom ersten Augenblicke an ein sympathischer Lehrer, zu welchem ich damals nur emporjah, meinem Wesen darum keinerlei Zwang anthat; und wie der Lehrer, so angenehm mußte der Mensch ja gleichfalls berühren! Wäre damit aber meine Zutraulichkeit, meine Hingabe, wie Sie sagen, nicht erklärt?“

„Tieferes sollte es nicht gewesen sein?“ fragte Barnheim finster. „So ohnmächtige Täuschung das Ende? So gar kein Recht hätte ich gehabt?“

Er starrte auf die Gräfin. Dieser entrang es sich, wie unbewußt: „Gar kein Recht?“

„O, Sie fühlen also doch —“

„Seien Sie großmüthig!“ unterbrach sie ihn. „Was „vielleicht“ hätte werden können, rühren wir nicht daran! Doch Sie hatten wahr gefühlt: die damalige Anwesenheit der Meinigen erweckte mich plötzlich aus einem gewissen Traumzustande. Nicht ihre Worte oder gar Warnungen waren es, — der Tante Stolz würde ein solches Vergessen bei einem Gliede ihrer Familie überhaupt nicht für denkbar halten! Mir allein fiel aber auf einmal bei dieser gleichsam selbstverständlichen, wie soll ich es nennen . . .“

„Nennen Sie es ruhig Nichtachtung!“

Die Gräfin nickte vor sich hin. „Dabei fiel mir auf's Herz, daß ich es nicht ertragen würde, einem — mir persönlich nahe Stehenden so beegnet zu sehen, und beim Weiterdenken, daß ich ebensowenig die Sphäre aufzugeben vermöchte, in der ich geboren worden.“

Barnheim jah wie zerstreut umher. Der mit rothigen Apfelblüthen bedeckte Zweig, den er vereint mit Anna auf die Thür gemalt hatte, winkte gleichsam; die beiden kleinen, blauen Falter, der Schluß ihrer gemeinsamen Arbeit, flogen wie jene unvergeßlichen Stunden selbst auf ihn zu, — er erwachte fröstelnd aus seinem Sinnen. „Ich will nicht davon sprechen,“ sagte er, „mit welchen Empfindungen ich jetzt die liebe Thür zum letzten Male hinter mir schließen werde; das könnte Sie ja bloß lächeln machen! Ich hoffte nur . . .“ Plötzlich abbrechend, fuhr er fort: „Glauben Sie es mir, niemals hätte ich die Herrschaft über mich soweit verloren, um die Aristokratie in Ihnen zu vergessen, wenn ich nicht gemeint hätte, die Künstlerin stände darüber. Wohl! Warum sollte sich ein Aristokrat der Geburt nicht als solcher glücklich fühlen, dieses Glück sogar um nichts eintauschen wollen? Doch Der von ihnen, welcher der anderen Aristokratie, derjenigen des Künstlerthums, nahe getreten, sich zum Begreifen ihrer Größe durchgerungen hat, der, wähnte ich, müsse sie als die höhere achten! Daraus schöpfte ich mein Hoffen, nur dieser Gedanke zog meine Liebe groß . . . Nun aber kein Verbittern der letzten Augenblicke! Möge Ihr Geschick Sie sanft weiter leiten, Ihnen wieder Jemand zuführen, den Ihr Talent herzlich freut, der wieder bloß danach strebt, Ihnen Alles zu geben, was er geben kann. Aber nicht diese Zutraulichkeit mehr! Es könnte Sie noch Einer mißverstehen.“

Trotz des milden Tones, mit welchem diese Bitte gesprochen wurde, hörte die Gräfin deutlich den Vor-

wurf heraus und erwiderte mit jähem Erröthen: „Ich werde fortan ohne Lehrer —“

„Nein, o nein!“ beschwor sie Barnheim.

„Und warum nicht? Hätten Sie auch über meine letzten Bilder noch die alte ungünstige Ansicht? Sie haben Aufsehen erregt!“

„Beziehen Sie das auf die neuliche Kritik im Morgenblatt?“

„Gewiß!“

„Des Barons über die Gräfin?“

„Baron Braincourt,“ rief sie herausfordernd, „ist ein gefeierter Kritiker!“

„In Ihren Kreisen, — bei uns lächelt man über ihn!“ entgegnete Barnheim. „Auch das noch!“ Er blickte schmerzlich auf. „Da habe ich mich freilich noch einmal getäuscht! Ich sah nur die werdende Künstlerin, der es Ernst mit ihrer Kunst, die sich niemals am Ziele meinen darf, wie es aller echten Künstler Art, welche nur in den seligen Augenblicken des Schaffens an Vollendung glauben, nicht vorher, nicht nachher. Und Sie hätten bereits erreicht? Ich schweige!“ brach er, Anna's tiefe Erregtheit wahrnehmend, ab. „Nur bitten möchte ich noch, vergeben Sie mir! Darf ich noch einmal Ihre Hand . . . Nein, nein! Ohne sie zu berühren, muß ich fort! Denn trotz all des Niedergestürzten, auf das ich blicke, in welchem ich stehe, — der Gott in meiner Brust will dennoch nur Eine kennen, die ihm bestimmt war! Leben Sie wohl, — leben Sie wohl!“

„Barnheim!“ Die Gräfin stand fassunglos da; es zog sie ihm nach. Die Thür mußte offen geblieben sein, Schritt bei Schritt hörte sie seine eilenden Tritte. „Ich kannte ihn nicht, nicht diesen Mann!“ flüsterte sie in sich hinein. Dann drückte sie die Hand fest auf's Herz: sie hatte trotz Allem nicht anders gefolgt, — also recht gethan!

Durch ihre ungestüme Bewegung war wohl der Strauß trockner Palmenwedel und Gräser hinter der Büste der Clytia gestreift worden, — er flatterte rauschend zu Boden.

2.

Das letzte der diesjährigen Künstler-Feste hatte längst begonnen. Es war ein Maskenball, bei welchem die Kostüme, — nach dem Einfall des Präsidenten der Gesellschaft, — nur aus Schiller'schen Dramen gewählt werden durften. Die Künstler und sonst Geladenen hatten sich also zusammengethan und wenigstens die Hauptträger der Stücke unter sich vertheilt, damit nicht allzu viele Marquis Posa oder Jungfrauen von Orleans erschienen. Der Aufzug der gesammten Personen jedes einzelnen Dramas war schließlich dem auch von imposanter Wirkung gewesen, und es herrschte in Folge dessen eine lebhafteste Befriedigung unter sämmtlichen Theilnehmern.

Um die königliche Gestalt einer Maria Stuart, in granatfarbenem Brocatkleide, die Perlenkrone im rötlich schimmernden Haar, war ein ganzer Kreis von Masken versammelt; darunter auch „Lord Leicester“, der seine Gesichtsmaske bereits abgelegt hatte, da er zu den Mitgliedern des Vorstandes der Gesellschaft gehörte. Es war Paul Barnheim. Man neckte ihn und die Stuart wohl; er parierte dann allerdings die Scherze, doch geschah das meist in demselben Ernst, der ihm seit lange eigenhümlich war. Auf einmal rief einer aus dem Kreise, welcher den Saal hinunterblickte: „Ah, noch eine Stuart!“

Auch Barnheim sah nach der Maske, und einen Augenblick lang glitt ein Betroffensein über seine Züge; beim Näherkommen der Gestalt und ihrer streng festgehaltenen demüthigen Haltung wandte er sich aber wie enttäuscht ab.

Der neue Tanz sollte beginnen, auch der Kreis um die königliche Stuart löste sich, und Barnheim, in einem Anfluge von Ueberdruß, — oder hatte es ihm eine Erinnerung angethan? — brach sich langsam zur Thür des Saales Bahn und ging dann bis in das äußerste der kleinen Zimmer, welche um den Hauptsaal herumlagen. Er warf sich auf die Chaiselongue und träumte mehr vor sich hin, als daß er an Bestimmtes dachte. Der kleine, heimliche Raum mit seinem Schmuck von Blattgewächsen und Blumen, in dem milden Licht einer Ampel, und nur hier und da von ein paar stärkeren Accorden der Ballmusik erreicht, begünstigte das Traumverlorensein.

Da schleifte plötzlich etwas näher; Barnheim richtete sich auf und sah überrascht die Bisherin Stuart auf die Schwelle des Zimmers treten. In ihrem schwarzamtenen Schlepplleide, mit dem großen Stehtragen und der Stuarthaube, von der ein schwarzer Schleier langhin niederfloß, hob sie sich wahrhaft malerisch von der Portiäre in weiß-or-Bläulich ab. Das Maler-Auge Barnheim's hing bewundernd an dem Bilde.

Die Maske zögerte augenscheinlich, näher zu treten; als sich Barnheim nun jedoch erhob, schritt sie auf ihn zu und sagte mit tiefer Altstimme, die wohl nur verstellt war: „Reiche mir Deine Hand!“

„Gern, Majestät!“ erwiderte der Maler und streckte seine Rechte aus. Als die Maske die Hand ein wenig erhob, als wollte sie die Linien in derselben genauer verfolgen, fragte er lächelnd: „Seit wann sagt Lady Stuart wahr?“

„Seit sie ihre Schuld gebüßt!“

„Welche Schuld? An wem?“

„Vielleicht an Euch, Leicester! Darf ich jetzt aber meinen Spruch halten?“

„Ihr habt zu befehlen!“ antwortete Barnheim, indem er sie forschend ansah.

„Dennoch scheint Ihr vor meinem Spruch Sorge zu haben? Eure Hand zittert!“

„Sie zittert,“ erwiderte Barnheim, „weil — — weil — —“

„Endlich die Freundin erkannt wurde?“ rief Anna Schwane mit ihrer natürlichen Stimme, indem sie rasch die Maske abnahm und dann Barnheim beide Hände reichte. „Wir haben uns lange nicht gesehen!“

„Lange nicht!“ wiederholte er mechanisch.

„Sie sind fast unverändert, höchstens noch stattlicher geworden,“ bemerkte die Gräfin, während sie mit leichtem Druck ihre Hände aus den feingigen löste. „So ist es Ihnen gut ergangen?“ Er nickte. „O, das freut mich! Doch bedurfte es eigentlich nicht der Frage: Ihr Ruhm klingt ja bereits landauf, landab! In Paris, in Rom hörte ich von Ihnen; Sie aber sicherlich nicht von mir?“ — Barnheim schüttelte den Kopf. — „Meine Kunst ist eben halb und halb eingeschlafen, trotz des damaligen Aufsehens. Es fehlte doch wohl noch ein Lehrer, ein solcher Lehrer, wie Sie meinten.“ Eine Pause entstand. „Warum schweigen Sie?“ begann sie hastig von Neuem. „Oder wäre dennoch irgend etwas geschehen? Etwas Trauriges? . . . Ihre Frau Mutter ist wohl?“

„Ganz wohl!“

„Woher kennen dieser Ernst? Ich habe auf einen viel freundlicheren Empfang gerechnet! Sie dürften kaum ahnen, wie viel Mühe es gekostet, welche Hindernisse zu bewältigen waren, um gerade heute hier zu sein! Als ich jedoch, — in der Residenz, wo ich zufällig auf Besuch war, — von dem Feste hörte, in den Zeitungen dann auch Ihren Namen unter denen des Vorstandes fand, da mußte ich meinen alten Lehrer wiedersehen!“

„Sie sind sehr gütig!“

„Um Gotteswillen,“ rief Gräfin Anna, „und Sie sehr ungütig, wenn Sie für mich noch mehr so überwältigende Wendungen übrig hätten! Doch kommen Sie! Hoffentlich stört uns Niemand, und wir plaudern, wie in uralter Zeit, von Allem und Jedem.“ Beide setzten sich. „Was müssen Sie mir zu erzählen haben!“ fuhr sie fort. „Drei Jahre! Sind es wirklich drei Jahre?“

„Weniger zwei Monaten! Ich möchte glauben, auf den Tag sogar.“

„Aber beginnen Sie zu erzählen! Ich bin sehr, — nicht neugierig, das ist ein häßliches Wort, — Sie verstehen mich? Die Gefühle einer alten Freundin sind ganz besondere!“

„Vor allem Erzählen,“ warf Barnheim ein, „habe ich eine Frage!“

„Und nach der Art meiner Antwort soll dann wohl das Colorit Ihrer Erzählung gewählt werden?“

„Vielleicht.“

„So fragen Sie!“

Barnheim zögerte ein wenig, bevor er mit einer gewissen Verlegenheit sagte: „Ich weiß eben gar nicht, wer, was Sie jetzt eigentlich sind?“

Die Gräfin mußte lächeln und erwiderte mit einem Schall im Auge: „Das, habe ich mir allerdings eingebildet, wüßten Sie. Ein Mägdlein, freilich bereits im Beginne der Zwanzig.“

„Also noch unvermählt?“ fragte er in unsicherem Tone. „Ich meine, über Ihre Verlobung sei schon Jahr und Tag hinweggegangen?“

„War dieses Gerücht auch bis zu Ihnen gedrungen?“

„Ein Gerücht, nur ein Gerücht?“ rief Barnheim überrascht.

„Wie es entstehen konnte,“ fuhr die Gräfin fort, „will ich nachher getreulich erzählen. Jetzt aber zu Ihrem Bericht! Da Sie übrigens so frischweg mitten in den meinigen gesprungen sind, möchte ich vorerst auch noch etwas fragen?“

„Ich bitte sehr, — fragen Sie!“

„Sind Sie vermählt?“

Barnheim streckte die Hand von Neuem aus. „Sie werden es lesen können! Ich habe so wie so noch meinen Spruch zu Gute.“

„Ah, ich weiß jetzt nicht mehr, was ich für thörichtes Zeug vorbringen wollte; es ist ein ganz ander Ding, mit oder ohne Maske!“

„Ob Sie mich in Maske wohl erkannt hätten?“

„Gewiß!“ versicherte sie.

Mit einer halb ungläubigen Bewegung sagte Barnheim: „Eigentlich schade, daß man unmaskirt bleiben mußte und darum nicht einmal den Versuch — —“

„Es war ganz gut so!“ unterbrach die Gräfin, indem sie auf seine Hand blickte. „Da der Goldfinger keinen Ring trägt — —“

„Der ruht vielleicht auf dem Herzen!“ warf Barnheim ein, „oder im Herzen, — wie Sie wollen!“

„So ideal ist er?“

„Ganz ideal, — nach Künstlerart! Doch Sie wollten von meinem Leben wissen. Das könnte ich in ein Wort fassen: ich habe eben gelebt! Heute wie gestern lichte Stunden, in denen ich recht nach dem Herzen schaffen durfte, dann täglich ein langer Abend, meist ohne viel Genügen, — zum Schluß der treue Sorgenbrecher Schlaf mit, auch ohne Träume!“

„Sie sind doch gereift?“

„Nur einmal, auf einige Monate nach Norwegen, wie ich ja längst vorgehabt.“

„Ihren Hardanger-Fjord habe ich in Paris gesehen,“ sagte die Gräfin gedankenvoll. „Das Bild ergreift tief.“

„Das hat es gethan?“

„Sie fragen mit so eigenhümlichen Ausdruck. Sind damit Beziehungen — —“

„Die Staffage haben Sie nicht beachtet?“ fiel er gespannt ein.

Die Gräfin bejahte. „Das umgestürzte Bot, die beiden, wie vereint untergehenden Gestalten!“

„Wie vereint!“ flammte Barnheim auf. Leichtthin schloß er dann: „Doch Schaum, Alles bloßer Bogenschaum! Heute kann ich die beruhigende Versicherung geben, daß Beide gerettet worden.“

„Ich verstehe wieder Ihren Ton nicht ganz!“ entgegnete die Gräfin gepreßt. „Wäre es denn nicht richtig und gut, mit Unmöglichem fertig zu werden? Muß Jemand untergehen, um an seinen Ernst glauben zu machen?“

Das schiene mir eine traurige Forderung, die aber auch Niemand stellt, Keiner wenigstens, der sich bemüht, mit hellem Auge in das Weltgetriebe zu sehen, wo doch Alles, mit oder ohne Bewußtsein, einzig nach dem gerade ihm gemäßen Leben ringt. Eine andere Forderung läge viel näher!“ setzte sie träumerisch hinzu. „Sich aus Leid und Entbehrung heraus klar zu machen, was denn unferes Wollens Innerstes ist, ob das manchmal auch so unter Geranke und Schlingkraut verborgen ist, daß ganz Anderes zu Tage liegt, als wovon die Tiefe weiß. Und daran schloße sich der feste, heiße Wille, diesem Innersten zu seinem Recht zu verhelfen, über alle Eitelkeit der Welt fort zuerst wahrer Mensch zu sein.“

Ihre Wangen glühten, in den Augen strahlte es, wie von innerem Feuer. Barnheim schien darauf nicht zu achten; mit einer Art von Ironie fragte er: „Das sind Ansichten, welche Sie seither gewonnen haben, nicht wahr? Bloße Ansichten! Sie meinen, Jedermann müsse darnach verfahren; nur Sie selbst gestatten Sich natürlich, die Ausnahme zu spielen?“

„Nein, ich nicht!“ erwiderte die Gräfin, indem sie Barnheim fest ansah.

„Sie nicht?“ rief dieser stürmisch. Nach einigen Augenblicken des Zubodensehens erhob er sich langsam und bat: „Vergeben Sie! An Ruhe gebracht es mir noch immer.“ Er horchte nach der Thür. „Der Tanz scheint beendigt zu sein. Lassen Sie uns einen Gang durch die Säle machen; das wird mir alle Rücken aus dem Kopfe treiben!“

Auch Gräfin Anna war aufgestanden, sagte nun aber mit zitternder Stimme, indem sie die vor sich hingefallenen Hände ein wenig erhob: „O, fort mit jeder Scheu! Ich muß ja sprechen, ich; Sie dürften es nicht; und ich will es thun, so schlicht und ernst, wie es das Ernsthafteste auf Erden fordert! Sie lieber, getreuer Mann, viel, — so viel habe ich Ihnen heute zu danken, daß ich mich nimmer anders auslösen könnte, als durch mich selbst!“

Kaum hörbar waren die Schlussworte gefallen. Barnheim athmete schwer und fragte, unwillkürlich zurücktretend: „Wie soll ich das verstehen?“

„Ihr Wort ist Wahrheit geworden!“ fuhr die Gräfin fort. „Wer das Höhere einmal gekannt, darin gelebt hat, der erträgt nichts Geringeres mehr. Die Sehnsucht nach dem Vergangenen, nach dem einen unglückseligen Augenblick Verkannten — —“

„Blos für einen Augenblick verkannt?“ unterbrach er zweifelnd. „Und wenn Sie nur das Freundliche dieses Wiedersehens so — nachsichtig stimmte!“

„Wie weh thun Sie mir!“

Er sah ihre schmerzliche bittende Bewegung nicht. „Ich habe zu viel gelitten!“ brach er heftig los; „es ist unmöglich, von Wort zu Wort die todtten Hoffnungen wieder leben zu heißen, — meine Hoffnungen! Als die alten guten Bekannten können wir — —“

„Barnheim!“ rief die Gräfin erschreckt, „ich habe nicht weniger gelitten!“

„Sie!“ Hohn, Schmerz und Unglaube lagen in der Betonung des einen Wortes.

Die Gräfin suchte sich zu fassen; deutlich hatte sie auf einmal gefühlt, daß es nicht, wie sie gehofft, mit dem bloßen Bekenntniß ihrer Reue abgethan sei, daß ihr ganzes Sein, ihr, wie sie ja wußte, neues Sein die



M. B. 85

1855

Der „Dom“ auf dem Hamburger Pferdemarkt.
Ein ganz Barock. — Stich von 1855.

Bürgschaft dafür bieten müsse! Dazu war Ruhe, — Ruhe ein erstes Bedingniß! So begann sie, anscheinend voll der früheren Beherrschung: „Wie wenig kannte ich die Welt, als wir damals von einander schieden! Und sie erschien mir so stolz und herrlich! Als ich sie dann freilich mit meinem Vater zu durchwandern begann, bald allerlei erfuhr, was weniger groß war, da dämmerte es mir schon im ersten Jahre auf, daß mir im Beginne des Lebens schon das allerbeste Theil geworden war. Und das wurde nur klarer und klarer, nahm bald Allem den Preis, des Vergleichens war kein Ende, bis ich kommen mußte und Ihnen sagen, wie es um mich stehe.“

Barnheim wandte sich ab. „Nun aber auch kein Jären mehr!“ fuhr sie fort. „Hören Sie bloß auf Ihr Herz: das kennt mich besser, als Ihr Mamesstolz. Schon jetzt weiß es, daß ich mich nur in mir geirrt hatte; es muß fühlen: wäre ich seiner nicht würdig geworden, beugte ich mich nicht so tief!“

Barnheim blickte unsicher auf. „All die Pein der Jahre,“ sagte er wie im Selbstgespräch, „könnte sie denn von mir fallen, wie nie ertragen? Solche Kränkung! Darf der Mann . . .“

„Wohl Kränkung!“ fiel Anna Schwanek sanft ein, „doch auch Sie waren nicht schuldlos! Sie forderten so herrlich, jedes Bedenken so ganz verachtend! Und es lag tief in meiner Natur, jedem Zwange widerstreben zu müssen, — selbst zu meinem Leide.“

„Herrlich?“ fragte Barnheim zwischen Ernst und weichem Lächeln, „wirklich herrlich hätte ich gefordert? Da hat sich nur die Schüchternheit zu lähn hervorgezogen! Das konnten Sie freilich nicht wissen; ein Hauch von Schuld läge also immerhin auf mir. Und so Geringes sollte zur Bräute werden dürfen . . .“

„Wäre es denn das allein?“ unterbrach ihn die Gräfin leise, „nicht auch ein wenig von dem Andern, das mich Alles überwinden ließe? Weiß ich doch, daß ich mit meiner ganzen Familie, — nicht dem Vater, der mir volle Freiheit gelassen, — mit den Uebrigen aber zerfalle, und um so unverföhnlicher, da ich die Bewerbung meines Vettters, des Sohnes der Excellenz, abgewiesen habe, dessen Annäherung eben den Anlaß zu jenen Verlobungsgerüchten gab. Doch ob der Vetter durchaus nicht zu unferen Schlimmsten gehört, über mehr als Veruf und Jagd sprechen kann, — meinen Lehrer, seit ich den ganz begriffen, vermochte er nicht zu ersetzen. Und da ich nun auch längst weiß, was die Meinung der Andern für uns nur bedeuten darf, so sah ich ein, wenn es noch Glück auf Erden für mich geben sollte, dann müsse ich heimkehren und fragen, ob Jemand treu geblieben und die Verirrte zu Gnaden annehmen wolle!“

„Zu Gnaden?“ rief Barnheim außer sich, indem er sie fest in die Arme schloß. „Du allein bringst Gnade!“

„O nein!“ schluchzte Anna auf. „Lieber, Böser, — Du!“

Ein wenig später schien es noch einmal in Barnheim nachzugrollen; er sagte, während er Anna glücklich ansah: „Vielleicht hätte ich versuchen müssen, mich viel ungefügiger anzustellen?“ Als sie aber, bereits wieder mit ihrem sonnigen Lachen, den Kopf schüttelte, meinte auch er: „Es war wohl ehrlicher, mir selbst treu zu bleiben und Dir trotz Allem und Allem doch nur zu zeigen, wie grenzenlos Du auch heute noch beglückst!“

Rathenrat verboten.

Die Kapitalistinnen.

Ein Wiener Geschichtchen

von Marie von Ebner-Eschenbach.

Im vierten Stock eines der ältesten Häuser des alten Wien wohnen seit vielen Jahren die Schwestern Elise und Johanna Moser. Das Haus befindet sich in der Singerstraße und hat einen geräumigen Hof, und auf diesen herab sehen die immer spiegelblanken Fenster, durch welche Licht und Luft in das Quartier der Fräulein dringen. Es besteht aus einer Küche und aus zwei Zimmern, und wird so nett gehalten, als ob es nicht von menschlichen Wesen, sondern von puren Geistern bewohnt würde. Die Küche ist nur mit einer Puppenküche zu vergleichen, mit der Kinder noch nicht gespielt haben. In hellen, bunten Farben und in schneeigem Weiß schimmert das Geschirz auf den Stellbrettern; wie eitel Gold und Silber prunken die Pfännchen und Casserolen; die Knöpfe der Herdthüren aber überrufen alles Andere an Glanz und Funkelglanz.

So groß indessen die Keiligkeit in der Küche ist, durch diejenige in den Zimmern wird sie noch beschämt. Fußbodenlack kann jeder laufen und die Dielen damit bestreichen. Ihn jedoch monatlang auf einem Punkt fast indiscret blendender Hochpolitur zu erhalten, — diese Kunst versteht Fräulein Elise ganz allein. Sie ist es, die jüngere der Schwestern, welche sich um die

berühmte und ruhmwürdige Sauberkeit des Haushaltes die größeren Verdienste erwirbt. Ihr Ordnungs- und Schönheitsfinn macht sich manchmal in einer Weise geltend, die von Fräulein Johanna als Uebertriebung bezeichnet wird. Dies geschieht zum Beispiel, wenn Elise noch am Nachmittage mit Flanellen unter den Füßen im Zimmer herumgleitet, angeblich um sich eine gesunde Bewegung zu machen, in der That aber, um einige, nur ihr wahrnehmbare Trübungen des Bodensfirnisses durch sanft liebloses Streicheln wieder in lauter Glanz zu verwandeln. Oder wenn sie die Polster des Kanapees, auf dem Johanna sich niedergelassen hat, um friedlich ihren Abendthee zu trinken, mit einem Stäbchen zu klopfen beginnt. Sie thut es ganz leicht, sie weiß im vorhinein, daß kein Staub aufzulegen wird, aber — sicher ist sicher! — sie frägt doch an und führt Schlag um Schlag gegen die dünnen, alten Kissen.

Johanna duldet und schweigt. Ihre Märttyrermiene jedoch, die sanfte Art, in welcher sie mit der Hand über ihre eisgraunen, gescheitelten Haare streicht, und besonders die Sehnsucht, mit der sie in das aufgeschlagene, auf dem Tische liegende Buch blickt, verfehlen ihre Wirkung auf Elise nicht. Sie überwindet den Pustteufel, der ihr in allen Fingern prickselt, legt das Stäbchen weg und sagt: „So, jetzt lesen wir!“

Das edle Gesicht Johanna's hellt sich auf. Vorlesen ist ihre Wonne, und sie behauptet, daß die Werke ihrer Lieblingsdichter ihr immer neue, schöne Ueberraschungen bereiten.

Elise hört zu und würde es noch viel aufmerksamer thun, wenn die Photographie des seligen Onkels Moser nicht gerade ihrem Plaze gegenüber hinge. Die ist leider mit einem Glas bedeckt, von dem man nie recht weiß: ist's gepußt oder nicht. Und Elise unterbricht die vorlesende Schwester an einer ergreifenden Stelle der Dichtung, um auszurufen: „Mit Wasser hab' ich's umsonst verjuchst; ich will's morgen mit Spiritus probiren!“

Dieselbe Genauigkeit, deren sich Elise im Punkte des Reinhaltens der Wohnung befelegte, wurde von Fräulein Johanna in einem andern, im Geldpunkte, beobachtet.

Die Schwestern hatten nach dem Verlaufe von mehr als drei Decennien, in welchen Elise einer Mädchen-schule vorgestanden, Johanna Lehrerin in wohlhabenden Häusern gewesen war, eine hübsche Summe zurücklegen können. Das Glück, das ihnen für redliche Arbeit redliche Entlohnung bescherte, zeigte sich auch darin günstig, daß es sie in der Person ihres Onkels Christian Moser einen tüchtigen Schatzmeister finden ließ, dem sie ihre Ersparnisse anvertraut, und der mit denselben geschickt manipulirt hatte. Als der alte Herr starb, fand sich bei ihm in einem großen Umschlag, auf dem geschrieben stand: „Depot. Eigentum meiner Nichten, der Fräulein Elise und Johanna Moser,“ ein Kapital von nicht weniger als zwanzigtausend Gulden in Werthpapieren. Dabei ein Zettel, an die Schwestern gerichtet, des Inhalts: „Nathe Euch, nach meinem Tode die Verwaltung Eures Vermögens meinem Sohne, Eurem Vetter Julius, zu übergeben, denn was Geldangelegenheiten betrifft, da seid Ihr wie die neugeborenen Kinder.“

Elise stimmte dieser Behauptung mit vielen freudlich-demüthigen Bücklingen zu; Johanna war nicht so ganz von ihrer Wichtigkeit durchdrungen, ersuchte aber dennoch, im Vereine mit der Schwester, Herrn Julius Moser, das Kapital in seiner Verwahrung zu behalten. Er jedoch wollte nichts davon wissen; er war ein mürrischer, mit Geschäften überhäufter Mann.

„Kauft Euch eine kleine Werthheimische Kasse und legt Euer Geld hinein,“ sagte er. „Alle Jahr zweimal will ich kommen, die Coupons abschneiden und einlösen. Ihr habt Euch um nichts, als nur darum zu kümmern, daß Ihr mit Eurem Einkommen auskommt und die Kassenschlüssel nicht verliert.“

Als er ihnen dann die Papiere ausgeliefert, waren die Schwestern nach Hause gewandert, und der Weg, den sie von der Hohenbrüde bis in die Singerstraße zurücklegen mußten, war ihnen lang und gefahrvoll erschienen. Johanna hatte das Paket unter den Arm genommen, und dicht neben ihr, an der Kapitalienseite, marschirte Elise. Mehrmals ermahnte diese ihre Schwester: „Nimm Dich zusammen; mach's nicht so auffällig, mach' kein so verstärktes Gesicht.“ Sie selbst aber, die Muthigere, fühlte ihr Innerstes erbeben, als zwei Arbeiter vorbeikamen und einer den andern anstieß und fragte: „Was tragen denn die?“

Die Frage bezog sich auf einige hinter den Fräulein einherschreitende Marktweiber, ließ diese gleichgültig und versetzte jene in einen fieberhaften Zustand. Die arglose Johanna, die sonst auch dem Fremdesten das Beste zutraute, immer in Erwartung von etwas Angenehmen, besonders von angenehmen Ueberraschungen lebte, war heute eitel Sorge und Verdacht. Bei der Heimkehr empfand sie sogar Mißtrauen gegen den biederen Hausmeister, als er sie an der Treppe begrüßte, und bildete sich ein, er habe das Paket in ihren Armen mit sonderbar verlangenden Blicken angesehen.

Den Nachmittag und Abend brachten die Damen mit Berathungen über den Ankauf der Werthheimischen Kasse zu, die auf den Rath des Vettters angeschafft werden sollte. Provisorisch brachte man das Geld im Wäschekasten zwischen den Leintüchern unter, nachdem Elise diese Gelegenheit benützt hatte, um den Schrank von oben bis unten auszuräumen und durchzufegen. Spät kamen die Schwestern zur Ruhe, und kaum eingeschlafen, erwachte Johanna mit Herzklopfen, weil ihr träumte, die Wohnungsthür, welche Elise doch vor ihren Augen versperrt und verriegelt hatte, sei von selbst aufgeprungen, und durch sie herein sei der Hausmeister getreten, im Kostüm Rinaldo Rinaldini's und mit einer Kanone in jeder Hand.

Am Morgen begann die Berathung von Neuem. „Eine Kasse anschaffen, — leicht gesagt; aber wie bringt man sie herein, ohne daß die Leute es merken?“ meinte Elise. „Und wenn die Leute merken, daß man eine Kasse hat, vermuthen sie gleich, daß etwas drin ist. Und das ist sehr gefährlich.“

Dagegen wandte Johanna ein, daß es doch strafbarer Leichtsin wäre, die Kapitalien dem Wäsche-schrank bleibend anzuvertrauen.

Man war noch zu keinem Resultat gelangt, als die in Rede stehende Kasse von selbst erschien. Herr Julius Moser schickte sie seinen Vasen zum Präjent, durch zwei kurz angebundene, sehr resolute Männer. Rasch hatten die beiden Cyklopen den besten Plaz für die Kasse ausgemittelt: in der Ecke des zweiten Zimmers, zu Füßen von Johanna's Bett. Ohne viel zu fragen, stellten sie das schlank, eiserne Ding dort auf, unterrichteten die Damen im Gebrauch der Schlüssel, überreichten dieselben sammt den Doubletten, nahmen ihr Trinkgeld in Empfang und entfernten sich.

Elise hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Spuren wegzutilgen, welche die staubigen Stiefel des unerwarteten Besuches auf dem Fußboden hinterlassen hatten. Johanna holte die Kapitalien aus dem Schrank. Sie befreite die Obligationen von ihrer groben Umhüllung, und als sie bemerkte, daß dieselben nachlässig gefaltet waren, ergriff sie das Falzbein. Mit einem Muth, den Elise nur anstaunen konnte, handhabte Johanna die großen, prächtigen Vogen, glättete sie und legte sie wieder vierfach, jetzt aber Kante auf Kante, zusammen. Dann holte sie aus ihrem Vorrath an Schreibpapier das stärkste herbei und verlegte sich auf die Fabrication von Couverts, wie sie, so zierlich ausgeschnitten, so fest gelebt, nirgends und um keinen Preis zu kaufen gewesen wären. Jedes derselben hatte eine Aufschrift erhalten; Obligation Nummer Eins, hieß es auf der ersten, Obligation Nummer Zwanzig auf der letzten. Sie bildeten einen erfreulichen Anblick, so lange sie auf dem Tische zum Trocknen ausgelegt blieben, und eine stattliche Reihe im Tresor, in welchem Johanna sie endlich aufgestellt.

Danach hatte sie das Tabernakel verschlossen und die Schlüssel an sich genommen, mit dem Vorsatze, sich in keiner Stunde des Lebens von ihnen zu trennen. Als sie sich zur Ruhe begeben, hatte sie das kleine Bünd unter ihr Kissen gelegt und in dieser Nacht, wie schon in der vorigen, lange nicht einschlafen können. Die Worte des Vettters: „Verliert die Schlüssel nicht!“ summteten ihr im Ohre; das Gefühl der übernommenen Verantwortlichkeit lag ihr schwer auf dem Herzen.

Am Morgen erwachte sie später als gewöhnlich. Die Bedienerin, die täglich kam, um Elise bei der Hausarbeit zu unterstützen, war seit geraumer Weile da und machte sich am Ofen in Johanna's Zimmer zu schaffen, als diese die Augen aufschlug.

Sie fuhr empor, — ihr erster Blick fiel auf die Kasse, ihr erster Gedanke war: Wo sind die Schlüssel? . . . „Elise“, rief sie plötzlich, „Elise!“

Die Schwester kam herbei geeilt, und Johanna, die Stimme zum Gestüfter senkend, fragte:

„Die Schlüssel? . . . Hast Du sie genommen?“

„Gott bewahre!“ erwiderte Elise. „Du hast sie, — unter Deinem Kopfpolster hast Du sie.“

„Nein!“ hauchte Johanna, „ich habe schon gesucht . . .“

Elise überließ's, aber sie jaßte sich. „Wir wollen noch einmal suchen, besser suchen.“

Es geschah, die Schlüssel wurden gefunden, man lachte, man neckte einander wegen des ausgestandenen Schreckens.

Auf einmal rief's aus der Gegend des Ofens: „Fräul'n, haben Sie mir das zum Unterzünden herg'richt?“ . . . Eine kohlengeichwärtzte Hand hob sich in die Höhe und schwenkte Papiere in der Luft.

„Was denn, Resi? Was ist's denn?“ fragte Elise, von einer unbestimmten Bangigkeit durchzittert.

Resi erhob sich aus ihrer lauernden Stellung, kam auf die Damen zugetrampelt und präsentirte eine Anzahl durcheinander geworfener Papierbogen, bei deren Anblick den Schwestern der Athem stillstand.

„Johanna!“ rief Elise.

„Elise!“ rief Johanna.

„Wo haben Sie das hergenommen?“ preßte Elise, zur Bedienerin gewendet, hervor.

Das Weib wunderte sich über die Frage und besonders über die Art, in welcher dieselbe gestellt wurde. Wo sollte sie „Das“ hergenommen haben? Vom Sessel halt, auf dem „Das“ gelegen, vom Sessel beim Ofen, neben dem Kanapee.

„Gut,“ murmelte Elise, „gehen Sie jetzt nur in die Küche.“ Nessi gehorchte.

Starr bis zur Unheimlichkeit blickte Johanna vor sich hin: „Sessel! . . . Dort habe ich sie hingelegt.“ sprach sie abgebrochen und tonlos, „hingelegt, — um sie dann hineinzulegen in die . . . Du weißt.“

„Hast Du's denn nicht gethan?“ fragte Elise.

„Es scheint, — nein,“ erwiderte Johanna und drückte das Haupt in die Kissen.

Elise setzte sich; ein kalter Schauer nach dem andern lief ihr über den Rücken. „Schwester,“ sagte sie, „so hätten wir denn vergessen, die Kapitalien in die Couverts zu thun, bevor wir die Couverts in die Kasse thaten.“

Johanna sah die Schwester dankbar an für dieses großmüthige „Wir.“ „Es scheint so, — obwohl ich es mir nicht denken kann. Viel eher schiene es mir möglich, liebe Schwester . . .“ Die tiefe Zerknirschung, unter deren Last sie eben noch gekämpft hatte, machte einer freundlichen Ahnung Platz, „daß unsere Obligationen im Tresor liegen, und daß diese hier andere sind, mit denen uns Jemand,“ — ihre Augen begannen zu leuchten, und sie schloß innigst gerührt, — „eine angenehme Ueberraschung gemacht hat.“

Elise fuhr zürnend empor: „Mit Deinen Ueberraschungen, — das ist eine fixe Idee! Ueberraschung — ja! Die Nessi war nahe daran, uns eine Ueberraschung zu machen, — aber eine, von der wir uns unser Leben nicht mehr erholt hätten.“

„Du hast recht,“ versetzte Johanna, „und wir sind diesem Weibe zu ewigem Danke verpflichtet. Wenn die Klugheit uns auch rath, ihr zu verschweigen, wie groß der Dienst ist, den sie uns geleistet hat, — weil sie sonst allen Respekt vor uns verlieren könnte, — wollen wir sie für denselben doch reichlich belohnen.“

So aufregend waren für die Schwestern die ersten Tage nach dem Antritt der Selbstverwaltung ihres Vermögens gewesen. Und noch gar manche böse Stunde folgte. Den Kassenschlüsseln schien eine eigene satanische Kunst inne zu wohnen, sich unsichtbar machen zu können; sie verschwanden einem unter der Hand, — aus der Hand. Und die Raub-Attentate, die Einbruchsdiebstähle, von denen man täglich hörte, die waren auch nicht danach angethan, viel beizutragen zur Seelenruhe alleinlebender Kapitalistinnen.

Judessen, man gewöhnt sich an die Nähe von Kaisern und Königen; die Fräulein gewöhnten sich an die Anwesenheit des großen Herrschers Mammon in ihrem einfachen Haushalte.

Für Elise blieb der Gedanke an den Staub, der sich im Winkel zwischen der Kasse und der Wand angesammelt haben mußte, und dem auf keine Weise beizukommen war, freilich ein sehr peinlicher. Für Johanna waren die zwei schlimmsten Tage im Jahre diejenigen, an welchen Better Julius kam, um die Coupons abzuschneiden.

Er setzte sich schon so verdrießlich und mit einer so höhnischen Miene an den Tisch, trieb zur Eile, ärgerte sich über die Couverts und riß die Obligationen mit einer Rücksichtslosigkeit heraus, deren nur Männer fähig sind. Die Aufschriften verspottete er: „Obligation Nummer Fünf? Was heißt das? Ich bitte Euch, gebt Euch mit dem Nummernschreiben nicht ab. Es wär fatal, wenn wir uns auf die Nummern verlassen müßten, bei einer allensfalligen Amortisation.“

„Was meinst Du damit, lieber Better?“ fragte Johanna; „wann wird die stattfinden?“

Er wandte seinen großen Kopf nach ihr und glogte sie böß an mit seinen runden, vorquellenden Augen: „Wenn Euch die Papiere gestohlen würden,“ erwiderte er barsch.

„Gestohlen!“ rief Elise. Johanna bedeutete ihr, zu schweigen. „Ich bitte Dich, erkläre mir das, lieber Better; was bedeutet Amortisation?“

Er lachte tückisch und sprach: „Ein anderes Mal, heute habe ich keine Zeit.“ Und das sagte er jedesmal, stopfte die Coupons in seine alte, schmutzige Brieftasche und empfahl sich dann, — vorausgesetzt, daß er Zeit dazu fand. Oft ging er auch, ohne sich zu empfehlen, und Johanna hatte nachher lange Zeit mit dem Ordnen der Papiere, Elise mit dem Klopfen des Kanapees und dem Reinigen des Teppichs unter dem Tische zu thun.

„Es ist doch etwas Schreckliches um so einen Mann . . . Nein, wenn man denkt, daß man das ganze Jahr neben so einem existiren mußte!“ meinten die Schwestern, drückten einander die Hände und freuten sich, daß sie nicht geheirathet hatten.

„Was das nur heißt mit der Amortisation?“ sprach einmal Elise.

„Amor heißt Liebe,“ versetzte Johanna nachdenklich.

„Was kann aber die Liebe mit gestohlenen Obligationen zu thun haben?“ forschte Elise weiter. „Bedeutet es vielleicht: Diebstahl aus Liebe zum Geld?“

Johanna entgegnete, nach dem Rathe Kant's, das Bequeme und mehrertheils Vernünftige: „Ich weiß nicht“, und fügte aus eigenen Mitteln hinzu: „Es scheint ein Börsen-Ausdruck zu sein, und ich bin nie in andern als in spezifisch weiblichen Denkdisciplinen unterrichtet worden.“

Am 27. October 1884 wurden die Schwestern durch einen Zettel, den Better Julius ihnen sandte, in einer Weise überrascht, die Johanna mit dem besten Willen nicht angenehm finden konnte. Julius schrieb, er verreise für vier bis sechs Wochen und könne die Einlösung der Coupons dieses Mal nicht besorgen; seine Basen möchten das selbst thun oder auf seine Rückkehr warten.

Nun, von dem Letzteren konnte nicht die Rede sein. Auf den Kreuzer ging's bei den Fräulein immer aus. Sie hatten keine Schulden, aber auch keine Ersparnisse; sie brauchten ihr Geld und brauchten es zur rechten Zeit. So rief denn Elise: „Was sein muß, muß sein!“ Und Johanna ging mit großem Bedacht und mit einer Sorgfalt, an der sich Julius ein Beispiel hätte nehmen können, an die feierliche Handlung des Coupon-Abschneidens.

Eine halbe Stunde später stand Elise schon gerüstet zur abenteuerlichen Fahrt nach der Wechselstube. Hochgemuth zog sie aus, ihre Aufregung hinter einem kühnen Wesen verbergend. Ihr Stumpfnäschen war leicht geröthet, ihre braunen Augenlein bligten. Während sie die Treppe hinabging, gaben die stählernen Ketten der Handtasche, in welcher die Coupons lagen, einen Ton von sich, — beinahe wie Sporengelirr.

Johanna erwartete die Rückkehr der Schwester in großer Sehnsucht. Anfangs im Zimmer, später in der Küche, in welcher Nessi scheuerte, zuletzt auf dem Gange.

Eine Stunde verfloß. Endlich erschien Elise, aber — welch ein Anblick! — im Zustande vollständiger Jassungslosigkeit. Mit bebenden Knien wankte sie in die Küche, ließ sich auf den Sessel neben dem Anrichtebrett sinken und vermochte nur zu sagen: „In sechs Jahren . . .“

Johanna labte sie, suchte sie zu beruhigen, brach aber selbst in Thränen aus, als die Tapfere ihr weinend in die Arme fiel.

Elise hatte furchtbar gelitten in der Wechselstube, in welcher ein entsetzliches Gewühl geherrscht hatte, war gedrängt, gestoßen und schließlich verhöhnt worden. Als es ihr nach unsagbarem Bemühen gelungen, einem Kassirer ihre Coupons einzuhändigen, hatte der, — fleghaft, wie sie heute sind, die jungen Leute, — die Papierchen angesehen und sie Elisen schmunzelnd und unter dem Gelächter der Umstehenden mit den Worten zurückgegeben: „Kommen Sie in sechs Jahren wieder.“

„In sechs Jahren?“ sprach Johanna erbleichend.

Nessi jedoch, die dem Bericht des Fräuleins aufmerksam und mit einem sehr klugen Ausdruck in ihrem derben Gesicht zugehört hatte, stemmte den Arm in die Seite und sagte: „Ja, — Schneden!“

„Wie?“ riefen die beiden Schwestern, „was meinen Sie?“

„Die Fräulein wer'n halt die böhmischen Papiere haben, die Bodencredit.“

„Böhmische? Das sind die unsern!“ sprach Elise, und Johanna hauchte tonlos: „Ja!“

Beide erstarren, während ihnen Nessi versicherte, weder in sechs Jahren noch je würden sie für ihre Coupons auch nur einen Groschen bekommen. Die ganze Stadt sei voll von der Geschichte mit den böhmischen Bodencredit, im Extrablatt könne man sie lesen. Damit zog Nessi die letzte Nummer derselben aus ihrer Tasche und präsentirte sie den Damen. Und diese, die geschworenen Feindinnen der Journalistik, überwandern ihren Abscheu gegen jede, irgend einen Namen habende Zeitung und lasen, Wange an Wange gepreßt und vor Erschütterung bebend bis in's Mark, die trostlosen Berichte über die Entwerthung der Papiere der Böhmischen Boden-Creditanstalt.

„Wenn nur Better Julius da wäre!“ sprach Johanna plötzlich mit einem trockenen Schluchzen.

„Der?“ rief Elise, von Mißtrauen ergriffen. „O Gott, wenn seine plötzliche Abreise nur nicht im Zusammenhang steht mit dieser miserablen Crida-Katastrophe.“

„Dergleichen“, entgegnete Johanna, „dergleichen wollen wir nicht annehmen, — nie. Wir wollen vielmehr . . .“ Sie stockte, sie konnte nicht gleich sagen, was sie wollte; sie fühlte nur, daß man sich regen, daß man etwas thun müsse. Elise war von derselben Empfindung durchdrungen, und so beschloßen die Schwestern, zu dem Grafen Linden, dem Präsidenten einer großen Bank, in dessen Hause Johanna vormals Unterricht erteilt hatte, zu gehen und ihn um seinen Rath anzuflehen.

Gesagt, gethan, sie führten den Vorschlag aus und waren eben daran, sich mit gebührender Umständlichkeit beim Grafen melden zu lassen, als er ihnen, zum Ausgehen gerüstet, im Vorzimmer entgegen trat.

Der vielbeschäftigte Herr schien auch heute große

Eile zu haben, gab aber nicht zu, daß die Fräulein, wie sie es in edler Discretion durchaus wollten, sich unverrichteter Dinge wieder entfernten. Sie mußten sagen, was sie hergeführt, und hatten kaum die Worte: „Böhmische Bodencredit“ verlauten lassen, als er ausrief: „Was? Sie haben auch Böhmische Bodencredit-Actien?“

„Nur solche, Herr Graf!“

„Ei, ei, das ist böß!“ Er machte ein finsternes Gesicht, nagte ein wenig am Schnurrebart, überlegte und sprach: „Da muß etwas geschehen. Ich bitte Sie, zu warten. Meine Frau und meine Töchter sind leider nicht zu Hause.“

Damit öffnete er, ehe der Diener ihm zuvorkommen konnte, die Thür des Salons und ließ die Schwestern ein; er selbst aber entfernte sich wieder durch das Vorzimmer.

Johanna und Elise hatten sich noch nicht über die Art geeinigt, in welcher sie dem Grafen, der die Weitschweifigkeit haßte, ihre Angelegenheit vortragen sollten, und schon war er wieder da, mit einem Briefe in der Hand, den er Johanna überreichte. Ihren Dank und ihre Fragen schnitt er kurz ab, indem er sagte: „Diesen Brief werden Sie die Güte haben, an seine Adresse zu befördern,“ der älteren Schwester den Arm reichte und die jüngere mit einem einladenden Wink zu folgen erludte. Am Fuße der Treppe angelangt, piff er dem Diener, der im Hofe stand, hob die Schwestern in den Wagen, rief: „In die Bank!“, und saufend rollte das Gefährt über das Pflaster.

Johanna versuchte nun zu sprechen: „Da fahren wir! Das ist eine Ueberraschung!“ Elise sagte nichts. Der Wagen hielt vor dem Thore des Bankhauses, der Portier stürzte ihm entgegen. Alle Thüren öffneten sich vor den Ueberbringerinnen eines Schreibens des Herrn Präsidenten an den Herrn Director.

Dieser, Herr Eduard Pöpl, ein kleiner, breiter, feierlicher Mann mit langen, braunen Bart und einer Blase, die sogleich Elisen Vertrauen und Sympathie erregte, weil sie so schön glänzte, empfing die Schwestern in seinem Bureau und bot ihnen Sitze an, auf welche sie sich niederließen, während er den Brief seines Chefs aufmerksam durchstudirte. Nach einer Weile sprach er: „Der Graf empfiehlt mir dringend, mich Ihrer Sache anzunehmen, meine Damen. Mein Rath soll Ihnen bestens zugehen, — bedauere nur den geringen realen Nutzen. Sie haben böhmische Bodencredit-Actien?“

„Ja wohl,“ erwiderte Johanna, „Böhmische Bodencredit-Actien, Herr Director.“

Er sah die Schwestern eine Weile prüfend an; der Antheil, den er ihnen anfangs nur pflichtgemäß geschenkt, steigerte sich und bekam allmählig etwas Inniges, etwas Väterliches.

In der Verhandlung, welche sich nun entspann, legte Herr Pöpl eine unerschöpfliche Geduld an den Tag; er gab auf zehnmal wiederholte Erkundigungen zehnmal dieselben Auskünfte und machte es den Damen endlich klar, daß es nur zwei Möglichkeiten für sie gäbe: ihre Papiere zu behalten und den Verlust des ganzen Vermögens auf die Hoffnung hin zu wagen, daß die Liquidation hintangehalten werden könne, oder sich rasch zum Verkauf zu entschließen und ein kleines, aber sicheres Kapital zu retten. „Ich rathe dringend zum Letzteren,“ sagte der Geschäftsmann, „und zwar rathe ich zum allerdings verlustvollen Umtausch Ihrer Papiere gegen Grundentlastungs-Obligationen.“

„Was Sie uns raten, das werden wir thun,“ versicherte Johanna.

„Ueberlegen Sie's heute noch, und morgen bitte ich wieder um Ihren Besuch, — mit den Papieren, — wenn Sie Sich zum Verkauf entschließen.“

„Und unsere Renten in dem Falle?“ fragte Elise. „Wie würden sie sich zu den bisher genossenen verhalten?“

„Kaum wie ein Drittel zu einem Ganzen“, erwiderte Herr Pöpl.

Im Laufe des Nachmittags kamen die Schwestern heim.

„Es war ein trauriger, aber ein stolzer Tag“, sprach Johanna. „Mein Glaube an die Güte der Menschen ist neuerdings befestigt worden . . . Dieser Graf! . . . Hast Du bemerkt, wie fein Benehmen gegen uns sogleich viel freundlicher und ordentlich respectvoll wurde, als er vernahm, daß wir in's Unglück gerathen sind? Und dieser Herr Director, ist das ein gewiegter, scharfsinniger Geschäftsmann, und dabei wie theilnehmend und fürsorglich . . . Er hat ein goldenes Herz.“

„Und seine Blase glänzt wie Silber,“ versetzte Elise. „Wir haben unser Geld verloren, aber einen alten Gönner erprobt und einen neuen Freund gewonnen,“ fuhr Johanna fort; „solche Erfahrungen kann man nicht theuer genug bezahlen.“

„Besonders, wenn man's hat,“ meinte die practische Elise. „Wir haben es aber eigentlich nicht. Wir sind jetzt arm.“

„Thut nichts“, entgegnete Johanna, völlig verzückt vor Hofheit der Gesinnung. „Der fromme Maler, Fra

Angelico da Fiesole, nennt arm sein den Schatz, der vor vielen unnützen Bedürfnissen sicher stellt."

"Er wird vermuthlich in seinem Kloster mit Kost und Kleidung versorgt worden sein und dort auch freies Quartier gehabt haben..." Elise sah sich traurig um in der blanken Stube. "Wir — werden unsere liebe Wohnung verlassen müssen."

"Wer weiß!" sprach Johanna. "Es sollte mich nicht wundern, wenn die Hausfrau uns einen Theil des Mietzinses erlasse, sobald sie von unserem Mißgeschick erfährt."

"Wie bringen wir aber das Uebrige herein?"

"Wir fangen wieder an, Lectionen zu geben."

"Wenn wir Jemand finden, der sie nimmt."

"Der Herr Director empfiehlt uns seiner Familie."

"Wenn er eine hat."

"Der Herr Graf verwendet sich zu unseren Gunsten bei seinen zahlreichen Connexionen; es wird uns an Beschäftigung nicht fehlen."

"Aber vielleicht an der Kraft, sie auszuüben. Wir sind nicht mehr jung; wo ist die Zeit, in der wir noch Sechzigerinnen waren?" warf Elise ein.

Alle ihre Bedenken jedoch vermochten nicht, Johanna's Hoffnungsfreudigkeit und Zuversicht zu erschüttern. Den ganzen Abend baute sie an ihren Lustschlössern fort.

Am folgenden Morgen allerdings, als sie die Cou-

"Ist's möglich? O Gott!" stammelte Elise, und Johanna, die bisher sprachlos geblieben, legte die flache Hand auf die Brust, hob die Augen zum Himmel und seufzte selig: "Nein, diese Ueberraschung... nein, — die wäre zu groß!"

"Sie werden sich dennoch mit ihr befreunden müssen," sprach der Herr Director, war bereit, einen Eid auf seine Behauptung zu leisten, und sagte endlich, indem er nach der Uhr sah und sich leicht verbeugte: "Sie haben böhmische Papiere, aber nicht die entwertheten, sondern gute, nämlich böhmische Grundentlastungs-Obligationen. Und somit empfehle ich mich Ihnen bestens, meine Damen."

Die sonst so überaus feinfühligsten Fräulein verstanden diesen Wink trotz seiner Deutlichkeit nicht. Ihr Jubel hatte sich durch Zweifelsnacht an den Tag gerungen und verlangte sein Recht. Die Schwestern fielen dem Herrn Director beinahe zu Füßen; sie nannten ihn im Taumel einer Dankbarkeit, die er vergeblich als gegenstandslos bezeichnete, ihren Wohltäter, ihre Vorsehung. Unter Thränen der Begeisterung stellten sie fest, daß er einer der ersten lebenden Geschäftsmänner und der scharfsinnigste Kenner in seinem Fache sei.

Herr Plöhl vermochte kaum, sich Gehör zu verschaffen, um den Damen den Antrag zu stellen, die verfallenen halbjährigen Coupons ihrer Obligationen

und beide Fräulein athmeten erleichtert auf, als es hieß: Niemand zu Hause.

Eine gewisse Verlegenheit, eine Art Beschämung lastete einige Tage lang auf den Schwestern; jezt noch erröthen sie und gerathen in Unruhe, wenn sich das Gespräch in ihrer Gegenwart auf Staatspapiere lenkt. Die Angst, die sie um der ihren willen ausgestanden, ist vor einer zweiten verschwunden, vor der, Vetter Julius könne von der ersten etwas erfahren.

Wägen die großen, geheimnißvollen Götter des Zufalls die zarten Damen vor dem Hohn eines rauhen Ziffernmenschen behüten! Bis heute haben sie es gethan, aber — wer darf gut stehen für morgen?

Radirauß verboten.

Franz von Defregger.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 417.

Das Viehhüten auf einer Alpenwiese ist zwar eine prosaische Beschäftigung, allein es giebt Muße zum Beobachten malerisch ausgezackter Gebirgskämme, farbenprächtiger Alpenblumen, origineller Menschen, welche sich schön und kräftig unter dem Einflusse der reinen Gebirgsluft und der Arbeit entwickeln, sowie zum Betrachten der Thiere, welche man hüten muß. Wilhelm Kohnmann, der bedeutendste und gründlichste Biograph Defregger's, weist darauf hin, daß die Langweile, welche der Knabe Defregger



Die Nacht. Von F. Gesellschaft. — Siehe Seite 427.

verts mit den Obligationen aus der Kasse nahm und, der Ordnung wegen, auch noch die erst in sechs Jahren fälligen Coupons dazu legte, da wurde sie sehr betrübt und weid, und die Schwestern getrauten sich nicht, einander anzusehen auf dem dornenvollen Wege zur Bank.

Dort angelangt, erhielten sie sogleich Audienz bei ihrem huldreichen Beschützer. Johanna überreichte ihm die Werthpapiere und bat ihn, mit denselben nach seinem Gutdünken zu verfahren, während Elise mit nervösem Kopfnicken ihre Zustimmung anzeigte.

"Das heißt so viel, als Sie sind entschlossen zum Verlaufe?"

"Entschlossen," — "Entschlossen," sprachen die Schwestern nacheinander.

Herr Plöhl gab seinen Beifall zu erkennen, setzte sich, öffnete das erste Couvert, zog Obligation Nummer Eins hervor, — stupte, sagte lebhaft: "Nu!" und griff nach Obligation Nummer Zwei. Das Verfahren erneute sich bei dieser und bei der dritten, nur daß die Miene des Herrn Directors immer erstaunter, immer heiterer wurde, bis sein Gesicht im Reflex des goldenen Herzens strahlte, gleich einer Sonne in Taschenformat.

"Ja, was wollen Sie denn?" rief er, "Sie haben ja vortreffliche Papiere!... Sie haben ja die, welche ich für Sie kaufen wollte!... Aber bitte, — nehmen Sie Platz," fügte er ganz erschrocken hinzu, als er die Damen erbeben und wanken sah unter dem Eindrucke der unerwarteten Nachricht.

"Vortreffliche Papiere..." die letzte Silbe erstarb auf Elisens zitternden Lippen.

"Wie ich Ihnen sage."

einlösen zu lassen. "Dieselben sind nämlich noch nicht abgetrennt," sagte er.

"O, o, — wie so?" fragten die Fräulein.

"Hingegen fehlen die Coupons vom Mai 1890," bemerkte der Herr Director, und offenbar bestrebt, die gute Meinung, welche die Damen von seinem Scharfsinne hegten, zu rechtfertigen, äußerte er die Vermuthung, jene Coupons dürften wohl irrthümlicher Weise anstatt der richtigen abgesehen worden sein.

Die Betroffenheit, in welche Johanna durch die Aufstellung dieser, nur zu bald als richtig erkannten Hypothese versetzt wurde, ging rasch vorbei, um neuen Ausbrüchen der Bewunderung und des Entzückens Platz zu machen. Ein Weilschen wisperten die Schwestern mit einander, dann traten sie mit völlig verklärten Gesichtern an den Director heran und stüsterten ihm die Bitte zu, die von ihm entdeckten Coupons zu Gunsten seiner Armen einzulösen. Er protestirte auf das Ernstlichste, aber da wurden sie höchst aufgereggt, fochten mit den Händen in der Luft herum, hielten sich die Ohren zu und wollten davon hushen.

"Ihre Obligationen!" rief Plöhl "meine Damen, was geschieht mit Ihren Obligationen?"

"Weilsen in Ihrer Verwahrung!" — "Sind gut aufgehoben," erwiderten die Fräulein, und — fort waren sie. Sie fühlten das Bedürfnis, zum Grafen zu stürzen, um auch ihm ihren Dank und ihr Glück, besonders aber den Ruhm seines Directors zu verkündigen. Unterwegs, in der freien Luft, verslog ihr Wonne-rausch ein wenig, und als sie an der Thür des Grafen anlangten, tippte Johanna zagend an den Schellenbrüder,

beim Herdenhüten empfunden haben mag, seine Muße geworden ist. Der kleine Franz sah von seinem schönen Heimathorte Stronach im Pustertthale aus so oft die schönen Formen und Farben der ihn umgebenden großartigen Dolomiten-Landschaft, daß er selbst auch etwas formen und gestalten wollte. Wo er eines plastischen Stoffes habhaft wurde, und waren es auch nur Rüben oder Kartoffeln, da schnitt er Figuren von Menschen und Thieren aus. Er war überaus glücklich, als er in den Besitz der ersten Bleifeder kam, welche es ihm gestattete, die aus Papier mit der Schere ausgeschnittenen Figuren mit Gesichtern auszustatten. Als er gar mehrere Bleistifte sein eigen nennen durfte, zeichnete er auf allen Wänden des Ederhofes Thiere, Menschen und Berge. In Ermangelung einer anderen Vorlage, bildete er die allegorischen Gestalten einer österreichischen Banknote nach. P. R. Kofegger hat in seiner Novelle "Der junge Geldmacher" mit drastischer Laune die Beklemmungen des jungen Zeichners geschildert, welcher wegen des Nachahmens einer Banknote der Behörde denuncirt wurde, die freilich sofort die Harmlosigkeit dieses Zeichenversuches erkannte.

Bis zu seinem fünfzehnten Jahre war Franz Defregger, — er ist am 30. April 1835 geboren, — der Hirt des Ederhofes, dann wurde er Knecht bei seinem Vater. Dieser starb, als Franz zweiundzwanzig Jahre alt war. Der junge Defregger erbeute nun das stattliche Bauerngut in der Pfarre Gemeinde Döllach. Da er jedoch nichts von jener Geschäftschlauheit besaß, welche beim Veräußern landwirtschaftlicher Producte den höchstmöglichen Nutzen herauszuschlagen versteht, da sich ferner sein reiner, ethischer Sinn gegen übliche geschäftliche Unlauterkeiten auflehnte, so beschloß er, seinen Bauernhof zu verkaufen und Bildhauer zu werden. Der Plan, mit einigen Landsleuten nach Amerika auszuwandern, wurde zum Glück durchkreuzt. Defregger verkaufte an einen Vetter das Edergut und zog mit zwei Bekannten, Maurern von Profession, nach Innsbruck. Der Zufall, daß die mitreisenden Landsleute Maurer waren, brachte in einigen Biographien Defregger's die unrichtige Meinung auf, der letztere wäre selbst Handwerker gewesen; Defregger hat jedoch nie die Kelle in der Hand gehabt.

(Fortsetzung auf Seite 426.)

Kunstgewerbliches.

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

ENTW. PAUL STOH

Theetopf und Kaffeekanne. — Warum sagen wir, nach alter Regel und altem Herkommen, Theetopf*) und Kaffeekanne? Warum sind in der That die Gefäßformen für beide Getränke verschieden, da die Getränke selber doch dem gleichen Lebensbrauche dienen, ihre Handhabung die gleiche ist und somit auch die Gefäße die gleichen sein könnten?

Eine müßige Frage, wird Mancher sagen, und doch ist sie nicht ohne Bedeutung für die Geschichte der Gefäßformen überhaupt, wie es auch immer sein Interesse hat, sich Rechenschaft zu geben von Art und Herkunft der nächsten Dinge, über die wir eben darum nicht nachdenken, weil sie uns so nahe und gewohnt sind.

Das Gefäß für den Thee ist in der That ein Topf, eine breite, niedere, plumpe, gedrückte, kugelförmige Gestalt, die nur Henkel und Ausgüßröhre, die Dille, erhalten hat; das Gefäß für Kaffee entspricht mit seiner hohen, schlanken, nach oben sich verzüngenden Gestalt und dem kurzen, aus-

man selbst mißbräuchlich von einer Theekanne und einem Kaffeetopf redet?

Griechisch sind diese Formen nicht; das Mittelalter hat sie nicht geschaffen; die Renaissance mit ihren Majoliken oder ihrem gläsernen irdenen Geschirre kennt sie auch nicht, und ebenso wenig die zunächst nachfolgende Fayence-Kunst. Holländische Fayencen, niederrheinisches Steingut, englisches Wedgwood, deutsches Porzellan, das nimmt diese bestimmten Formen erst an und schafft sie, als Kaffee und Thee schon im Gebrauche der Europäer waren. Die Vorbilder sind von daher gekommen, woher wir diese Getränke bekommen haben, aus dem Orient und China. Wir haben das Eine wie das Andere, Form wie Genußmittel, adoptirt, und wir haben mit dem Getränk auch die originale Gefäßform treu bewahrt, obwohl wir mancherlei Material verwendet und Kunst und wechselnder Zeitgeschmack an ihr herumgemodelt haben.

Wir haben den Kaffee und seinen Gebrauch aus dem Orient erhalten, aus der arabisch-türkischen Welt, und die Kaffeekanne ist eine



Wandteppich.

Gobelins- und Relief-Weberei in Seide und Metallfäden auf Seidenstamm. Ausgeführt in der Hof-Kunsthandl. von Carl Giani in Wien.



Leuchter in Bronze.

Nach eigenem Entwurf ausgeführt von E. C. Vaseh, vormals Paul Stoh & Co. in Berlin. Höhe 20 Cent.

gebogenen Ausgüß aus der Mündung so ziemlich dem Begriff und der Form der deutschen Kanne, obwohl man sich bald darüber klar wird, daß Beide nicht desselben Ursprunges sind. Nur die Aehnlichkeit hat die deutsche Bezeichnung auf das Kaffeegefäß übertragen lassen.

Woher nun diese Formen, die wir grundsätzlich verschieden, wie grundsätzlich constant in dieser Verschiedenheit finden, wenn es ja auch oft vorkommt, daß Vermuthlichkeit, Gleichgültigkeit, Unkenntniß, Zufall die eine Form für die andere in Gebrauch nehmen, daß

*) In Norddeutschland sagt man freilich, ganz der äußeren Erscheinung des Gefäßes jenseits, meistens Theekanne.

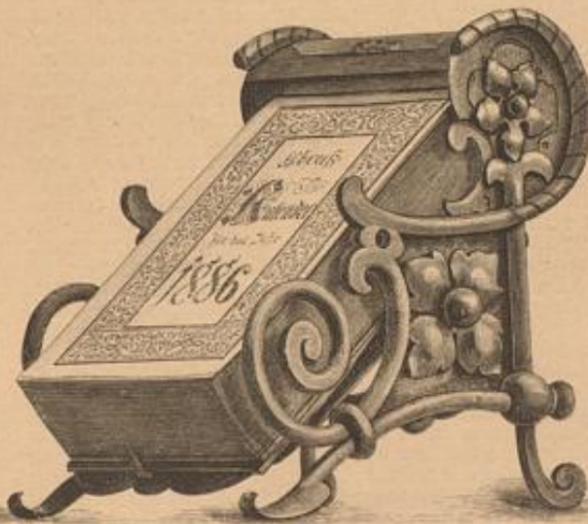


Leuchter in Bronze.

Nach eigenem Entwurf ausgeführt von E. C. Vaseh, vormals Paul Stoh & Co. in Berlin. Höhe 22 Cent.

arabisch-persische Gefäßform, — wir sagen nicht arabisch-türkische, denn die Perser sind oder waren das bevorzugte Künstlervolk unter den Mahomedanern. Diese orientalische Grundform der Kaffeekanne ist unten breit, voll und rund, und verzüngt sich nach oben in geschwelter Linie zu schlankem Halse, an den sich einerseits ein senkrechter Henkel, andererseits ein schnabelartiger Ausgüß ansetzt. Die Stelle des Letzteren vertritt auch wohl eine lange, schön gebogene Dille, welche von der unteren Hälfte ausgeht. Ein Deckel gehört mit Nothwendigkeit dazu.

Das ursprüngliche und noch heute im Orient gewöhnlichste Material der Kaffeekanne ist Metall, edel oder unedel. Persische Fayence, ägyptischer rother oder



Kalender

mit schmiedeeisernem Gestell. Aus dem Magazin für Berliner Kunstgewerbe (H. Hirschwald) in Berlin. Ingefäße halbe natürliche Größe.

schwarzer Thon erscheinen erst in zweiter Linie. Das alte, originale chinesische Porzellan kennt diese Form gar nicht, es sei denn in Gefäßen, welche nach persischem Muster und auf persische Bestellung gemacht worden. Solche kommen vor, theils mit, theils ohne Henkel und Ausgüßröhre; der fehlende Porzellan-Henkel ist alsdann durch einen metallenen ersetzt worden, wie überhaupt die Perser diese, ihnen von China zugekommenen Gefäße mit gravirtem und verguldetem Metall sehr zierlich montirt haben. Die Chinesen haben aber auch in ihrem harten und soliden Porzellan Kaffeekannen mit langer Dille und schön geschwungenem Henkel aus Einem gemacht. Obwohl dies später auf holländische Bestellung geschah, ist doch die arabisch-persische Grundform völlig beibehalten.

So konnte auch der wechselnde Geschmack in Europa diese Grundform nicht vertilgen. Am meisten Gefahr lief sie in England, zumal in den Wedgwood-Fabriken und ihrem verschiedenen gelben, schwarzen, rothen, blaugefärbten, meist unglasierten Material.

In England war eben der Thee so vorherrschend, daß der Kaffee auch nicht zu seinem „formellen“ Rechte gelangen konnte. Er mußte sich mit der Theetopf-Form begnügen und führte daher auch den Namen coffee pot. Anders war es in Deutschland. Hier lebte die orientalische Kannenform ununterbrochen fort, fast als ob der Wechsel des Geschmacks sie nichts angehe. Ein gutes Beispiel dafür bietet die braune Dünzlauer Kaffeekanne, die noch vor vierzig oder fünfzig Jahren in jedem guten Bürgerhause zu finden war, — trotz ihrer Herkunft ein echter Abkömmling orientalischer Gefäßform.

Im Gegensatz zur hohen und schlanken Kaffeekanne ist der Theetopf, wie schon angegeben, in seiner Grundform breit, niedrig und kurz, bowlenförmig nach unten zum Fuhrande sich verjüngend, nicht nach oben, wie die Kanne. Er hat Henkel und Dille und oben, inmitten der breiten Fläche, einen kleinen, flachen Deckel. So können wir ihn in seiner ostasiatischen Heimath auf Jahrbunderte zurück verfolgen.

Die Japaner betrachten solche, künstlerisch noch ganz primitiven, aber in ein hohes Alter zurückgehenden Theetöpfe wie ein Heiligthum und bezahlen sie mit Kartenpreisen. Bei ihren ceremoniellen Theeessen werden dieselben aus ihrer sorgfältigen und kostbaren Hülle herausgenommen und gehen bewundernd von Hand zu Hand.

Als in Europa seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die Porzellan-Fabriken entstanden, adoptirten sie alle diese breite, kurze, plattgelagerte Form des chinesischen und japanischen Theetopfes. Der Kococo-Geschmack änderte an der Form nichts weiter, als daß er allenfalls Henkel und Dille nach seiner Weise leichtlin schweifte. In der malerischen Decoration freilich folgte er ganz und gar seiner eigenen Art: Ornamente, Genrebildchen, Blumen-Decoration, das trug bald alles den Charakter des achtzehnten Jahrhunderts. Da kam der antikisirende Geschmack, der im Empire-Stil seine Höhe erreichte. Griechisches Formengefühl, das sich an den Vasen gebildet hatte, sollte sich mit chinesischen Grundformen versöhnen. Die Theetopf-Form war aber so ungrüchlich wie möglich. Sie durch eine griechische Form zu ersetzen, ging nicht an; die Vasen gaben kein brauchbares Muster. Die Wedgwood-Fabriken versuchten es mit kurzen, gedungenen, kreisrunden oder ovalen Cylindergestalten, auf deren gerade Seiten sich Relief- oder gemaltes Ornament leicht anbringen ließ. Das wurde in der Empire-Zeit von den Porzellan-Fabriken nachgeahmt, aber die Form, — immer eine Topfform, — blieb plump und unbeholfen. Pariser Fabriken näherten sich noch weiter der Antike, indem sie an die griechische Kraterform Henkel und Dille ansetzten und so ein Zwitтерgebilde schufen.

Das war Alles umsonst. Als dieser Geschmack verging, trat die chinesisch-japanische Grundform wieder siegreich hervor und wart alle Reminiscenzen von Antike oder Kococo wieder ab. Und heute, da wir es auf die schöne, aber dem Zwecke, der Bestimmung entsprechende Form abgesehen haben, legen wir es nur darauf an, der unzerstörbaren Grundform möglichst Schwung des Contours zu geben. Wir machen sie zur platten Kugel, verjüngen sie ein wenig nach unten oder nach oben, geben dem Henkel, wie der Dille, Schwung und Schweißung, versuchen es so und so. Was wir aber auch thun, welches Material wir nehmen, ob Silber, Britannia-Metall oder Porzellan, — immer bleibt die ursprüngliche, erb- und eigenthümliche Grundform, der Theetopf.

J. v. Falke.

(Fortsetzung von Seite 424.)

Professor Stolz in Innsbruck prüfte die Begabung Defregger's und brachte den „schönen und lebenswürdigen Künstlerjünger“, wie er ihn nannte, zu Pilow nach München. Dieser ließ den jungen, lernbunigen Tiroler in die Vorbereitungs-Klasse der Akademie eintreten; auch übte sich Defregger im Zeichnen in einer Privatschule. Nach einem Jahre wurde er in die Akademie selbst aufgenommen. Da ihm jedoch das Münchener Klima nicht behagte, zog Defregger nach Paris, wo er über ein Jahr verweilte. Ohne als Ausländer in die Akademie aufgenommen zu werden, lebte er in der französischen Hauptstadt seine Studien fort und bildete seinen Geschmack aus.

Von Paris nach München zurückgekehrt, fand er hier den Director der Akademie, Pilow, nicht und reiste in seine Heimath, wo er auf der Alm Studien und Bildnisse aller Verwandten und Bekannten malte. Lannig bemerkt Karl Stieler in einem Lebensabriß seines Freundes, daß man damals im Pöfnerthale einen echten Defregger um vier Gulden bekommen konnte. Im Jahre 1864 kam Defregger abermals nach München, und zwar in die Schule Pilow's; vier Jahre darauf malte er schon Bilder, welche seinen Weltruf begründeten.

Warum Franz Defregger der populärste Maler der Gegenwart geworden ist? Nun, er stellte immer das Edelmenschliche in herzoglicher Weise dar; die Gestalten seiner Bilder sind durchaus dem Leben abgesehen, sind scharfgeprägt in ihrer Individualität und nie trivial. Die Gefühlsregungen, welche er so wahr und packend schildert, sind eines harmonischen Widerhalls im Herzen des Beschauers immer sicher. Defregger's Gestalten sind so, wie er: edel, lebenswürdig, gemüthvoll, allem Gemeinen fernstehend. Der Stoff seiner Bilder ist stets vornehm, einfach, sich selbst erklärend, der Wirkung auf das Gefühl gewiß; und die Ausführung ist sorgfältig, naturtreu, scharf in der Charakteristik. Seine historischen Genrebilder gewinnen unsere volle Theilnahme durch die innige Verschmelzung des idealen Stoffes und der realistischen, oft tief ergreifenden Durchführung desselben.

Ein jedes seiner Bilder sieht mühelos geschaffen aus, und doch ist dies nur eine Folge der fleißigsten Studien und eifriger Beobachtung. In jedem Sommer verweilt Defregger mehrere Wochen lang in seiner Wohnstätte auf der Döllacher Alm und

malte dort Studien und Skizzen. Nach einer Mittheilung seiner anmüthigen Gattin behält jedoch das Gedächtniß des scharf beobachtenden Künstlers die empfangenen Eindrücke so treu, daß es den sichersten Rückhalt für die Wahl der Stoffe und für die Charakterisirung seiner lebensfrischen Gestalten bildet.

In dem Blochhause auf der Döllacher Alm malte Franz Defregger auch allerliebste kleine Bilder, deren bisher öffentlich noch keine Erwähnung geschah. Sie sind wie gemalte Gelegenheits-Gedichte, welche seiner jungen Gattin gelten. Der Gegenstand liegt fernab vom Stoffkreise der Genrebilder Defregger's. Bald stellen sie einen Eros dar, welcher mit einem großen Briefe unter dem Arme und mit einem Strauße aus Alpenrosen postlich-würdevoll einhererschreitet; bald führen sie eine ganze Gesellschaft von Ambrosien vor, welche Alpenblumen in einem Korb füllen, — der lebenswürdigen Gemahlin des Künstlers zum Angebinde. Die kleinen Gemälde sind wie reizende Liebesgedichte für die holde Frau, welche des Künstlers treue und sorgsame Lebensgefährtin ist. Sie hat ihren Gatten nach Tirol begleitet, als er an der Schwelle seines künstlerischen Schaffens von einem schmerzhaften Gelenk-Rheumatismus befallen wurde; mit Aufopferung pflegte die junge Frau ihren Gatten, welcher während seines peinlichen Leidens nur liegend malen konnte. Damals hat er das schöne Altarbild, welches die heilige Familie darstellt, für die Kirche seines Heimathsortes zu Ende gemalt. Auch jetzt steht auf der Staffelei des Künstlers eine Madonna, welche zu dem Edelsten gehört, was Defregger je geschaffen hat.

Defregger wohnt in einer mit feinem Geschmack erbauten und ausgestatteten Villa in der Königinstraße zu München. In den prächtigen Gesellschaftsräumen dieser Villa versammelt sich in den Wintermonaten jeden Montag Abend eine auserechene Gesellschaft von Künstlern, Schriftstellern, Tonsetzern, Diplomaten, Sängern und Schauspielern. Noch im letzten Frühjahr las hier Karl Stieler, der so jah dahin gestrafte Dichter, sein damals noch ungedrucktes, gemüth- und poetisches Winter-Idyll vor, und Graf Philipp Eulenburg sang einige seiner selbstgedichteten und selbstcomponirten Stabengänge, die von einer hohen Begabung Zeugniß ablegen und von ergreifender Wirkung sind. In den Gesellschaftsräumen der Villa Defregger hängt u. A. ein wunderbar gemaltes Selbstbildniß des Künstlers, welcher auch als Porträtmaler einen sehr hohen Rang einnimmt.

Im Ganzen hat Defregger zweihundert Genrebilder und Portraits gemalt; es erweist dies eine erstaunliche Productivkraft, wie sich überhaupt die künstlerische Leistungsträchtigkeit Defregger's sehr rasch entwickelt hat.

Franz Defregger ist ein Mann von herzoglicher Lebenswürdigkeit, von geistiger Frische, Güte, Bescheidenheit und von der regsamsten Theilnahme für alles ideell Bedeutende. Für die Bortrechtlichkeit seines Herzens spricht folgende Thatsache. Jüngst hörte der Künstler, der bekanntlich Professor an der Münchener Akademie ist, von einem Schüler derselben, welcher wegen Mangels an Mitteln seine Laufbahn aufgeben und zum Handwerker zurückkehren wollte. Um dem begabten Kunstjünger zu helfen, kaufte Defregger ein Bild desselben um eine bedeutende Summe, obwohl der Vorwurf des Gemäldes ungenießbar ist und die technische Mächtigkeit mit der stofflichen Greltheit nicht auszuöhnen vermag. Selbst reich geworden, unterstützt er, wo er kann, seine mit Entbehrungen ringenden Kunstgenossen. Defregger ist nicht nur ein großer Künstler, sondern auch als Mensch durchaus gesinnungsvornehm und charakteredel, sodaß er sehr viele Freunde und keinen Feind besitzt.

Rudolf Eoboda.

Handred verboten.

Weihnacht in Rio de Janeiro.

Von Julius Zente.

Weihnacht, du lieblichste aller Feste, du fröhliche, selige Zeit für den, der dich im Kreise der Lieben verbringen kann, — du wehmüthigster aller Tage für den, der dich allein in der Fremde verlebte! ... Mit Bängen hatten wir in der brasilianischen Hauptstadt die letzten Abende vor dem Feste die auffallende Röthe des westlichen Himmels beobachtet, die untrügliche Vorbotein heißer Tage. Düstere und düstere farbte sich mit dem Sinken des Abends das Gluthmeer des Tropenhimmels, bis nur noch einzelne blutigrothe Lichtwellen die in fahles Grün und Violet getauchten Dunststreifen des Horizontes durchzuden, die Stelle verrathend, wo der Feuerball in's Meer gesunken war. Der 21. December ist ja der längste Tag jenseits des Aequators, wie er der kürzeste der nördlichen Hemisphäre ist, und wie im lieben Deutschland der Winter erst recht gegangen kommt, sobald die Tage anfangen länger zu werden, so markirt im Süden die festa do Nascimento (Weihnacht) den Beginn der heißen, bis Ende März andauernden Jahreszeit.

Ich war gerade acht Tage vor Weihnachten, von den deutschen Colonien im Süden kommend, wieder in Rio de Janeiro angelangt. Eben recht, wie ich dachte, mir die Vorbereitungen noch mit ansehen zu können, welche Brasiliens Hauptstadt für das Fest traf. Nichtiger gesagt, um mit anzusehen, daß nur die Fremden Vorbereitungen trafen, deren Heimath weit da drüben, im Norden der schneebedeckten Alpen, liegt.

Was ist dem Brasilianer Weihnachten? Es geht ihm vorüber, wie die paar Duzend anderer Kirchenfeste seines Landes. Ihm steht der Marien-Cultus und demzufolge das Fest Nossa Senhora da Candelaria (Mariä Lichtmeß), die vornehmste Kirchensfeier des ganzen Jahres, weit höher, als die Ankunft des Erlösers. Etwas logo de China (Feuerwerk), das übrigens nicht nur nach Dunkelwerden, sondern schon am hellen Tage an allen Ecken und Enden der Stadt in die Lüfte knattert, und eine Extra-Schüssel beim Mittagmahl, — das ist Alles. Den Beschluß des Tages macht die nächtliche missa do gallo, die Hahnmesse, so genannt, weil sie bis zum ersten Hahnenschrei am grauen Morgen dauert. Welcher Contrast zwischen der Gedankenlosigkeit joch nächtlicher Missa-Romödie und der Andacht einer deutschen Christmette! Liebiglich um sich die warme Nacht amüßant zu vertreiben, zieht man von Kirche zu Kirche, die Alten, genau ebenso wie am Tage ihre Neugierigkeiten austauschend, die jungen Burche, um im Schutze der Dunkelheit den Mädchen allerlei lose Streiche anzuthun.

Und die Kinder? An welchem Tage im ganzen langen Jahre dächte ihr kleines Herz nicht wenigstens einmal unter sonnigen Gefühlen an die Christnacht, d. h. in Deutschland; sie gehen ganz leer aus in Brasilien. Kinderspielzeug ist dem Brasilianer fremd. Er selbst hat in der Jugend nicht gespielt,

und so bleibt auch bei seinen Nachkommen der Sinn für die tausend Kleinigkeiten ungeweckt, an denen unsere Kleinen spielend die ersten Anschauungen gewinnen.

Wen könnte es unter diesen Umständen befremden, die Physiognomie der Hauptstadt in den letzten Tagen vor dem Feste kaum einen Zug anders aussehend zu finden, als das ganze Jahr hindurch? Nur wenige Verkaufs-Magazine, und unter diesen kaum zwei oder drei von Einheimischen betriebene, verrathen in diesen Tagen mit ihrer etwas absonderlichen Ausstellung das Herannahen der gnadenbringenden Weihnachtszeit. Besonders in der Rua dos Ourives und in der Rua da Candelaria, auch unten am Hafen, in den kleinen Außenläden der Marktthalle, haben sich die Kurzwaaren-Handlungen, die zugleich die brino-deiras allemás (deutsche Spielwaaren) führen, etabliert. Unter Allen aber fiel die loja (Laden) eines Deutschen in der Rua da Quitanda auf. Der ganze Raum bis hinaus auf die Straße war so ausschließlich mit dem heimathlichen Sonnenberger und Nürnberger Spielzeug vollgepfropft, als hätte den Mann zusamt seiner loja, so wie sie da stand, der Wind direct aus einem deutschen Weihnachtsmarkt hier in die Tropen geweht; da war auch nicht ein Stück anderes, als deutschen Ursprunges.

Seinem Magazin wurde auch fleißig von den Eltern der in Rio ansässigen deutschen, schweizer und englischen Familien zugesprochen. Da tritt so ein blonder Familienvater ein. Er hat keinen Schnee abzuschütteln, kein Eis von den Haken zu klopfen. Aber der Schweiß rieselt ihm warm unter dem Strohhute hervor, während er um ein großes Schaufelpferd handelt, dessen Ladüberzug von der Hitze sehr bedenklich flebrig geworden ist. Erstündig lagert die Schwüle auf der Straße; noch modriger als draußen riecht es in dem dumpfen Magazin. Durch die offenstehende Thür bringt der monotone Ruf der halbnaekten Zeitungselbigen und Lotterielos-Verkäufer, und die heimathlichen Drehorgelklänge erklet das Harfen- und Geigenrio, das von zwei zerlumpten jungen Italienern und einem schmutzigen Negerjungen ausgeführt, aus dem gegenüberliegenden Cafe schallt.

Wer in Rio das Geld nicht allzu ängstlich anzusehen braucht, der kann bis in die kleinsten Kleinigkeiten hinein „deutsche“ Weihnacht feiern. Zu haben ist Alles, was nach unseren Gebräuchen einmal dazugehört, — nur kein Tannenbäumchen und kein Schnee! Das Eis kann man nicht einmal als dritten fehlenden Factor hinzurechnen, denn für hundert Reis (achtzehn Fennige) per Kilo liefert einem jede der vier oder fünf fabricas do gelo so viel oder wenig von den knallhellen Eiszirismen vor die Hausthür, als man wünscht. Die substantielleren heimischen Weihnachtsgenüße aber, ich meine unsere guten nordischen Gewaaren, sind alle in reicher Auswahl zu bekommen. Besonders frisch in denjenigen chipchandler-Geschäften, denen vertragmäßig die Verproviantirung der großen deutschen und englischen Dampfer obliegt. Da sind echte Emmenthaler Käse, so groß wie ein Wagenrad, der Hige wegen in eine dünne Weißblechhülle eingelöhbet, Hamburger braune Kuchen, Antwerpener Theegebäck, englische Bisquits, Läderer Marzipan, geräucherter Kalk, Gothaer Wurst, — und sogar rothbackige Weihnachtäpfel, sorgfältig in Seidenpapier gewickelt, wie man in Deutschland die Drangen zu Markte bringen sieht, und endlich Wachslichter für den Baum. Zu haben ist also Alles. „Aber fragt mich nur nicht wie?“ So ein Apfel z. B. kostet hundert bis dreihundert Reis (achtzehn bis vierundfünfzig Fennige), und dabei hat er durchaus nicht das löstliche Aroma eines nordischen Apfels. Ein eigenthümlich strenger, rober Weigeßmack verräth nur zu deutlich die noch so junge Cultur seiner heimathlichen Erde, der argentinischen Republik.

Wo nimmt man denn aber die Bäumchen her, ohne die keine richtige Weihnacht zu denken ist?

Das ist freilich in Rio eine schwere Frage! Unseren deutschen Landsleuten weiter im Süden oder oben auf den Plateaus der Serra hat es die Natur bequemer gemacht. Dort überall wächst die spindelförmige Araucarie mit ihren breiten, weichen Nadeln. Freilich ist das keine deutsche Tanne; indeß kommt ihr Total-Eindruck immerhin demjenigen unserer Coniferen ziemlich nahe. In der Gegend um Rio aber findet sich die Araucarie, der pinheiro der Brasilianer, nur in Ziergärten, und der deutsche Familienvater, der am heiligen Abend etwas dem Christbaum Aehnliches auf dem Tische haben will, muß schon selbst zu Leimtiegel, Latzen und grünem Papier greifen und etwas „Schöpfer“ spielen.

Auch in dem Kreise der deutschen Familie, in deren Mitte ich den heiligen Abend verlebte, strahlte hell der Weihnachtsbaum. Und noch dazu hatten wir einen sehr schönen: eine lebende kleine, im Küber gezogene Araucarie. Freilich war sie, wie alle Zimmerbäume, etwas schief, dem Lichte des Fensters entgegen gewachsen. Mittels einer beigebundenen Bambusstange war diesem Uebelstande indeß abgeholfen worden, und nun wurde das Bäumchen mit englischen Bisquits, einheimischen Confeitos, argentinischen Äpfeln und Lissaboner Kastanien und Nüssen prächtig herausgeputzt. Schließlich kamen die farbigen Wachslichter; aber wir hatten unsere liebe Noth mit ihnen. Die Dinger wollten und wollten nicht aufrecht stehen: wie weichgekochte Macaroni legten sie sich um. Für derartige wenig weihnachtliche Temperaturen, — das Thermometer zeigte 24° R. im Schatten, — hatte sie offenbar der deutsche Wachszieher nicht berechnet.

So kam der Augenblick der Bescherung heran. Jubelnd sprang der kleine, blondlockige Carlo in seinem leichten Röschchen umher, hieb auf seine Nürnberger Trommel ein und zertrat da und dort in seiner übergroßen Freude unversehens eine Kanone von der hölzernen Schachtel-Artillerie, die er rings um den Baum an der Erde aufgestellt hatte. Tags zuvor hatten wir uns von dem eben frisch aus Europa eingelaufenen Hamburger Dampfer „Petropolis“ echtes nordisches Schwarzbrod verschafft, wie es an Bord aller deutschen Dampfer frisch gebacken wird. Dazu hatten wir Schinken und nordische Fischwaaren, und so erinnerte denn bei unserer Abendmahlzeit nichts an die sechzehnhundert Meilen Entfernung von Deutschland, als die — Ananas-Bonle. Die Weihnachtszeit ist in Brasilien die rechte Erntezeit der Ananas. Ihr Preis sinkt um diese Zeit auf hundert Reis herab, und diese köstliche Frucht im Vereine mit der Banane ist wohl geartet, den Europäer die Früchte der alten Welt vergessen zu lassen.

Bald erscholl lustiges Gläserklingen in unserem Kreise, und aus sechs fröhlichen Kehlen tönten deutsche Lieder in die Nacht hinaus. Selbst die italienischen Straßenarbeiter, die schon seit dem Nachmittag unten in dem schmutzigen Gasse unter betäubendem Lärmen und Fluchen „Mora“ spielten, hielten mit ihrem Gezeier ein. Verwundert lauschten sie dem Gesänge. Was wissen die Italiener auch davon, wie einem Deutschen am heiligen Abend zu Muthe ist?

Längst hatte der Signalkuß des Fort Santa Cruz mit hundertfältigem Echo über die Bai gedöhnt, die neunte Stunde und damit zugleich die Kafenpette verständig. Es war Zeit, zur Ruhe zu gehen. Wir traten noch einmal an's Fenster. Die Seebrise streicht Nacht's landeinwärts, und wir genossen sie nach dem heißen Tage in vollen Zügen. In langen Intervallen drang das Geräusch der Brandung heran, wie die überkippende Dünung den Duai entlang donnerte, — tactmäßig, wie das schwere Athmen einer Riesenbrust.

Kein Leben ringsum. Nur die Lichter des Fort Santa Cruz, die den Eingang der Bai markiren, blinkten noch über die schwarze Wasserfläche herüber. Weit über die Lichter hinaus, — dort, wo jetzt die Schleier der Nacht auf der See lagerten, lag das Cabo frio, die große Landmarke für die Rio-Fahrer. Und noch weiter, immer weiter in derselben Richtung lag die deutsche Heimath! Dann und wann schwirrte uns, vom Lampenlicht herein, ein großer Nachtfalter um die Köpfe.

Es war elf Uhr; drüben mühten sie also schon die dritte Morgenstunde haben. Sie schlummerten wohl jetzt dabei, dicht in ihre Federbetten vergraben, dem grauen, eisigen Wintermorgen entgegen. Ob wohl eine Seele im Traum herüberdachte? Leise trieb da oben der von der See aufwallende Dunst über Orion's gleichenden Gürtel hinweg; weiterhin flimmerten die Plejaden, wie ein hingelächertes Häutchen Diamanten:

Heilige Nacht! Mit goldenen Füßen
Geh'n die Sterne über mir.
Kriech sie zur Erde grünen, —
O, ihr Sterne, jaget mir:
Bringt ihr Grüße von den Lieben,
Die da oben, die da drüben?



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Der Hamburger Dom. Von Hans Bartels. Siehe das Bild, Seite 420 und 421. — Lustig wirbelnde Floden in der Luft, marrender Schnee unter den Füßen, fröhliche Gesichter, denen man die Freude ansieht, Freude zu bereiten, — bunt glänzende Fäden voller Herrlichkeiten und schneebelastete Tannen, die des Lichterschmuckes harren, — das Alles lodt uns, einmal den „Dom“ zu besuchen, wie der Hamburger seinen Weihnachtsmarkt nennt. Diese Benennung stammt noch aus uralter Zeit und von der Sitte, den Weihnachtsmarkt in den Hallen des, alten Domes abzuhalten. Dieser leider 1806 abgebrochene Dom, der bereits im Jahre 811 gegründet sein sollte, mehrfach von Sweden und Wenden zerstört und zuletzt im Jahre 1106 vom Grafen Adolf von Schauenburg wiederhergestellt worden war, stand an der Stelle des jetzigen Johannemus, und in der an der Nordseite der Kirche gelegenen gotischen Halle wurde der Christmarkt abgehalten. „Dieser Markt“, schreibt der Domherr F. J. A. Meyer in seinem „Bild auf die Domkirche in Hamburg“ vom Jahre 1804, „ist ein Ueberrest aus den ältesten Zeiten und der Rechte des Domstiftes. Schon zur Zeit des Papstthums ward über diese Entweihung des zur Krämerbude verunstalteten Gotteshauses bei dem Erzbischof oft Klage geführt, der dann mit Bulle und Bann gegen die Käufer und Verkäufer sein oberhirtliches Amt verrichtete, die immer wiederkehrenden Händler aus der Kirche trieb und die Wechsellertische umschief.“ Weiterhin erzählt der würdige Domherr: „Die Kirche und die Markthallen sind in dieser Zeit der Tummelplatz des Rathwillens und Gedränges der untersten Volksklassen, die durch die Lagen der Soldaten oft mit Nachdruck bedrängt werden müssen. Auch ist der Dommarkt die Zeit offener Feinden gewisser Künstler, Fabrikarbeiter und dergleichen. Bis dahin schloß ihr Groll des ganzen Jahres, und nun erfolgten förmliche, oft Tage vorher bekannte Ausforderungen von Zunderbeckernechten, Schlächtern, Brauereu u. s. w. An dem breiten Stein inmitten der Kirche, — so wird in der Volkssprache das Grabmal der Grafen von Schauenburg genannt, — trafen die freitbaren Parteien zusammen, rauchten und dalagten sich mit den abgeriffenen Stangen der Marktstuden und gingen mit blutigen Köpfen aneinander. . . . Friedlicher, aber auf diesem Plage nicht minder unanständige Scenen sieht man noch jetzt in der Domzeit auf den Gräbern der alten Schirmvogte Hamburgs: Gartische haben sich auf dem breiten Stein gelagert und bieten hier frisch an Ort und Stelle gestottene Schweinswürste mit Branntwein und Punsch feil.“

Des Weiteren klagt der Domherr, daß der Christmarkt so gar sehr keine Bedeutung als Fest der Kindlein verliere und sich die Boden mehr und mehr mit den Artiteln des Luxus und der Mode füllten. Was würde er sagen, wenn er den Dom in seiner jetzigen Gestalt sähe! Die alte Domhalle ist verschwunden, und infolge dessen, sowie auch bedingt durch das rasche Wachsthum der Stadt, ist aus dem einen Christmarkt eine ganze Anzahl großer und kleiner Weihnachtsmärkte entstanden, von denen die bedeutendsten augenblicklich auf dem großen Neumarkt und dem Pferdemarkte stattfinden. Nach unseren modernen Anschauungen, entgegen denen des würdigen Domherrn, sind Luxus und Mode dem Hamburger „Dom“ länger fern geblieben, als dem Weihnachtsmarkt irgend einer anderen großen Stadt, und noch bis vor etwa dreißig Jahren hatte der Dom sich ein ganz originelles Aussehen bewahrt. Da gab es nur Studien- und Spielzeugbuden, und ganz selten einmal ließen sich Gaukler, wilde Menschen oder Naturwunder sehen. Die ganze übrige Herrlichkeit lag auf starren ausgebreitet, auf denen qualmende Dellampen und Talglücker die Beleuchtung ausmachten. Diese Karren standen auch in den an den Markt angrenzenden Straßen, und die Verkäufer überboten sich im Anpreisen der Waaren. Die Kleinen, in die Erde gedrückt Kinder, die so flüchtig ihr: „Wihnachtslicht, Wihnachtslicht!“ ertönen ließen, erweckten besonders die Sympathie der Käufer und wurden oft gut bezahlt, bis sich die Speculation auch dieser Industrie bemächtigt hat und neuerdings, um Mißleid zu erregen, die erbärmlichsten Jammergehalten auf solchen Posten ausstellt. Doch fehlt es auch heute nicht an echtem Glend auf dem fröhlichen Weihnachtsmarkt, und man findet wohl Gelegen- heit, ungeheuchelter Armuth Gutes zu thun.

W. W.

Die Nacht. Von F. Geselschap. Siehe das Bild, Seite 424. — Nicht die Finster dräuende, Unheil im Schöße bergende Nacht sehen wir vor uns, nicht die Nutter der Mühsal, der Furcht und der Klage, sondern die milde, gütige Wohlthäterin der Menschen, deren Nahen wir nach Reihigem Tagewerte freudig begrüßen, und der wir, vom erquickenden Schlummer erwachend, ein dankbares Gedenken weihen. Wohl entlehnte der Künstler von der dälteren Nyx der Alten den lang herabwallenden Schleier, aber über gar liebliche Gestalten fließt er hernieder. Voll innigen Ver-

trauens haben die Kleinen ihre Wangen an die Brust der Beschüherin geschmiegt, sanft geht ihr Athem, und wonnige Traum- bilder durchweben ihren Schlummer. Mit scharfem Auge späht der eine der Wächter in das vom Mondlicht schwach erhellte Dunkel; sein Laut, sein Zeichen drohender Gefahr entgeht seinen scharfen Sinnen. Sein Gefährte ihm gegenüber hat eben in's Horn gestoßen und erhebt nun den schallenden Ruf, welcher die von ruhigem Schlummer umflossenen nicht stört, dem aber, der die Sorgen des Tagewerkes, des Lebensstampfes mit auf die Lager- matt genommen hat, die Mahnung giebt, es genug sein zu lassen des Gribelens und den Stunden des vom Ewigem eingesehten Friedens ihr Recht zu gönnen: „Schlaf! sanft und wohl! Im Himmel wacht ein heiter Aug' die ganze Nacht.“

Troisich's Farben-Lichtdrucke. — Die im vorigen Jahre zu Berlin in's Leben gerufene „Vereinigung der Kunstfreunde“, welche es sich zur Aufgabe gemacht hat, hervorragende Kunstwerke der königlichen National-Gallerie in dem von Ad. O. Troisich erfundenen Farben-Lichtdruckverfahren weiteren Kreisen zugänglich zu machen, hat bisher acht Kunstblätter publicirt: Passini: Chercheren in St. Peter; Desregger: Der Salonitroler; Gebler: Kunststiller im Stalle; Kröner: Herbstlandschaft mit Hochwild; Gabriel Max: Jesus heilt ein krankes Kind; Bofelman: Testaments-Eröffnung; Andreas Achenbach: Holländischer Hafen; Steffel: Mutterlute mit Hohlen. In den Räumen der National-Gallerie unter Aufsicht des Directoriums hergestellt, genügen diese trefflichen Copien allen innerhalb der naturgemäßen Grenzen der Technik zu stellenden Anforderungen in ausgezeichneter Weise; sie bieten die Erinnerung an das Original mit der vollen Irene des photographischen Nachbildes, in derjenigen Redaction der Farbenwirkung, welche die veränderte Größe bedingt. Die Kunstblätter eignen sich sowohl zu Rappenvorwerken, wie zum Wandschmuck; des- halb werden auf Wunsch auch elegante Rappen (M. 18), Gold- rahmen (M. 20) und schwarze Rahmen (M. 15) geliefert. Jährlich erscheinen vier bis sechs Bilder, unter welchen dem Mitteltische für seinen Jahresbeitrag (M. 20) die Wahl eines Bildes freisteht. Auch können die von der „Vereinigung“ hergestellten Bilder, zum gleichen Preise für das Exemplar, in beliebiger Anzahl erworben werden.

Weihnachtsbücher.

Jenes Epos, mit welchem Felix Dahn einst den Grundstein zu seinem Dichterruhme gelegt, das dem jungen Poeten den troh ermunternden Beifall Friedrich Rückert's eintrug, „Harald und Theano“, liegt in einer neuen Prachtausgabe vor (Leipzig, Tihe, geb. M. 20). Dahn's reine, echt deutsch empfindende Muse hat uns seitdem mit vielen anderen Gaben erfreut, aber neben den Schöpfungen des gereiften Dichters hat sich sein Erstlingsfang stets ebenbürtig behauptet. Die markige Kraft des Ausdrucks, die tiefe, warmblühige Empfindung, die edle Form, in welcher die Eigenart des Dichters sich bekundet, sie gelangen zur schönen Erscheinung bereits in jenem Epos, das uns so ergreifend vom Lieben und Sterben des nordischen Jünglings erzählt. Dem Griffel des Künstlers ward fürwahr hier ein ergiebiger Vorwurf geboten, und so scheidet sich denn in den Zeichnungen, mit welchen Johannes Gehrt's die Dichtung begleitet, tadend der Geist derselben aus: neben zahl- reichen Text-Illustrationen neun große Kunstblätter, welche die hervorragenden Phasen der Handlung packend veranschaulichen. Die ganze Ausstattung hat das Gepräge künstlerischer Vornehmheit.

Die drei berühmtesten Sammlungen von Dialekt-Dichtungen Karl Stieler's, „Weil's mi freut“, „Gabl's a Schneid“ und „Am Sannatend“ bietet, unter dem Titel „Drei Ruschen“ zu einem eleganten Prachtbände vereinigt, der Verlag von A. Bony und Comp. zu Stuttgart (geb. M. 12). Die Dichtungen selbst sind bekannt, und jede von ihnen ist seiner Zeit in diesem Blatte eingehend gewürdigt worden, einen besonderen Schmuck aber haben sie hier durch die Illustrationen von Hugo Engl erhalten. Dem Künstler ist es treffend geglückt, sowohl den schalkhaften Humor, als den ergreifenden Ernst, wie sie in den Schöpfungen Stieler's zu Tage treten, zum Ausdruck zu bringen. Gleich dem Dichter offenbart er sich als ein genauer Kenner des oberbairischen Volksthum's und läßt dasselbe auf das Glücklichste in zahlreichen Ab- bildungen sich widerspiegeln. Die Titelseite des Buches schmückt das Portrait Karl Stieler's, von einem Genius bekrönt, und darunter erblickt man das Haus am Ufer des Tegenersee's, wo der Dichter so manchen seiner herrlichsten Gesänge geschaffen hat.

Der Verlag von D. Gieseler in Halle reicht die Fortsetzung der im vorigen Jahre begonnenen „Ausgewählten Werke von Charles Dickens“ in des Dichters berühmtesten Bände: „Die Pickwickier“ (2 Bde., geb. M. 9). Die Ausstattung ist von derselben eleganten Gelegenheit, wie die früheren Bände, und auch hier sind nach den englischen Originalen einige scherzhafte Abbildungen beigelegt. Die Uebersetzung, gerade in diesem Werke von besonderer Schwierigkeit, da eine so große Anzahl von Per- sonen im Volkstöne redet, ist vorzüglich gelungen.

Eine im hohen Grade fesselnde Erzählung widmet der reiferen Jugend Reinhold Werner in seinem „Drei Monate an der Sklavenschaft“ (Stuttgart, Richter u. Kappler, geb. M. 5). Einige Abbildungen vom Marinemaler F. Lindner veranschaulichen packend die Hauptmomente der spannenden Handlung. — An das weniger vorgeschrittene Alter wendet sich Marie Beeg mit ihrer sinnigen Erzählung „Junge Freunde“ (geb. M. 5), welche die Dichterin selbst mit einigen hübschen Bildern illustriert hat; auch im Portrait stellt sich die Verfasserin ihren kleinen Lieblingen vor. Eine nicht minder hübsche Gabe sind derselben Autorin „Blüthen und Aehren“ (M. 3), ein Strauß kleiner, gefälliger Erzählungen. — Die herausgewachsene weibliche Jugend wird mit Spannung „Unterm Schnee erblickt“ von Cle- mentine Helm lesen (geb. M. 3), eine gemüthvolle Erzählung aus dem Salzburger Lande, der ein zierliches Titelbild beige- geben ist.

„Aus dem Paradiese der Kindheit“ weiß Dufel Hans gar anmüthig zu erzählen (Caedlinburg, Bieweg, geb. M. 3). Eine Schar munterer Dorfknirder wird in ihrem Thun und Treiben vorgeführt, und zwischen diese Scenen ländlichen Lebens flechten sich kurze Geschichten und Märchen ein. Die von hübschen Bildern begleitete Erzählung bildet den zweiten Theil des im vorigen Jahre erschienenen Buches „Pastors Kinder auf dem Lande“, doch ist sie auch ein abgeschlossenes Werk für sich.

Eine kleine Bibliothek humorvoller, prächtig illustrirter Schriften hat das junge Volk dem Verlage von Reizner und Buch in Leipzig zu danken. In „Fragemäulchen“ (geb. M. 5) bietet

Julius Lohmeyer ein lustiges Frage- und Antwortspiel zwischen Mutter und Kind, das Carl Köhling mit feibzig Bildern begleitet. Derselbe Autor schuf, vereint mit Frida Schanz, das nicht minder ergdliche Büchlein „Unser Hausglück“ (geb. M. 6), von Wol- demar Friedrich durch fünfundsiebzig Bilder illustriert. Den von Julius Kleinmichel in fünfzig Abbildungen dargestellten „Kin- derhumor“ (geb. M. 4,50) mit munteren Versen zu begleiten, rief Julius Lohmeyer Johannes Trojan zur Hilfe, und der Mit- arbeiterchaft mehrerer anderer Poeten bedient er sich in dem „Tollen Buch“ (geb. M. 4,50), in welchem R. A. Jaumann's Künstlerhand eine Menge der seltsamsten Abenteuer, deren Helden die verschiedensten Dinge und Geschöpfe sind, zum besten giebt. Denjenigen, die nicht mehr mit Bildern und Versen zufrieden sind, sondern schon eine „Geschichte“ lesen wollen, bieten sich zwei Werke dar, in denen Julius Lohmeyer allein als Verfasser oder vielmehr als Bearbeiter auftritt: „Kater Kurrs Tagebuch“, nach G. L. A. Hoffmann launig erzählt und von Fedor Flinger mit fünfzig allerliebsten Bildern begleitet (geb. M. 5), und „Robinson“ (geb. M. 4,50), dessen wunderbare Erlebnisse Carl Marr durch achtundvierzig farbenprächtige Plätter er- läutert. Um die Lohmeyer-Bibliothek vollständig zu machen, erwähen wir noch, daß die von dem liebenswürdigen Poeten heraus- gegebene „Deutsche Jugend“, seitdem sie in den neuen Verlag übergegangen ist (Berlin, Simion, pro Quartal 3 Bste, M. 3), sich des Schmuckes farbiger Abbildungen erfreut, die natürlich in den Augen der jungen Welt den Werth der trefflichen Schrift noch bedeutend erhöhen.

„Goldene Jahre“ führen Rudolf Geißler und Johannes Trojan, der eine in humor- und poesieerfüllten Abbildungen, der andere in sinnigen Versen, vor (Rürnberg, Amersdorffer, geb. M. 3,60). Die anmüthigen Plätter, die zum größeren Theile um ein effectvolles Hauptbild noch Gruppen reizender kleiner Neben- figuren ranken, bringen in stufenweisen Vordritten die Ent- wicklung der Jugend zur Anschauung, von jener Zeit, da der Storch dem glücklichen Paule das erlebte Geschenk gebracht, bis zu den Tagen, da das „Fräulein“ in die Geheimnisse der Koch- kunst einzubringen beginnt, während der Jüngling, mit „des Königs Rod“ angethan, die erste Ahnung vom Ernste des Lebens erhält.

Eine hervorragende Stelle unter den beliebtesten beweglichen Bilderbüchern nimmt „Alles rührt sich“ ein (Wien, Perles, cart. M. 5). Die Zeichnungen sind von Th. von Pichler mit fröhlichem Humor entworfen, in dem sich auch die Verschen von Ph. Brunner bewegen. Der freudigen Uebersetzung darf das Ganze bei dem kleinen Volke sicher sein.

Ein dastiges, von zartem poetischen Hauch umflogenes Märchen bietet Alberta von Freydoerf in ihrem „Waldringehöhen“ (Berlin, A. Dunder, cart. M. 3), dem sechs anmüthige Illus- trationen von Professor Ferdinand Keller noch erhöhten Reiz verleihen. — Die im gleichen Verlage erschienenen „Reise- erinnerungen aus Throl“ (Vierung 1, M. 3), sechs Blatt Zeichnungen von Toni Grubhofer, geben Ansichten von Inns- bruck und seiner nächsten Umgebung wieder.

Eine reiche Fülle des Unterhaltenden und Belehrenden um- schließt der einunddreißigste Jahrgang von Isabella Braun's „Jugendblättern“ (München, Braun und Schneider, geb. M. 3,50). Neben einer größeren Anzahl von Erzählungen enthält der stattliche, reich illustrierte Band Gedichte, Biographien, Auf- sätze aus verschiedenen Gebieten des Wissens, allerlei Artickeln für zur Zeit und selbst ein kleines Theaterstück. — Aus dem gleichen Verlage sind siebenunddreißig neue „Münchener Bilder- bogen“ (cart. M. 3,40) in der bekanteten mannigfachen Umwech- selung der Stoffe, und ein sehr elegant ausgestatteter Band „Ge- dankensplitter“ (geb. M. 3,50) zu erwähnen, welcher eine Sammlung kurzer, prägnanter Aussprüche enthält, die im Laufe der Jahre, den Ernst und den Humor des Lebens glöckend, in den „Liegenden Blättern“ erschienen sind.

Ferdinand Schmidt, der beliebte Volksschriftsteller, reicht sechs neue Bändchen seiner „Patriotischen Erzählungen“ (Düsseldorf, Bagel, cart. je M. 1). Die „Bilder aus den Freiheits- krieg“ führen in einzelnen Darstellungen die Hauptmomente des großen Kampfes vor; „Künstler und Handwerker“ erzählt, wie Gottbold Adler vom einfachen Tischlerlehrling sich zum berühmten Künstler empor arbeitete, und „Frei vom Dänenjoch“ veridicht die Schilderung von der Befreiung Schleswig-Holsteins mit einer hübschen Familien-Geschichte. „Drei eiserne Männer“ enthält die Biographien des Kaisers Wilhelm, Bismarck's und Moltke's; „Königgrätz“ schildert die Ereignisse von 1866, und „An's Vater- land, an's theure, schließ Dich an“ erzählt, wie der Krieg von 1870 einen der Heimath entfremdeten Deutsch-Amerikaner dem Vaterlande wieder zuführt.

Das von demselben Verfasser herausgegebene „Buch der Märchen“ (Berlin, Haad, geb. M. 4,50) bietet sich in vierter Auflage dar. Es enthält sorgfältig ausgewählte Beiträge der be- liebtesten deutschen Erzähler und ist mit vier farbigen Bildern ge- schmückt.

Empfiehl sich Paul Rojer's „Kotiz-Kalender als Schreibunterlage“ (Berlin, Rojer, M. 2) mit seinen mannig- fachen Beigaben für Verkehr und Handel für den Schreibtisch des Hausherrn, so bieten der elegante, mit einem Farbendruck versehene „Damen-Almanach“ (Berlin, Haude und Spener, M. 2) und der nicht minder zierliche „Damen-Kalender“ (Berlin, Haad, M. 2), mit einem photographischen Genesebildchen und einigen literarischen Beiträgen versehen, sich der Frauenwelt dar. Aus dem letzteren Verlage ist auch der kleine Portemonnaie-Kalender (75 Pf.) zu erwähnen. — Im vierten Jahrgange erscheint das von Frau Caroline von Frieien herausgegebene „Wirth- schaftsbuch der deutschen Hausfrau“ (Düsseldorf, Bagel, M. 4), bekant durch die Fülle der Rathschläge, welche es ertheilt. Den anerkannten Vorzug von Hoffmann's „Haushaltungsbuch“ (Stuttgart, Hoffmann, M. 2) bildet, neben der eleganten Ausstattung, die sehr practische Einrichtung, welche die genaueste Controle von Einnahmen und Ausgaben ermöglicht.

Als ein ebenso unterhaltender wie nützlicher Zeitvertreib für die reifere Jugend stellt sich Werner's Koroplastik dar (Wien, Lechner). Derselbe ermöglicht, unter Benutzung der Vor- lagen, die Vielfältigkeit formvollendeter Relief-Portraits her- vorragender Personen in beliebiger Anzahl; ja bei ausgeprohenem Formtalent wird der jugendliche Thonkünstler bald zu selbstän- digem Schaffen gelangen. Eine elegante Kassetten enthält nebst allen Modellir-utensilien und einem Portrait fein geschliffenen Bildhauer-Thones auch eine Anzahl Modellir-Formen von Relief- Portraits. Bisher ist hieron eine Auswahl von zweieunddreißig Portraits vorhanden, das österreichische und deutsche Kaiserpaar, berühmte Staatsmänner, Dichter, Künstler, mythologische Per-

ionen u. f. w. darstellend. Die beigegebene Gebrauchsanweisung ist leicht verständlich, sodas schon nach kurzer Uebung der „Koroplastiker“ mit einem selbstgeschaffenen Schiller oder Goethe, Wolke oder Tegethoff, Mozart oder Wagner in Gold- und Kupferbronze oder Terracotta-Farbe zur Ausschmückung des ertlichen Heimes beitragen kann. Der Preis der Arbeitskosten beträgt, je nach der Ausstattung, 10, 15 und 25 Mark. Für die durch den Gebrauch abgenutzten Utensilien ist jederzeit Ersatz zu beziehen.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge. 190. Blatt. (Zur Ausgabe mit allen Kupfern.) — Lombardischer Edelmann um 1450. Von A. von Heyden. — Denselben Bilde des Vittore Pisano, dem wir Blatt 195 entnommen haben, verdanken wir auch dieses Kostüm eines Begleiters der heiligen drei Könige. Ueber einen knappen Ledner von dunkelolivgrünem Seidenstoffe, der an dem gelb eingefassten Stehtragen des Halses und am Aermel sichtbar wird, liegt ein Trappert von rothem, großgemastetem Damast mit kurzen Saushämmeln. Das Reichen des Trappert ist in Falten gelegt, während der Schoß sich glatt um die Hüften schmiegt. Das ganze Kleidungsstück ist entweder mit Pelz gefüttert oder stark wattirt. Da, wo der Pelzbesatz an den Schoß angeheftet ist, deckt die Nacht eine breite, dunkelgrüne Vorte mit schwarzem Rande, auf der sich geschmackvolle Goldornamente hinziehen. Die Beine sind mit rothen, genähten Strumpfhosen, wahrscheinlich mit Ledersohlen, bekleidet.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Die von Christine Nilsson gegebenen Concerte haben den Billethändlern einen sehr empfindlichen Schaden gebracht. Diese Geschäftsleute, die in den Mitteln, sich Billets zum Kassensprei zu verschaffen, nicht eben wählerisch sind, hatten sich für beide Concerte zahlreiche Plätze gesichert, mußten aber gleich am ersten Abend die Erfahrung machen, daß die Werthschätzung, welche die Sängerin bei dem Berliner Publicum genießt, nicht der gewaltigen, von dem Impresario der Künstlerin gemachten Reclame entspricht. Statt durch den Verkauf ihrer Billets ein kleines Vermögen zu gewinnen, vermochten die Händler ihre Waare nicht einmal unter dem, allerdings sehr hohen Kassensprei an den Mann zu bringen, und in ihrer Verzweiflung acceptirten sie schließlich jedes Angebot, sodas Mancher, welchen der Zufall vor dem Concert-Saale vorbeiführte, für wenige Nickel in den Genuß eines Nilsson-Concertes gelangte. Durch den Verlust erbittert, ließen einige der Händler sich zu Störungen im Saale hinreißen. Nicht so schlimm gestaltete sich die Sache bei dem zweiten Concerte, weil eben die Händler, durch die trübe Erfahrung belehrt, von vornherein mäßige Preise forderten, doch haben sie immerhin einen Schaden von mehreren tausend Mark erlitten. Der künstlerische Erfolg der Frau Nilsson blieb übrigens beträchtlich hinter den Erwartungen zurück. Die Kritik tabelte an der Sängerin namentlich die theatrale, nach äußerem Effect haschende Art des Vortrages.

Wiesbaden. — Die Witwe Franz Abt's, des trefflichen Vieder-Komponisten, wurde durch eine sinnige Kundgebung von Deutschen jenseits des Oceans überrascht. Die Gesangsvereine von Brooklyn ließen ihr durch einen besonderen Abgesandten einen auf schwarzem Atlas ruhenden Lorbeerkranz in Silber und Gold überreichen, auf dessen Mänteln die Namen der an der Widmung theilgenommenen Gesangsvereine verzeichnet sind. Der Kranz war begleitet von einer Beileids-Adresse in kunstvoller Ausführung.

Wien. — Das unter der Regide des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich in's Leben gerufene Werk „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ erfreut sich auch der Mitarbeiterschaft der Erzherzogin Valerie, der zweiten, sechzehnjährigen Tochter des Kaiserpaars. Die Prinzessin hat die Beschreibung des Schlosses Gödöllö, ihres Geburtsortes, und dessen nächster Umgebung übernommen. Daß die Erzherzogin eifrig die Dichtkunst pflegt, ist bekannt; einige ihrer poetischen Schöpfungen hatten auch ihren Weg in die Tagesblätter gefunden. Dies war indessen durch Indiscretion geschehen, und die Dichtungen der jungen Fürstin blieben bisher privater Natur. Jetzt aber hat die Prinzessin selbst den Pfad der Oeffentlichkeit betreten: in einem der letzten Hefte der von Isabella Braun in München herausgegebenen „Jugendblätter“ befindet sich ein anmuthiges Gedicht der Erzherzogin, „Der junge Rhein“ betitelt, das dem poetischen Empfinden und der Formgewandtheit der fürstlichen Dichterin das günstigste Zeugnis ausstellt.

— Frau Adele Beckmann, die jüngst in Paris verstorbene Witwe des berühmten Romikers Friedrich Beckmann, hat ihr gesamtes Vermögen von hundertzweihunderttausend Gulden für eine in Wien zu errichtende Stiftung für deutsche Bühnenkünstler und Künstlerinnen bestimmt. Erst als Fräulein Muzarelli, Johann als Gattin Beckmann's war die Verbliebene eine beliebte Soubrette des königlichen Theaters zu Berlin, später des Theaters an der Wien gewesen. Nachdem Beckmann an das Burgtheater engagirt worden, begab sie sich auf Gastreisen und siedelte nach dem Tode ihres Gatten, 1866, nach Paris über, wo sie in stiller Zurückgezogenheit lebte. Die oben erwähnte Stiftung soll den Namen „Friedrich Beckmann-Stiftung“ führen und vom Wiener Magistrat verwaltet werden.

Paris. — In der französischen Hauptstadt practiciren gegenwärtig acht weibliche Aerzte: Madame Madeleine Bro's seit dem Jahre 1875, Mademoiselle Clarisse Daniel seit 1876, Madame Bourcier seit 1878, Mademoiselle Berneril seit 1879, Madame Rosa Perrée und Madame Guénot seit 1881, Mademoiselle Benoit und Madame Verline, letztere eine Rusin von Geburt, seit 1883. Der Umfang der Praxis richtet sich bei diesen Damen im Allgemeinen nach der Anciennetät, doch sind die beiden geachteten Aerztinnen Madame Bro's, welche sich ausschließlich mit der Heilung von Frauen und Kindern beschäftigt, und Madame Perrée, welche in der Rue Notre Dame de Nazareth eine Klinik für beide Geschlechter unterhält. Diese Klinik macht, obwohl sie nur in Ausnahmefällen unentgeltlich Hilfe gewährt, den von Männern geleiteten Instituten eine scharfe Concurrenz; im vergangenen Jahre zählte sie neuntausend Kranke, sowohl Männer wie Frauen. Die Mehrzahl der genannten Aerztinnen widmet freilich ihre Hülfe nur dem weiblichen Geschlecht; einige dagegen machen unter den Kranken, welche sie rufen lassen oder in ihrem Sprechzimmer erscheinen, keinen Unterschied. Mehrere der Damen sind als Theater-Aerzte, Mademoiselle Benoit als Sanitäts-Commissar bei den Pariser Mädchenschulen angestellt. Sie hat darüber zu wachen, daß die Schulerinnen nicht mit Arbeiten überbürdet werden, und daß über der geistigen Ausbildung nicht die körperliche vernachlässigt wird.

Daß in Paris überhaupt Frauen zum ärztlichen Studium zugelassen wurden, soll der Kaiserin Eugenie zu verdanken sein. Als im Jahre 1870, kurz vor dem Falle des Kaiserreiches, Madeleine Bro's sich bei der Pariser medicinischen Facultät als Studentin wollte einschreiben lassen, erregte der Fall solches Aufsehen, daß darüber dem Unterrichts-Minister, Herrn Duruy, Bericht erstattet wurde, und letzterer unterbreitete die principiell so wichtige Frage dem Staatsrath. Nun befand sich der Kaiser bereits im Lager von Châlons, und die Kaiserin Eugenie führte den Vorsitz. Während die Meinungen der Minister getheilt waren, entschied sie die Sache zu Gunsten der Madame Bro's und damit, nachdem dieser Präcedenz-Fall geschaffen war, zum Vortheile aller weiblichen Studierenden der Medicin. „Ich hoffe,“ soll die hohe Frau gesagt haben, „daß diese junge Perion Nachahmerinnen findet, und daß wir bald in Paris ein Frauen-Hospital errichten können, an dem Frauen als Aerzte wirken.“

— Frau Henry Gréville, eine der talentvollsten und glücklichsten Nachfolgerinnen der George Sand, zeichnet sich durch eine merkwürdige Unternehmungslust aus. Da ihr der schriftstellerische Vorber nicht genügt, hat sie sich seit einer Reihe von Jahren, ohne darum den Roman zu vernachlässigen, dem Gebiete des öffentlichen Vortrages zugewandt und auf demselben in Belgien, Holland und der Schweiz bemerkenswerthe Erfolge errungen. Hierdurch ermutigt, hat sie sich entschlossen, den Bitten ihrer zahlreichen Freunde und Leser in America nachzugeben und eine Vortrags-Tournee in den Vereinigten Staaten anzutreten.

London. — Lady Gordon, eine Palastdame der Königin Victoria, hat in Coventgarden ein großes Modewaaren-Geschäft errichtet, in welchem sie selbst die Kunden empfängt und bedient. Die Ursache dieses Streiches liegt darin, daß der Schwager der Lady, der Marquis of Huntly, sich weigert, seiner verwitweten Schwägerin eine Rente auszuweisen, die ihr eine standesgemäße Existenz verbürgt, und ihr „nur“ dreitausendfünfhundert Pfund Sterling (siebzehntausend Mark) jährlich geben will. Die Königin hat selbstverständlich die Palastdame sofort verabschiedet, und von der Aristokratie ist die neue Firma in den Bann gethan; allein in den reichen Bürgerkreisen scheint man Vergnügen daran zu finden, von so hocharistokratischen Händen bedient zu werden, und Lady Gordon macht glänzende Geschäfte.

— Der von Lady Dufferin, der Gemahlin des Vizekönigs für Indien, begründete Fonds zur Beschaffung besserer ärztlicher Hülfe für die eingeborenen indischen Frauen erhält fortwährend reiche Zuwendungen. Kürzlich spendete der Maharadscha von Jeypore zehntausend, der Rajah von Kupurhalla fünftausend Rupien. Von den bisher eingegangenen Geldmitteln gedenkt man in Madras ein Hospital zu errichten.

Rom. — In Crema in der Lombardei verschied im Alter von kaum dreißig Jahren die als geistvolle Schriftstellerin bekannte Gräfin B. Venenuti. Sie redigirte das in Familienkreisen verbreitete Journal „Leffriche für junge Mädchen“, beschäftigte sich auch mit der Landesgeschichte und veröffentlichte vor Kurzem „Die Geschichte eines italienischen Offiziers im siebzehnten Jahrhundert“. Die Verstorbene war auch eine vorzügliche Pianistin und gab im Jahre 1881 eine Monographie der italienischen Musik heraus, die von gründlichen Kenntnissen zeugt.

Belgrad. — Ein ungewöhnliches Treiben herrscht seit Beginn der Feindseligkeiten mit Bulgarien in den Loust von der Königin Katalie von Serbien bewohnten Räumen des Königspalastes. Auf Anordnung der hohen Frau verwandelten sich dieselben in Schneidwerkstätten, in welchen die Königin mit den Damen ihres Hofstaates wie der Belgrader Gesellschaft eifrig beschäftigt ist. Wäsche und Kleider für die Soldaten der serbischen Armee herzustellen. Die Königin Katalie hatte für diesen Zweck aus Budapest vierzig Nähmaschinen kommen lassen, deren Geräusch jetzt von früh bis spät die Räume des Königspalastes erfüllt.

Philippopol. — Die bulgarische Armee besitzt ein Amazonen-Corps, das allerdings bei Ausbruch des Krieges mit Serbien nur aus zwölf „Männ“ bestand. Die Bekleidung dieser kriegerischen Damen, die übrigens sämmtlich sich nicht mehr in jugendlichem Alter befinden, besteht aus weiten, unter den Knien zusammengebandenen Hosen und einer kurzen Reithose; die Hüften umgürtet ein rother Shawl, und ein bulgarischer Kalpak dient als Kopfbedeckung. Befehligt werden die Amazonen, welche wie Männer zu Pferde sitzen, von einer Dame, welche bisher Vorträgerin des Waffenhauses zu Philippopol gewesen war. Von hervorragenden Thaten, welche diese weiblichen Krieger verrichtet hätten, ist bisher nichts vernommen worden.

Kabul. — Wahrhaft fürstlich zu belohnen weiß die erste Gemahlin des Emirs von Afghanistan. Bis vor Kurzem noch eine Skavin, wurde sie zur ersten Chabine (rechtmäßige Gattin) erhoben, bei welcher Gelegenheit ihr der Emir, altem Herkommen gemäß, in Gegenwart seines ganzen Hofstaates eine goldene Krone auf's Haupt setzte. Nicht lange darauf erkrankte die Favoritin lebensgefährlich und ver sprach dem Arzte für den Fall ihrer Genesung eine außerordentliche Belohnung. Der Sorgfalt des Arztes gelang es, die Kranke zu retten, die ihm in ihrer Freude nun eben jene Krone, die erst vor Kurzem ihr Haupt geziert, in's Haus sendete. Da der Werth derselben fünfhunderttausend Rupien (etwa dreißigtausend Mark) beträgt, kann der Heilkünstler mit diesem Honorar wohl zufrieden sein. Es fragt sich nur, ob der Emir ihn lange im Genuße des Geschenkes belassen wird und nicht vielleicht bald die Krone für eine neue „erste“ Gemahlin braucht.

Peking. — Für den jungen, fünfzehnjährigen Kaiser von China wird bereits jetzt Braut geschon gehalten, obwohl nach chinesischem Hoffitte noch drei Jahre vergehen müssen, ehe der „Sohn des Himmels“ heirathen darf. Aber nach den Vorschriften derselben Sitte sucht man schon jetzt die Braut aus, welche, nachdem sie gefunden worden, bis zur Vermählung in einem besonderen Palast Aufnahme erhält, der für sie freilich nicht viel mehr als eine glänzende Gefangenschaft bedeutet. Die Braut darf nur aus dem Volksstamme der Mandchu, welchem auch die herrschende Dynastie angehört, ausgewählt werden; auch muß ihr Vater mindestens zu der fünften Rangklasse, die etwa dem deutschen Freiherrnstande entspricht, zählen. Nach der Wahl der Braut tritt für deren Angehörige eine Standeserhöhung ein, doch bleibt die zukünftige Gemahlin des Kaisers ihrer Familie für immer entzogen. Die Brautwahl geschieht meistens in der Art, daß in allen Provinzen des ungeheuren Reiches eine Anzahl besonders schöner Mädchen ausgesucht werden, unter denen dann eine eigere Auswahl stattfindet, und aus dieser Auslese des chinesischen Mädchenklosters treffen die nächsten Verwandten des Kaisers die Entscheidung. Der junge Fürst wird nicht gefragt, er hat die ihm erlorene Braut, die er erst am Tage der Hochzeit zu sehen bekommt, nur zu heirathen.

Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Mode vom December 1885.



Nach einem Stiche von Duhamel im „Cabinet des Modes vom 15. December 1785“.

Die meisten der in den Pyramiden-Gräbern gefundenen alten Schmuckstücke, ob sie nun aus dem Besitze von Pharaonen stammen oder weniger erlauchtem Ursprunges sind, zeigen das „Ubschah“, das heilbringende Auge der höchsten Gottheit. Wie wir bereits in der Heft-Ausgabe des November berichteten, hat man dieses altägyptische Glückssymbol nun auch für die modernen Schmuckgegenstände acceptirt, nachdem man den Piz, das Kleblatt, den Adorn, das Schweinchen u. A. m. als glückbringenden Schmuck getragen. Wie jene, wird das Ubschah, ein Auge, dessen halb geschlossenem Lide Thränen entquellen, als Broche, an Halsketten und Armringen, als Brosche und als Vorstecknadel getragen. Die Anregung zu einem anderen Schmuck nicht minder originellen Ursprunges kam uns von Kürnberg; die Verwendung der schönen, röhrenartigen Kloben der alten Spindeluhren zu Halsketten, Broschen, Armbändern, Rämmen, Knöpfen, Anhängern u. f. w. (Wir veröffentlichten bereits in der Nummer vom 16. August 1883 eine mit Granaten besetzte Spange.) Für die neueste Fassung der Edelsteine, hauptsächlich der Brillanten, sind die Bilder des Sternenhimmels als Vorlagen herbeigezogen. Halbmond, Polarstern, Vår, Kreuz u. f. w. glänzten bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzessin von Orleans über der Stirn fürstlicher Frauen; jetzt werden dieselben Bilder, in allerdings weniger anfällbaren Steinen, in den Juwelierräden der Hauptstädte feilgeboten.

Einen vermöge seiner Einfachheit zum Weihnachtsgeschenk für Kinder und junge Mädchen geeigneten Schmuck ergibt starker, massiver Golddraht, zu Armbändern, Broschen u. f. w. mit der Namens-Schiffre der Trägerin geformt.



Mit wahren Enthusiasmus berichten die Pariser Blätter nicht allein von dem künstlerischen Erfolge der letzten Premiere des Gymnase-Theaters „La Doctoresse“, sondern auch von den geschmackvollen Toiletten der Trägerin der Titelrolle. Tactvoll hat diese „Doctoresse“ es verstanden, das Männliche ihrer Rolle auch in der Kleidung zu charakterisiren. So trug sie im zweiten Acte ein Pe-suchs- und Straßen-Rokkum von schwarzer Haile, den glatten Rock an der einen Seite mit einer Schleiße, an der ande-



Das weiße Cröpe de Chine-Tuch findet neue Verwendung als Draperie über einem Spigen- oder Füllrock. Will man das

Luch nicht zerschneiden, so lassen sich einige Meter passenden Stoffes für die Taile in jedem besseren Magazin erwerben.

Für ganz junge Mädchen wählt man wieder viel die Mieder-tailen, vorn über einem Voltheil geschnitten, auf der Schulter mit Bandschleifen verziert. Eine Art Falkenbluse mit langen, weiten Ärmeln aus Tüll, Mull oder Gaze dient zur Ergänzung. Sehr lieblich erweisen sich Hals- und Kermelbündchen aus den zum Schleifenschnitt verwendeten Bände.

Neue Handarbeiten

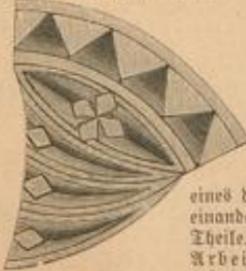
Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Kleine Weihnachtsgeschenke.

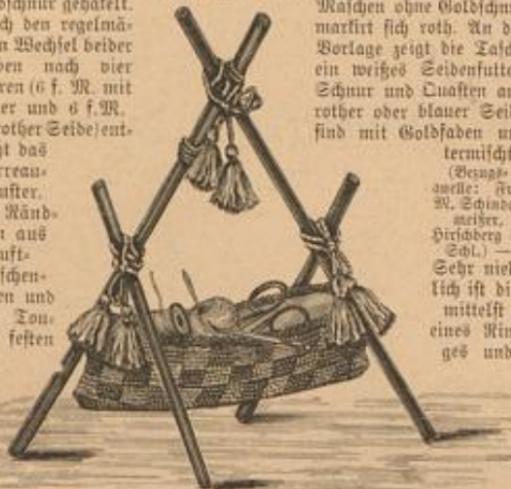
Mit den nachfolgenden kleinen Handarbeiten, welche sämtlich wenig Zeit und Mühe erfordern, bieten wir allen denjenigen Leserrinnen hülfreiche Hand, die noch schleunigst einige zierliche Weihnachtsgeschenke anzufertigen wünschen. In der nachfolgenden Nachschneiderei ist das



runde Kästchen hergestellt, welches sich zur Aufnahme von Stecknadeln etc. oder auch als Bonbonniere eignet. Von dem Muster der Deckelverzierung geben wir naturgroß eines der sechs ineinander gefügten Theile. — Der Arbeitständer besteht aus einem



schwarzen Rohrgeflecht von 36 Cent. Höhe und 23 Cent. Breite und einer länglichen, Leitere nicht bei 22 Cent. Breite 5 1/2 Cent. Tiefe und wurde mit rother und blauer Gordinet-Seide Goldschnur gefädelte. Durch den regelmäßigen Wechsel beider Farben nach vier Touren (6 f. R. mit blauer und 6 f. R. mit rother Seide) entsteht das Carreau-Muster. Das Ränderchen aus Luftmaschenbogen und zwei Touren festen



daran befestigten Tasche. In der Vorlage zeigt die Tasche ein weißes Seidenfutter, Schnur und Quasten aus rother oder blauer Seide sind mit Goldfaden untermischt. (Zeitungswelt: Art. N. Schindelmeyer, Hirschberg in Schl.) — Sehr niedlich ist die, mittelst eines Ringes und

zwei Angelstäbchen zu schließende Spielbörse, deren Außenbekleidung in der naturgroß veranschaulichten Rahmen-Arbeit besteht. Diefelbe wird für beide Seiten des 7 Cent. breiten, 10 Cent. langen Täschchens im Zusammenhang hergestellt. Auf einer entsprechend großen Carton-Unterlage spannt man zunächst das an den Rändern von Destrüchen gehaltenen Carreau-Netz aus Goldschnürchen, worauf die dichten Spinnen nach Vorschrift der Darstellung mit Gordinet-Seide in zwei Tönen einer Farbe auszuführen sind. Mit der dunkleren Seide gefädelte Maschen sichern die Ränder des Netzes. Nachdem letzteres mit weißem Seidenfutter versehen worden, legt man es zur Hälfte zusammen und verbindet die Seiten durch gefädelte Picots, aus 1 festen M., welche die sich gegenüber liegenden Randmaschen erfassen, 3 L. und 4 festen M. An der oberen Öffnung ist jede Hälfte des Taschenrandes mit vier hin und her gearbeiteten Touren Stäbchenmaschen in abgestufter Länge zu versehen; die erste derselben zählt 20, die letzte, welcher eines der Bronzestäbchen einzuschließen ist, 16 Stäbchen. Dieser Tour folgt noch eine Picot-Tour. (Zeitungswelt: Art. N. Schindelmeyer, Hirschberg in Schl.) — Die Ausstattung des mit rothem



blüch belledeten Photographie-Albums, welches sich an beiden Seiten öffnet und bei 18 Cent. Breite 23 1/2 Cent. Höhe misst, besteht in einem schräg aufgelegten Schild aus rothem Leder. Die zur Verzierung desselben dienende einfache Stickerei wird nach vorgebohrten Löchern mit Sattlerseide oder Goldfaden ausgeführt. (Zeitungswelt: D. Krapp, W. Leipzig Str. 129.)



Mit dem Glacé-Zeller erinnern wir an die wenig Zeit raubende Leder-schnitt-Arbeit. Die Vorlage gehört zu den Gegenständen, welche, vorgezeichnet und angefangen, durch G. Fritzsche, Leipzig, kurze Str. 10, zu beziehen sind (auch Bezugsquelle für die vollständig eingerichteten Werkzeugs-Kisten für Lederarbeiten).



Der als Arbeitstischchen oder Operngucker-Behälter sich empfehlende Pompadour wurde aus einem Foulard-Tuche von 38 Cent. Größe im Quadrat hergestellt. An den Ecken 12 Cent., in der Mitte jeden Seitenrandes 4 Cent. breit umgelegt und zu einem 1 Cent. breiten Jugsaum abgenäht, der mit 2 Cent. breiten Atlasbändern kreuzweise durchzogen ist, bildet das Tuch einen runden Fond, über den die Ränder, mit 6 Cent. breiter Spitze verziert, leicht und luftig überfallen. Die Ecken des Tuches, — an der Vorlage zeigt dasselbe zu einem rothen Fond erweitere — können beliebig mit Seiderei verziert werden. — Vorbügel-Arbeit in Holz und Metall verziert das aus zwei Cigarrenkisten zusammengesetzte Arznei-Schränken. Die Kisten, welche man zunächst leicht abhobelt und dann mit weisem, in Spiritus aufgelösten Schellack bestreicht, werden mittelst kleiner Stifte und eines untergeleiteten Bretchens derart neben einander befestigt, daß die Deckel die Flügel der nach beiden Seiten sich öffnenden Thüren bilden. Krönung und untere Verzierung bestehen gleichfalls aus Cigarrenkisten-Holz und sind mit Aufklagen verziert, die ebenso wie die Beschläge aus Metall hergestellt wurden. Innen ist das beliebig mit verschiedenen Fächern zu versehenen Schränkchen mit braunem Papier ausgeklebt. — Die 30 Cent. hohe, mit Fußgestell und Griffen aus Bronze ausgestattete Base der Jar-



binäre zeigt die Relief-Verzierungen aus Gummi-Anetmasse (Zeitungswelt für Material etc.; Kell und Meiners, W. Leipzig Str. 10), deren Ausführung an dieser Stelle in der zweiten Juli-Nummer d. J. gelehrt wurde. (Zeitungswelt für künstliche Blumen-Arrangements; F. Fendtmann, W. Leipziger Str. 88.)



binäre zeigt die Relief-Verzierungen aus Gummi-Anetmasse (Zeitungswelt für Material etc.; Kell und Meiners, W. Leipzig Str. 10), deren Ausführung an dieser Stelle in der zweiten Juli-Nummer d. J. gelehrt wurde. (Zeitungswelt für künstliche Blumen-Arrangements; F. Fendtmann, W. Leipziger Str. 88.)

Wirthschaftliches

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Kleines Backwerk für den Weihnachtsbaum.

1127. Kaiserjohann. 150 Gr. lauwarm gerollene Butter wird recht klar in eine Anrührschale abgeseigt und, wenn sie darin erkaltet ist, recht flüchtig zuerst zu Sahne und darnach mit 6 Eidottern verrührt. Hierauf werden nach und nach, unter fortgesetztem Rühren, 150 Gr. fein gestoßener Zucker, an welchem man vorher das Gelbe einer Citrone abgerieben hatte, 120 Gr. durchgeseibtes, bestes Weizenmehl, 120 Gr. Kartoffelmehl, 30 Gr. feinwürgig geschnittenes Citronat, 30 Gr. Korinthen und zuletzt der feinstgeschlagene Schnee von 6 Eiweiß dazu gethan. Wenn

diese Masse recht gleichmäßig erscheint, wird sie auf ein mit Butter befestigtes Backblech 1/2 Cent. hoch gestrichen und bei gelinder Hitze langsam zu goldgelber Farbe gebacken. Das Gebäck muß, sobald es aus dem Ofen kommt, sogleich in baumenbreite und fingerlange Streifen geschnitten werden.

1128. Zuckerbrezeln. 200 Gr. Zucker werden mit einem Etlöffel Vanille recht fein gestoßen und durchgeseibt, sodann mit einem ganzen Ei und einem Eidotter 10—15 Minuten recht schäumig gerührt und hiernach mit 100 Gr. leicht zerlassener Butter, 300 Gr. Weizenmehl und einer Messerspitze Salz glatt verarbeitet. Aus dieser Masse formt man kleine Brezeln, legt sie auf ein sehr sauber abgeriebenes Backblech und bäckt sie in mäßiger Hitze zu bräunlich-gelber Farbe.

1129. Mandelbrezeln. Nachdem man 125 Gr. süße Mandeln abgebrüht und auf dem Reibeisen gerieben hatte, rührt man zunächst 250 Gr. Butter zu Sahne, mischt dann, das Rühren gleichmäßig fortsetzend, nach und nach 150 Gr. gestoßenes Zucker, 4 Eidotter, die gestoßenen Mandeln, etwas Zimmt, das abgeriebene Gelbe einer halben Citrone, eine Messerspitze Salz, 6 Etlöffel dicke, süße Sahne, 4 Etlöffel Madeira und 1/2 Kilo feinstes Weizenmehl darunter, um das Ganze nun gut zu verarbeiten und hierauf einige Stunden an einem kalten Ort zu stellen. Aus dem fest gewordenen Teige formt man kleine Brezeln und vollendet sie wie die Zuckerbrezeln, nur mit dem Unterschiede, daß man sie vor dem Backen mit zerlassener Butter überpinselt, dies gleich nach dem Backen wiederholt und sie darauf dick mit Zucker und Zimmt überstreut.

1130. Thüringer Kuchentouren. Zu 2 Etlöffeln altem, gutem Rum und einem Eßlöffel edlem Kornbranntwein quillt man 1/4 Liter dicke, saure Sahne nebst 2 ganzen Eiern und 2 Eidottern gehörig durch und setzt dann dieser Mischung so viel feines Mehl zu, bis ein glatter, elastischer Teig entsteht. Diesen Teig rollt man auf einem Backbrett, indem man immer nach einer Richtung, und zwar von sich fort, rollt, zu einer dicken, möglichst großen Platte aus, belegt sie mit 1/2 Kilo in Stücken zerhackter Butter und schlägt über dieselbe den Teig von allen vier Seiten zusammen. Nun rollt man ihn in gleicher Weise wieder aus, schlägt ihn nochmals, wie vorher, zusammen und legt dies Ausrollen und Zusammenschlagen ununterbrochen fort, bis die Butter mit dem Teige eins geworden ist und der letztere Blasen wirft. Hierauf rollt man den Teig zu zwei dünnen, runden Platten aus, theilt diese mit dem Kuchenrädchen in drei fingerbreite, schräge Vierecke, bestreicht sie reichlich mit zerlassener Butter und streut eine nach Geschmack gemachte Mischung von vielem Zucker mit fein gehackten Mandeln oder gestoßenem Zimmt darüber. Die kleinen Kuchen werden bei sehr gelinder Wärme zu gelber Farbe gebacken, wozu nur kurze Zeit erforderlich ist. Ein längeres Backen würde sie austrocknen. Diese vorzüglich schmeckenden, in Thüringen sehr beliebten Kuchen halten sich in einer geschlossenen Blechbüchse oder zugedeckten Terrine viele Wochen frisch.

1131. Kagenzungen. Man verrührt 300 Gr. gestoßenen Zucker, an welchem vorher das Gelbe einer halben Citrone abgerieben worden, mit drei ganzen Eiern recht schäumig, thut sodann 250 Gr. Mehl nach und nach dazu und spritzt hierauf die Masse durch eine Spritzdüse auf ein mit Wasche bestrichenes Backblech, in Form von Kagenzungen, vorn spitz und am Ende rund. Das Gebäck wird im heißen Ofen gar gebacken.

Größere Kuchen.

1132. Englischer Kuchen. Von 1/2 Kilo mit den Schalen gewogenen Eiern schlägt man die Eidotter in einen Topf und das Eiweiß auf einer Schüssel zu Schnee. Dann stellt man 1/4 Kilo gestoßenes Zucker, eben so viel gestoßenes, feines Mehl, 125 Gr. gestoßene, süße Mandeln und 250 Gr. ausgefuchte Sultankaffeebohnen zu hin, daß jedes Einzelne, auch die Dotter und der Eierkaffee, beim ferneren Anrühren des Kuchens bequem zu erreichen ist. Inzwischen hatten hülfreiche Hände 1/2 Kilo erwärmte, ungesalzene Butter zu Sahne gerührt; hier hinein giebt man, unter fortwährendem Rühren, löffelweise Eidotter, Eierkaffee, Zucker, Mehl und Mandeln, verrührt dies Alles zu einer gleichmäßig erscheinenden Masse, giebt darnach wieder löffelweise das Genannte dazu, verrührt es in gleicher Art und fährt so fort, bis Alles nach und nach hinein gerührt ist. Zuletzt thut man die Kaffeebohnen daran, füllt dann den fertigen Teig in zwei mit Butter gut ausgestrichene Formen und bäckt die Kuchen in einem gut geheizten Ofen 1 1/2—2 Stunden. Die Formen zu diesen Kuchen haben gewöhnlich die Gestalt eines doppelt hohen, länglichen Backeins, und zur Aufnahme obigen Teiges würden zwei derselben notwendig sein. Wer größere Formen zum Backen der Kuchen verwendet, kann selbstverständlich das Ganze in eine Form thun.

1133. Butterzopf. Wie bei allem Hefen-Backwerk, müssen auch die Zutaten zum Zopfsteig schon Abends vorher in einen warmen, zugfreien Raum, in welchem man auch den Teig eingärhet hatte, gestellt werden, weil diese gelinde Erwärmung der Zutaten wesentlich zum Gelingen des Hefenteiges beiträgt. Von 1 Kilo feinstem Mehl, 1/2 Kilo ungesalzener Butter, 125 Gr. Zucker, 90 Gr. gestoßenen Mandeln und 60 Gr. in Milch aufgelöster Hefe wird nun mit Hilfe von ein wenig Milch ein elastischer Teig so weich verarbeitet, daß er sich mit den Händen, ohne viel anzuflecken, ausrollen läßt. Man muß hierzu die aufgelöste Hefe mit einem Eßlöffel voll Zucker, wenig Milch und etwas von dem Mehl zu einem ganz weichen Teig anrühren, ihn dann zudecken und an einen warmen Ort, zum gehörigen Aufgehen, hinstellen. Wenn dies geschehen ist, werden die übrigen, oben genannten Zutaten mit dem aufgezangenen Teig ausgewirkt und das Ganze wieder zum nochmaligen Aufgehen hingestellt. Hierauf macht man zwei Bröckchen, eines von zwei Dritttheilen und eines von einem Dritttheile des Teiges, theilt das größere wieder in drei gleiche Theile und rollt jeden derselben mit den flachen Händen zu langen, baumenförmigen, nach den Ecken spitz auslaufenden Würsten aus, welche darauf wie ein dreiflüchtiger Zopf geflochten und an den Enden zusammengedrückt werden. Nachdem man nun von dem kleineren Bröckchen in gleicher Art einen kürzeren und dünneren Zopf gemacht hat, legt man ihn oben auf den größeren, thut das Ganze auf ein mit Butter bestrichenes Blech, bestreicht es mit Eiweiß und bestreut es mit fein gehackten Mandeln. Sodann stellt man den Butterzopf zwanzig bis dreißig Minuten an einen sehr warmen Ort, wo er noch bedeutend aufgehen muß, und läßt ihn hierauf in gut geheiztem Ofen beinahe 3/4 Stunden gar und zu goldgelber Farbe backen. Sobald der Zopf aus dem Ofen genommen ist, wird er mit viel heißer Butter begossen und dick mit Zucker bestreut.

D. L. M.

Briefmappe.

Briefmappe von L. — Dem Danke ist entsprochen durch den von Albert Hauptvogel in Dresden konstruirten, durch Reichpatent geschützten aufhängbaren Christbaum-Ständer. Derselbe ist durch seine Schwere und eine etwas einfache, wie praktische Einrichtung dem Weihnachtsbaume

einen selten Fall, der sonst oft nur schwer zu erzielen ist. Der Ständer (N. 250) genügt auch für mehrere Tannen, doch sind für Nadelbäume, wie sie in Vereinen und Schulen üblich, ebenfalls entsprechende Ständer zu beziehen.
Abonnentinnen in München. — Kammer-Veritas stellt man der, indem man zwei Kämpfer mit einem Pfund rectificirten Weingeist überseht und, sobald der Kämpfer vollständig aufgelöst ist, die Flüssigkeit filtrirt.
Etliche in Z. — Ein bekanntes Heilmittel für Fieber ist eine Mischung von einem Theil Arter und vier Theilen Terpentins-Oel.
Kampfbühne Abonnentinnen. — Wir kennen nur ein Kartenspiel „Commer“, das von Studenten gespielt wird, und bei dem es weniger auf das Spiel, als auf das Biertrinken ankommt. Falls ein Leser über ein angeblich aus England kommendes „Geschäftsspiel Commer“ etwas wissen und uns mittheilen sollte, werden wir Ihnen die Auskunft nicht verweigern.
Junge Leserin. — Wollen Sie sich den illustrierten Katalog der Überfalten- und Bijouterie-Fabrik von Max Grünbaum kommen (W. Feininger Straße 75). Sie finden darin eine überreiche Auswahl von Neuheiten in Galanterie- und Schmuckwaaren.

Preis-Concurrenz

der Illustrirten Frauen-Zeitung für die besten Zeichnungen.

V.

Stimmen der Presse.

„Musterammlung von Holzschritten“, das klingt wie ein neues Prachtwerk, das uns die Verlagsabtheilung von Franz Eipperheide bietet. Das ist es auch; diese Musterammlung ist ein Prachtwerk, in Papier, Typen, Druck, kurz in der ganzen Ausstattung selber ein Muster. Aber es ist mehr als das und beabsichtigt mehr als das; es erscheint, wie uns die Einleitung belehrt, mit einer Tendenz, dem Holzschritte, insbesondere dem deutschen, auf bestimmtem Gebiete auch eine bestimmte Richtung zu geben.
 Der Holzschritt ist, künstlerisch betrachtet, von zweierlei Art. Er ist entweder Facsimilechnitt, d. h. er giebt die Linien, welche der Zeichner auf dem Stocke vorgezeichnet hat, mit slavischer Treue wieder, oder er ist frei, malerisch, ein Tonchnitt: bei diesem ist die Zeichnung gewischt, getuscht, und der Xylograph hat die Töne dieser Zeichnung frei in seine eigene Kunstweise zu übertragen. Im ersteren Falle ist der Xylograph ein Handwerker, wie groß auch immer seine Geschicklichkeit sein mag, im zweiten Falle ein Künstler. Den Facsimilechnitt haben die alten Formschneider mit ihrem Messer ausschließlich geübt, darum preisen ihn auch wohl heute noch die Freunde des Alterthums als den einzig richtigen. Da der Holzschritt aber mehr und Anderes leisten kann, so ist nicht einzusehen, warum er auf das Mindere zu beschränkt sei.

Ist der Facsimilechnitt im Allgemeinen wirkungslos als der Tonchnitt, so hat er für den modernen Gebrauch in der illustrierten Tages- oder Wochen-Literatur noch den Nachtheil, daß er viel mehr Zeit erfordert und dadurch auch theurer kommt. Unsere heutige illustrierte periodische Literatur aber, welche den Tagesereignissen folgt, ist gezwungen, rasch zu arbeiten; sie muß sofort die Bilder derselben bringen und zudem auch möglichst effectvoll, wozu eben der Holzschritt mehr befähigt ist, als irgend eine andere der modernen Bervielfältigungskünste.
 Trotzdem bedient sich die deutsche illustrierte Publicistik vorwiegend des Facsimilechnittes. Das hat den Nachtheil, daß ihre Blätter oder Hefen mühsamer herzustellen sind, daß sie weniger rasch den Zeitereignissen folgen und endlich weniger wirkungsvoll sind, als z. B. die englischen und amerikanischen illustrierten Zeitungen, welche sich des breiten und offenen Tonchnittes in großem Maßstabe bedienen und damit alle Kraft und allen Saft, welche den Vorzug des Holzchnittes bilden, zur Wirkung bringen.
 Es steht damit im Zusammenhange wohl ein anderer Fehler der deutschen illustrierten Blätter. Unfähig, so wie die Engländer und Amerikaner auf die Begebenheiten des Tages einzugehen, bringen sie zu viel Holzschritte nach Gemälden, und diese sind bequemer nach Photographien geschnitten, da in der deutschen Kunst das Malen vor dem Zeichnen vorherrscht. Das hat einen doppelten Nachtheil: einmal wird der Geschmack durch die vielen sentimentalen Bilder verborben, durch die guten Oefel und zärtlichen Vätern und seligen Mütter und strümpfstrickenden oder schläfrigen nickernden Großmütter, und was dergleichen mehr ist, das alles, — buchhändlerisch, aber nicht künstlerisch, — auf die deutsche Gemüthlichkeit secularisiert. Hart und mühsam ausgeführt, hat das alles seinen Erfolg im deutschen Hause. Der zweite Nachtheil ist der, daß es in Deutschland, und bei uns leider noch mehr, an eigentlichen Illustratoren, an Zeichnern für den Holzschritt fehlt.
 Ganz anders ist das in Amerika, in England und auch in Frankreich. Man pflegt heute von der amerikanischen Kunst nicht viel zu halten, und sie ist auch ohne Frage in manchen Zweigen noch in beginnender Entwicklung begriffen, allein auf dem Gebiete der Illustration und insbesondere im Holzschritte hat sie uns überholt. Der amerikanische Holzschritt giebt nicht nur die feinsten und stimmungsvollsten Bilder, Waldesdämmerung z. B. oder Mondschein-Landschaften, welche die Farbe gar nicht vermischen lassen, sondern auch in der breiten, offenen, kraftvollen Manier großartig wirkungsvolle Darstellungen. Und die einen wie die anderen sind nicht Facsimilechnitte, sondern nach gewischten, getuschten oder skizzirten Zeichnungen frei und charakteristisch vom Xylographen in seine Weise übertragen. Sie machen darum auch

echt künstlerischen Eindruck. Ebenso ist es in England und auch in Frankreich. Dem entsprechend hat sich denn auch in diesen drei Ländern eine Schaar von Illustratoren gebildet, welche es verdienen, für den Holzschritt zu arbeiten, und in dieser Arbeit als wirkliche Künstler geschätzt werden.
 Diese Bedeutung der ausländischen Illustration ist es, welche den Herausgeber der in Rede stehenden Musterammlung veranlaßt hat, aus denselben die schönsten Holzschritte zu sammeln, sie dadurch der Vergänglichkeit der Tagesliteratur zu entreißen und sie zugleich als Muster der deutschen Xylographie vorzuführen. . . . Die nichtdeutschen Zeichner sind die ersten und die besten Illustratoren der Gegenwart. . . . Der vorausgehende Text giebt in kurzen, aber klaren Worten die Gesichtspunkte an, denen dieses Unternehmen seine Entstehung verdankt.

Regierungsrath Jakob von Falke,
 Subdirector des k. k. Oesterreichischen Museums in Wien,
 in der „Wiener Abendpost“.

Zur Beachtung.

Mit dieser Nummer schließt das Quartal. — Die Post-Abonnenten in Deutschland ersuchen wir, das Abonnement stets zeitig vor Ablauf des Quartals zu erneuern, da die Post nach Quartals-Anfang die bereits erschienenen Nummern nur auf ausdrücklichen Wunsch und gegen Entrichtung von 10 Pfennigen extra nachliefert. Die Expedition.

Zu dieser Nummer gehört ein Modenbild, für die Abonnenten der großen Ausgabe zwei Modenbilder und ein Kostümbild.

Von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 1/2 Doppelbogen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 R. 50 Pf. (1 Guld. 50 Kr., mit Postzusendung 1 Guld. 80 Kr.)
 Die Fest-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe“; das Fest (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.)
 Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf. (2 Guld. 55 Kr., mit Postzusendung 2 Guld. 85 Kr.) — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Fest-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Anzeigen

falls solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ ungenügend von uns angesehen werden sollten, senden zu dem Preise von 1 Mark für die einseitige Revue-Beilage oder dreien Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureaux, sowie in den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W., Potsdamer Straße 38, und zu Wien I., Dorotheergasse 3.
 Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugelandt, so lange der Inseratens-Kauftrag dauert.

Kunstgewerbliches.
 Siehe Seite 425.

L. C. Busch, vormals Paul Stoß & Co.,
 in Berlin W., Friedrichstr. 71.
 Leuchter in Bronze. Preis für das Paar M. 21.60.

Verlagsanstalt für Kunst u. Wissenschaft, vorm. Fr. Bruckmann in München.
 Neuigkeit dieses Jahres! Schönstes Festgeschenk!



„Nachbarskinder“, von Kob. Verschlag. Verkleinerung einer Illustration aus:
Münchener Bunte Mappe 1885.

Mit Originalbeiträgen der Künstler: Verschlag, Bodenhausen, Defregger, Diez, Gschner, Harburger, J. A. von Kambach, Kenbach, Klein-Mayer, Köpff, Marz, Oberländer, Piloty, Raupp, Coby E. Rosenthal u. A., sowie der Schriftsteller: Verndelin, Gregorovius, Breit, Große, Herr, Hoffmann, Jantzen, Kinsg, Pecht, Schach, Scherer, Steller u. A.
 Groß-Quart (108 Seiten, reich illustirt) in hochlegantem Prachtband. Preis 10 Mark.

Original in der Ober. original in der Ausfertigung wird dieses von den ersten Münchener Künstlern und Schriftstellern unternommene Werk gleich dem vorigen Jahrgang die Kunst aller Freunde zeitgenössischer Kunst und Dichtung gewinnen.
 Gleichfalls ist noch zu beziehen der Jahrgang 1884 in elegant. Prachtband zu 10 Mark.

• Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen. •

Verlag von Franz Eipperheide in Berlin.

Lehrbücher der Modenwelt.

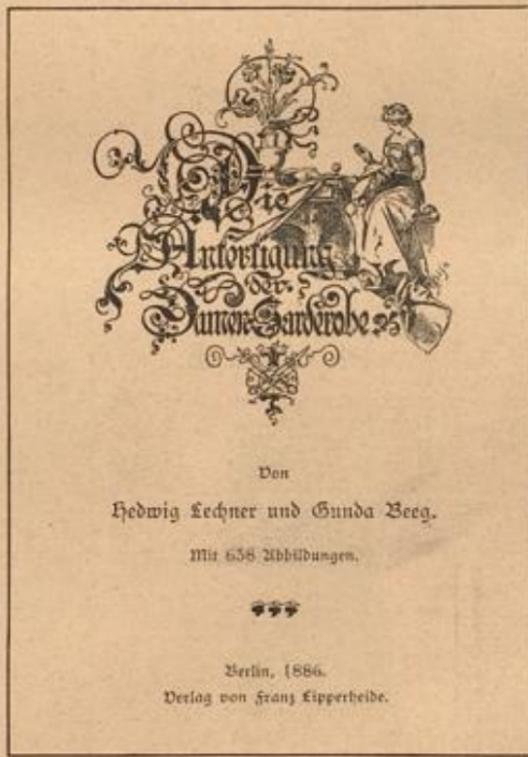
Erster Band.

Die Anfertigung der Damen-Garderobe.

von Hedwig Lechner und Gunda Beeg.

Mit 658 Illustrationen.
 Kleines Quart-Format.

Der reichhaltige Inhalt des Werkes zerfällt in zehn Abtheilungen.
 Die erste lehrt das Maßnehmen, die folgende die zweckmäßigste Benutzung von Schnittmustern, so wie kleinen Schnitt-Übersichten, die dritte giebt Anweisung zur selbständigen Aufzeichnung von Schnittmustern. Dem Zuschneiden und Fertigstellen nach diesen, den Nähten, Befestigungen und Schluß-Einrichtungen sind besondere Abtheilungen gewidmet. Ebenso wird das große Gebiet der Besätze und Garnituren selb-



In elegantem Einbände
 11 Mark 40 Pf.
 oder
 6 Gulden 70 Kr. O. W.

ständig mit anschaulichen Darstellungen behandelt. Den Schluß bildet die Behandlung und Darstellung einer Reihe von fertigen Gegenständen.
 Einen besonderen Vorzug des Werkes bilden die sehr zahlreichen, den Text erläuternden Illustrationen.
 So wird dieses Lehrbuch nicht nur Neulingen ein sicherer Leitfaden, sondern auch schon Erfahreneren vermöge seiner Vollständigkeit und Ausführlichkeit ein sehr willkommener Rathgeber sein.

Verlag von Franz Eipperheide in Berlin.

Musterbücher für weibliche Handarbeit. Neue Folge.

Die Smyrna-Arbeit.

Von Frieda Eipperheide und Clara Marggraff.

Mit 109 Illustrationen im Text und 12 in farbigen ausgeführten Musterfeldern. — Großes Quart-Format. — In elegantem Einbände 11 Mark oder 6 Gulden 60 Kr. O. W.

Seit längerer Zeit schon ist es das Streben, die schönen Muster, die Farbenpracht und auch die reiche Plüschfläche der orientalischen Teppiche durch jeder Frauenhand mehr oder weniger geläufige Arbeitsweisen zu erreichen, um ohne große Mühe und unbequemes Werkzeug den ganzen Reiz des kostbaren Teppichschmuckes für die behagliche Ausstattung des Hauses nutzbar zu machen.
 Das Gebiet der weiblichen Handarbeit wird dadurch um einen sehr unterhaltenden Zweig bereichert, und das vorliegende Musterbuch stellt sich die Aufgabe, die schnell beliebt gewordene Smyrna-Arbeit in verschiedenen Arten zu lehren und den fleißigen Freundinnen derselben eine reiche Auswahl brauchbarer Arbeitsweisen und guter Muster-Vorlagen zu bieten.

Zehn verschiedene Arbeitsweisen theilen sich in drei Gruppen: Die Canepas-Technik, die Strick- und die Webe-Technik. Die erstere bietet eine große Mannigfaltigkeit, indem sie sowohl die alten Plüsch-Stickerien, als viele neue Arbeitsweisen auf Canepas umfaßt. Während die Strick-Technik die beliebte, ältere Methode ist, Smyrna-Flächen herzustellen, wird die neue Webe-Technik alle diejenigen erfreuen, welche sich für das Feinere in der „Modenwelt“, sowie in dem jetzt erscheinenden Musterbuche „Die Webe-Arbeit mit Hand-Apparat“ eingehend gelehrte Weben interessieren.

12 in farbigen ausgeführten Tafeln mit Mustern werden nur gute, alte orientalische Teppiche zu Grunde gelegt. Die in einem besonderen Abschnitte hinzugefügten Darstellungen bieten die mannigfaltigste Anregung zur Verwendung der Smyrna-Technik für Gegenstände der verschiedensten Art.